

# IRA LEVIN



SIGNET



# ROSEMARY'S BABY



IRA LEVIN

ROSEMARIES  
BABY

*Roman*

Aus dem Englischen  
von Herta Balling

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE  
Nr. 01/8388

Titel der Originalausgabe  
ROSEMARY'S BABY

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale  
Version ist  
FREEWARE  
und nicht für den  
Verkauf bestimmt

Copyright © Ira Levin 1967  
Copyright © der deutschen Ausgabe 1968  
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Printed in Germany 1995

ISBN 3442440890

# Erster Teil

## 1

Rosemarie und Guy Woodhouse hatten gerade einen Mietvertrag für eine Fünfzimmerwohnung in einem kahlen weißen Haus in der First Avenue unterzeichnet, als sie von einer Mrs. Cortez benachrichtigt wurden, im Bramford-Apartmenthaus sei eine Vierzimmerwohnung frei.

Das Bramford ist ein altersschwarzer, riesiger Kasten, voller Wohnungen mit sehr hohen Zimmern, Kaminen und viktorianischem Dekor. Rosemarie und Guy hatten seit ihrer Hochzeit auf der Warteliste gestanden, es aber schließlich aufgegeben.

Guy drückte den Telefonhörer an die Brust und gab die Nachricht an Rosemarie weiter. Rosemarie stöhnte: »Oh, nein!« und sah aus, als ob sie in Tränen ausbrechen wollte.

»Es ist zu spät«, sagte Guy ins Telefon. »Wir haben gestern einen Mietvertrag unterschrieben.«

Rosemarie packte ihn am Arm: »Könnten wir nicht davon loskommen?« fragte sie ihn. »Ihnen irgendeine Geschichte aufbinden?«

»Bitte bleiben Sie einen Augenblick am Apparat, Mrs. Cortez«, bat Guy. »Was für eine Geschichte?« fragte er.

Rosemarie blickte ratlos drein und hob hilflos die Hände. »Ich weiß es nicht; meinewegen die Wahrheit. Daß wir eine Möglichkeit haben, ins Bramford zu ziehen.«

»Liebling, das wird sie keinen Deut rühren«, sagte Guy.

»Du mußt dir *irgend etwas* ausdenken, Guy. Wir wollen

es uns ansehen. Sag ihr das. Bitte, ehe sie auflegt.«

»Wir haben einen Vertrag unterzeichnet, Rosemarie. Wir sind gebunden.«

»Bitte! Sie legt sonst auf!« In gespielter Angst wimmernd, riß Rosemarie Guy den Hörer von der Brust und versuchte, ihn an seinen Mund zu drücken.

Guy ließ es lachend geschehen. »Mrs. Cortez? Vielleicht haben wir doch noch eine Möglichkeit, freizukommen; wir haben nämlich den regulären Vertrag noch nicht unterschrieben. Sie hatten keine Formulare mehr, so unterschrieben wir nur eine briefliche Zusage. Können wir uns die Wohnung ansehen?«

Mrs. Cortez gab ihre Anweisungen: zwischen elf und halb zwölf sollten sie im Bramford sein und dort einem Herrn Micklas oder Jerome, wer von beiden gerade da wäre, sagen, sie seien die Mietinteressenten für die Wohnung 7E. Dann sollten sie sie anrufen. Sie gab Guy ihre Telefonnummer.

»Siehst du, was du fertigbringst!« sagte Rosemarie, legte sich ein Hühneraugenpflaster auf und zog gelbe Schuhe an. »Du bist ein wunderbarer Lügner!«

Guy stand vor dem Spiegel. »Verdammt!,« sagte er, »ein Pickel.«

»Nicht ausdrücken!«

»Aber es sind nur vier Zimmer, weißt du – kein Kinderzimmer.«

»Mir sind vier Zimmer im Bramford lieber«, antwortete Rosemarie, »als eine ganze Etage in dem – dem weißen Zellenblock!«

»Gestern warst du entzückt.«

»Es gefiel mir, entzückt war ich nie. Ich wette, nicht einmal der Architekt ist von seinem Machwerk entzückt. Wir werden eine Ecke im Wohnzimmer einrichten und haben ein prachtvolles Kinderzimmer – sobald und falls.«

»Bald«, sagte Guy. Er fuhr mit dem elektrischen Rasierapparat über seine Oberlippe und schaute in seine großen braunen Augen. Rosemarie schlüpfte in ein gelbes Kleid und verrenkte sich, um den Reißverschluß im Rücken hochzuziehen.

Das Zimmer, in dem sie sich befanden, war Guys Junggesellenwohnung gewesen.

Es war Dienstag, der 3. August.

Mr. Micklas war klein und flink. An beiden Händen fehlten ihm Finger, was das Händeschütteln peinlich machte, jedoch offensichtlich nicht für ihn. »Oh, ein Schauspieler«, sagte er und drückte mit dem Mittelfinger einer Hand auf den Knopf für den Lift. »Wir sind sehr beliebt bei Schauspielern.« Er nannte vier, die im Bramford wohnten, alles bekannte Namen. »Habe ich Sie schon in irgendeinem Stück gesehen?«

»Vielleicht«, antwortete Guy. »Vor einiger Zeit gab ich den ›Hamlet‹, nicht wahr, Liz? Und dann ›The Sandpiper‹.«

»Er macht Spaß«, sagte Rosemarie. »Er hat in ›Luther‹ und ›Nobody Loves An Albatross‹ gespielt und dann in einer Reihe von Fernsehspielen und im Werbefernsehen.«

»Das bringt was ein, beim Werbefernsehen, nicht wahr?« sagte Mr. Micklas.

»Ja«, sagte Rosemarie, und Guy fügte hinzu: »Und dann

der künstlerische Reiz ...«

Rosemarie sah ihn flehend an; er blickte mit Unschuldsmiene zurück und schnitt dann über dem Kopf von Mr. Micklas eine boshaft Vampirgrimasse.

Der Lift – eichenholzgetäfelt, mit umlaufender Handleiste aus blankgeputztem Messing – wurde von einem uniformierten Negerjungen bedient, der ständig grinste.

»Sieben«, befahl Mr. Micklas. Und zu Rosemarie und Guy sagte er: »Die Wohnung hat vier Zimmer, zwei Bäder und fünf Nebenräume. Ursprünglich waren die Wohnungen in diesem Haus sehr groß – die kleinste hatte neun Zimmer –, aber nun sind sie fast alle aufgeteilt in Vier-, Fünf- und Sechszimmerwohnungen. 7E ist eine Vierzimmerwohnung, ursprünglich die Rückseite einer Zehnzimmerwohnung. Sie hat die ursprüngliche Küche und das Herrschaftsbad, beides sehr groß, wie Sie gleich sehen werden. Das ursprüngliche Herrschaftsschlafzimmer ist jetzt Wohnzimmer, ein anderes Schlafzimmer ist Schlafzimmer, und zwei Dienstbotenzimmer sind zum Eßzimmer oder zweiten Schlafzimmer zusammengezogen. Haben Sie Kinder?«

»Wir wollen welche haben«, entgegnete Rosemarie.

»Die Wohnung hat ein ideales Kinderzimmer mit voll ausgestattetem Bad und einem großen Nebenraum. Gereduzt maßgeschneidert für ein junges Ehepaar wie Sie.« Der Aufzug hielt an, und der grinsende Negerjunge manövrierte ihn hinunter – hinauf und wieder hinunter, bis er mit dem Flur draußen bodengleich war. Immer noch grinsend, zog er das innere Messinggitter zurück und stieß die äußere Rolltür auf. Mr. Micklas rückte zur Seite. Rosemarie

und Guy traten hinaus – in einen schwach beleuchteten Flur mit dunkelgrüner Tapete und dunkelgrünem Teppich. Ein Handwerker, der an der geschnitzten grünen Tür mit der Bezeichnung 7B arbeitete, schaute zu ihnen herüber und wandte sich zurück, um eine Gucklinse in einem ausgeschnittenen Loch anzubringen.

Mr. Micklas führte sie zuerst nach rechts, dann nach links durch kurze Abzweigungen des dunkelgrünen Flurs. Rosemarie und Guy, die ihm folgten, sahen abgescheuerte Stellen an der Tapete und einen Rand, der sich ablöste und aufrollte; sie sahen eine ausgebrannte elektrische Birne in einem Wandleuchter aus graviertem Glas und einen hellgrünen Flicken in dem dunkelgrünen Teppich. Guy zwinkerte Rosemarie zu: »Ein geflickter Teppich?«

Sie blickte fort und lächelte strahlend: »Mir gefällt es, alles ist entzückend!«

»Die frühere Mieterin, Mrs. Gardenia«, erläuterte Mr. Micklas, ohne sich nach ihnen umzusehen, »starb erst vor einigen Tagen, und die Wohnung ist noch nicht geräumt. Ihr Sohn sagte mir, daß der neue Mieter die Teppiche, die Belüftungsanlagen und einige Möbel praktisch umsonst übernehmen kann.« Er schwenkte in eine andere Abzweigung des Flurs ein. Hier sah die Tapete, grün mit goldenen Streifen, etwas neuer aus.

»Starb sie in der Wohnung?« fragte Rosemarie. »Nicht, daß es ...«

»O nein, in einem Krankenhaus«, antwortete Mr. Micklas. »Sie war wochenlang bewußtlos. Sie war sehr alt und starb, ohne aufzuwachen. Ich will Gott danken, wenn ich so sterbe, wenn die Reihe an mir ist. Sie war bis zuletzt

quietschfidel, kochte für sich selbst, machte ihre Besorgungen ... Sie war einer der ersten weiblichen Rechtsanwälte im Staat New York.«

Sie kamen jetzt zu einer Treppe – der Flur war zu Ende. Daran anschließend, links, war die Wohnung 7E, eine Tür ohne geschnitzte Girlanden und schmäler als die Türen, an denen sie vorbeigekommen waren. Mr. Micklas drückte auf den runden Schellenknopf – *L. Gardenia* stand in weißen Buchstaben auf einem schwarzen Plastikschildchen darüber – und drehte einen Schlüssel im Schlüsselloch um. Trotz des Verlustes seiner Finger kam er mit dem Türknopf zurecht und öffnete elegant die Tür. »Nach Ihnen, bitte«, sagte er und lehnte sich auf den Zehenspitzen nach vorn, um die Tür mit ausgestreckten Arm weit offenzuhalten.

Auf jeder Seite eines schmalen Mittelganges, der geradeaus führte, lagen zwei Zimmer. Der erste Raum rechts war die Küche und als Rosemarie hineinsah, konnte sie ein Kichern nicht unterdrücken, denn sie war größer als die ganze Wohnung, in der sie bisher lebten. Sie hatte einen sechsflammigen Gasherd mit zwei Backröhren, einen ungeheuren Kühlschrank und eine Riesenspüle. Einige Dutzend Schränke, ein Fenster zur Seventh Avenue, eine himmelhohe Decke, und sie hatte sogar – wenn man sich Mrs. Gardenias Chromtisch und -stühle und die zusammengeschnürten Bündel von ›Fortune‹ und ›Musical America‹ weggedachte – den genau richtigen Platz für etwas wie das blau- und elfenbeinfarbene Frühstückseck, das Rosemarie im vergangenen Monat aus ›House Beautiful‹ ausgeschnitten hatte.

Gegenüber der Küche lag das Eßzimmer, das Mrs. Gardenia offensichtlich als eine Mischung von Arbeitszimmer und Treibhaus benutzt hatte. Hunderte kleiner Pflanzen standen welkend oder verdorrt auf zusammengebastelten Borden unter Spiralen erloschener Leuchtröhren. In der Mitte stand ein Schreibtisch mit Rolldeckel, über und über mit Büchern und Papieren bedeckt. Es war ein hübscher Schreibtisch – groß und glänzend vor Alter. Rosemarie überließ Guy und Mr. Micklas an der Tür ihrem Gespräch und ging hin, wobei sie eine Bank mit verwittertem braunem Farnkraut übersteigen mußte. Solche Rollpulte waren in Antiquitätenläden ausgestellt. Rosemarie betastete es und fragte sich, ob das eines der Dinge war, die man praktisch für umsonst haben konnte. In zierlichen Schriftzügen stand mit blauer Tinte auf lila Papier: »*.... glaubte damals, das sei nur ein fesselnder Zeitvertreib. Ich kann nicht länger, mitmachen.*« Rosemarie ertappte sich beim Lesen fremder Papiere und blickte zu Mr. Micklas auf, der sich ihr zuwandte. »Ist dieser Schreibtisch eines der Stücke, die Mrs. Gardenias Sohn verkaufen will?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Mr. Micklas, »aber ich kann es für Sie in Erfahrung bringen.«

»Er ist wunderschön«, sagte Guy.

Rosemarie sagte: »Nicht wahr«, und schaute sich lächelnd im Raum um. Er würde sich vorzüglich als Kinderzimmer eignen, so wie sie es im Sinn hatte. Er war ein bißchen dunkel – die Fenster gingen auf einen engen Hof hinaus –, aber die weißgelbe Tapete würde ihn beträchtlich aufhellen. Das Bad war klein, aber eine Extra-Bequemlichkeit, und der Nebenraum, vollgestopft mit einge-

topften Setzlingen, die ausgezeichnet zu gedeihen schienen, war gut.

Sie wandten sich zur Tür, und Guy fragte: »Was ist das alles?«

»Zumeist Kräuter«, antwortete Rosemarie. »Pfefferminze und Basilikum, die anderen kenne ich nicht.«

Weiter den Flur entlang lag links ein kleines Fremdenzimmer, und dann führte rechts eine breite Bogentür ins Wohnzimmer; gegenüber der Tür zwei große Erkerfenster mit rhombenförmigen Scheiben und dreiseitigen Fenstersitzen. An der rechten Wand war ein kleiner Kamin mit einem schnörkelverzierten Kaminmantel aus weißem Marmor, links standen hohe Bücherregale aus Eichenholz.

»Oh, Guy«, sagte Rosemarie, griff nach seiner Hand und drückte sie. Guy grunzte »hm« – das verpflichtete ihn zu nichts – und drückte zurück. Mr. Micklas stand neben ihnen.

»Der Kamin hat guten Zug«, sagte Mr. Micklas.

Auch das Schlafzimmer war von entsprechender Größe, vier zu sechs Meter, seine Fenster gingen auf den gleichen engen Hof wie die des Speisezimmers oder zweiten Schlafzimmers oder Kinderzimmers. Das Bad hinter dem Wohnzimmer war groß und voller zwiebelförmiger weißer Armaturen mit Messingknöpfen.

»Es ist eine wunderbare Wohnung«, sagte Rosemarie, als sie in das Wohnzimmer zurückkehrten. Sie drehte sich mit ausgebreiteten Armen um sich selbst, als wollte sie es in Besitz nehmen und umarmen. »Ich liebe sie.«

»Sie versucht, Sie zu becircen, damit Sie den Mietpreis herabsetzen«, erklärte Guy.

Mr. Micklas lächelte: »Wir würden ihn erhöhen, wenn wir dürften«, sagte er. »Über die 15prozentige Erhöhung hinaus, meine ich Wohnungen mit solchem Zauber und von solcher Individualität sind heutzutage selten. Die neuen ...« Er brach kurz ab und schaute auf einen Mahagonisekretär am Ende des Mittelflurs. »Das ist sonderbar«, sagte er. »Hinter dem Sekretär ist ein Nebenraum. Ich bin sicher, daß es so ist. Es gibt fünf Nebenräume: zwei im Schlafzimmer, einen im zweiten Schlafzimmer und zwei im Flur hier und hier.« Er ging näher an den Sekretär heran.

Guy stellte sich auf die Zehenspitzen und sagte: »Sie haben recht. Ich kann die Ecken der Tür sehen.«

»Sie hat ihn verschoben«, meinte Rosemarie. »Der Sekretär stand sonst dort.« Sie zeigte auf eine gespensterhafte Silhouette neben der Schlafzimmertür und vier tiefe Eindrücke von Kugelfüßen in dem burgunderfarbenen Teppich. Leichte Schleifspuren zogen sich von den vier Druckstellen zu den Füßen des Sekretärs an seinem jetzigen Standort vor der schmalen angrenzenden Wand.

»Helfen Sie mir bitte«, sagte Mr. Micklas zu Guy.

Gemeinsam schoben sie den Sekretär ein wenig zurück, in Richtung auf seinen ursprünglichen Standort. »Ich weiß jetzt, warum sie bewußtlos wurde«, sagte Guy, während er schob.

»Sie kann ihn nicht allein geschoben haben«, meinte Mr. Micklas. »Sie war neunundachtzig.«

Zweifelnd betrachtete Rosemarie die Tür zu dem Nebenzimmer, die nun frei lag. »Sollen wir sie aufmachen?« fragte sie. »Vielleicht sollte das ihr Sohn tun.«

Der Sekretär stand jetzt ordentlich auf seinen vier Druckstellen. Mr. Micklas massierte seine Hände, an denen Finger fehlten. »Ich bin befugt, Ihnen die Wohnung zu zeigen«, sagte er, ging zur Tür und stieß sie auf.

Der Nebenraum war fast leer. Auf der einen Seite lehnte ein Staubsauger, an der anderen drei oder vier Holzbretter. Auf einem Wandbrett in über Kopfhöhe lagen blaue und grüne Badetücher.

»Wenn sie jemanden da eingesperrt hat, ist er entwischt«, sagte Guy.

Mr. Micklas meinte: »Wahrscheinlich brauchte sie die fünf Nebenräume nicht.«

»Aber warum hat sie dann ihren Staubsauger und ihre Badetücher hier versteckt?« fragte Rosemarie.

Mr. Micklas zuckte die Schultern. »Das werden wir wohl nie erfahren. Vielleicht war sie zuletzt doch etwas senil.« Er lächelte. »Kann ich Ihnen noch irgend etwas zeigen oder sagen?«

»Ja«, sagte Rosemarie. »Wie ist es mit der Waschküche? Sind Waschmaschinen unten?«

Sie dankten Mr. Micklas, der sie bis auf den Bürgersteig hinaus begleitete und gingen dann langsam die Seventh Avenue entlang stadtwärts.

»Sie ist billiger als die andere«, sagte Rosemarie, und es sollte klingen, als stünden praktische Erwägungen im Vordergrund.

»Sie hat auch ein Zimmer weniger, Schatz.«

Rosemarie ging einen Augenblick wortlos weiter, dann erwiederte sie: »Sie liegt günstiger.«

»Mein Gott, ja, ich könnte zu Fuß in alle Theater gehen«, sagte Guy.

Ermutigt ließ Rosemarie alle praktischen Erwägungen fahren: »Oh, Guy, laß uns die Wohnung nehmen! Bitte! Bitte! Es ist eine so wundervolle Wohnung! Sie hat ja gar nichts daraus gemacht, die alte Mrs. Gardenia. Dieses Wohnzimmer könnte – es könnte schön sein und warm – oh, bitte, Guy, laß sie uns nehmen, ja?«

»Ja, ja«, sagte Guy lächelnd, »wenn wir von dem anderen Ding loskommen.«

Rosemarie packte ihn selig am Ellenbogen. »Wir werden!« sagte sie. »Du wirst dir etwas ausdenken. Ich weiß, daß du es tun wirst!«

Guy telefonierte von einer gläsernen Telefonkabine aus mit Mrs. Cortez, während Rosemarie, davor, versuchte, die Worte von seinen Lippen zu lesen. Mrs. Cortez sagte, sie werde ihnen die Wohnung bis 15 Uhr an der Hand lassen. Wenn sie bis dahin nichts von ihnen gehört hätte, werde sie die nächsten Anwärter auf der Warteliste anrufen.

Sie gingen in die Russische Teestube und bestellten zwei Bloody Marys und Hühnersalat-Sandwiches auf Schwarzbrot.

»Du könntest ihnen sagen, ich wäre krank und müßte ins Spital«, überlegte Rosemarie.

Aber das war weder überzeugend noch zwingend. Statt dessen spann Guy an einer Geschichte von einem Anruf, er solle in einem Ensemble auftreten, das mit ›Come Blow Your Horn‹ für eine viermonatige Truppenbetreuungstournee nach Vietnam ging. Der Schauspieler, der den Alan spielen sollte, hätte sich die Hüfte gebrochen, und

wenn nicht er, Guy, der die Rolle von Grund aus kannte, für ihn einspränge, müßte die Tour um wenigstens zwei Wochen hinausgeschoben werden. Und das wäre doch eine verfluchte Schande, bedächte man, wie sich die Burschen dort drüben mit den Kommunisten herumschlügen. Seine Frau sollte so lange zu ihrer Familie nach Omaha gehen ...

Er betete die Geschichte zweimal her und ging dann zum Telefon.

Rosemarie schlürfte ihren Drink und hielt sich unter dem Tisch den linken Daumen. Sie dachte an die Wohnung in der First Avenue, die sie nicht mochte, und machte gewissenhaft eine Aufstellung all ihrer Pluspunkte: die blitzblaue neue Küche, die Geschirr-Spülmaschine, der Blick auf den East River, die zentrale Belüftungsanlage ...

Die Kellnerin brachte die Sandwiches.

Eine schwangere Frau in marineblauem Kleid ging vorbei. Rosemarie beobachtete sie. Sie mußte im sechsten oder siebten Monat sein und sprach fröhlich, rückwärts gewandt, zu einer älteren, mit Paketen beladenen Frau, wahrscheinlich ihrer Mutter.

Von der gegenüberliegenden Wand winkte jemand herüber – das rothaarige Mädchen, das einige Wochen, bevor Rosemarie ging, zur CBS gekommen war. Rosemarie winkte zurück. Das Mädchen sagte etwas, und als Rosemarie es ihr nicht von den Lippen ablesen konnte, wiederholte sie es. Ein Mann, der dem Mädchen gegenüber saß, drehte sich nach Rosemarie um. Er sah verhungert aus und hatte ein wachsbleiches Gesicht.

Und dann kam Guy, groß und hübsch, und verbiß sich

das Lachen; seine Augen strahlten.

»Ja?« fragte Rosemarie, als er sich auf seinen Platz ihr gegenüber setzte.

»Ja«, sagte er. »Der Mietvertrag ist nichtig. Die Vorauszahlung wird zurückerstattet. Ich muß mich nach Lieutenant Hartmann vom Signal Corps umsehen. Mrs Cortez erwartet uns um zwei Uhr.

»Du hast sie angerufen?«

»Hab' ich.«

Plötzlich war das rothaarige Mädchen an ihrem Tisch, errötete, und sagte mit strahlenden Augen: »Ich sagte: die Ehe bekommt Ihnen, Sie sehen fabelhaft aus.«

Rosemarie suchte nach dem Namen des Mädchens, lachte und sagte: »Danke. Wir feiern, wir haben gerade eine Wohnung im Bramford bekommen!«

»Im Bramford?« sagte das Mädchen. »Ich werde verrückt! Wenn Sie jemals unvermieten wollen, bin ich die erste, denken Sie dran! All diese unheimlichen Wasserspeier und Geschöpfe, die da zwischen den Fenstern herauf- und herunterklettern!«

## 2

Überraschenderweise versuchte Hutch, ihnen das Bramford auszureden; es sei ein »verrufenes Haus«.

Als Rosemarie im Juni 1962 zum erstenmal nach New York gekommen war, hatte sie mit einem anderen Mädchen aus Omaha und zwei Mädchen aus Atlanta eine gemeinsame Wohnung in der unteren Lexington Avenue

bezogen. Hutch wohnte nebenan; und wenn er es auch ablehnte, der ganztätig beschäftigte Ersatz-Vater zu sein, den die Mädchen aus ihm machen wollten – er hatte selbst zwei Töchter großgezogen, und das reichte ihm völlig –, so war er doch in Notfällen zur Hand, so in der Nacht, als jemand auf der Feuerleiter hochkletterte, und später, als Jeanne fast erstickt wäre. Er hieß Edward Hutchins, war Engländer und 54 Jahre alt. Unter drei verschiedenen Pseudonymen schrieb er drei verschiedene Serien von Abenteuerbüchern für Jungen.

Rosemarie gab er eine andere Art von Hilfestellung. Sie war das jüngste von sechs Kindern, von denen die fünf anderen früh geheiratet hatten und nahe bei den Eltern wohnten. Rosemarie aber hatte in Omaha einen verärger-ten Vater und eine schweigende Mutter zurückgelassen sowie vier grollende Brüder und Schwestern. (Nur der älteste Bruder, Brian, der zum Trinken neigte, hatte gesagt: »Geh, Rosie, tu, was du tun mußt«, und hatte ihr ein Plastik-Handtäschchen mit 85 Dollars darin zugesteckt.) In New York fühlte Rosemarie sich schuldbewußt und selbst-süchtig, aber Hutch stärkte ihr den Rücken mit starkem Tee und Erzählungen von Eltern und Kindern und der Pflicht, die man gegen sich selbst hat. Sie fragte ihn Dinge, von denen man in hochkatholischen Kreisen nicht spre-chen konnte; er schickte sie zu einem Abendkurs über Philosophie an der New Yorker Universität. »Ich werde noch eine Herzogin aus diesem Vorstadt-Blumenmädchen machen«, zitierte er Shaw, und Rosemarie war geistvoll genug, um »Quatsch!« zu antworten.

Jetzt aßen Rosemarie und Guy jeden Monat einmal mit

Hutch zu Abend, entweder in ihrer Wohnung oder – wenn er an der Reihe war – in einem Restaurant. Guy fand Hutch ein wenig langweilig, behandelte ihn aber stets freundschaftlich; seine Frau war eine Cousine des Dramatikers Terence Rattigan gewesen, und Hutch und Rattigan korrespondierten miteinander. Beziehungen waren beim Theater oft ausschlaggebend, sogar Beziehungen zweiter Hand, und Guy wußte das.

Am Donnerstag, nachdem sie die Wohnung besichtigt hatten, aßen Rosemarie und Guy mit Hutch bei ›Klube‹, einem kleinen deutschen Restaurant in der 23. Straße. Sie hatten Mrs. Cortez am Dienstagnachmittag seinen Namen als eine der drei erforderlichen Referenzen angegeben, und er hatte bereits ihre Rückfrage erhalten und beantwortet.

»Ich war versucht, zu sagen, Sie seien heroinsüchtig oder Schmutzfinken«, sagte er, »oder sonst so etwas, was die Vermieter von Wohnungen nicht gern haben.«

Sie fragten, warum.

»Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben«, sagte er und strich Butter auf sein Brötchen, »aber zu Beginn des Jahrhunderts war das Bramford ziemlich verrufen.« Er blickte auf, sah, daß sie nichts davon wußten, und fuhr fort. (Er hatte ein breites, glänzendes Gesicht, blaue Augen, die begeistert umherblickten, und ein paar Strähnen schwarzen Haars, die er mit Wasser sorgfältig über seinen kahlen Kopf gebürstet hatte.) »Zusammen mit Isadora Duncan und den Dreisers«, fuhr er fort, »beherbergte das Bramford eine beträchtliche Anzahl weniger anziehender Figuren. Dort haben die Schwestern Trench ihre kleinen Diätexperimente gemacht, und Keith Kennedy gab dort

seine Gesellschaften. Auch Adrian Marcato lebte dort, ebenso Pearl Ames.«

»Wer waren die Schwestern Trench?« fragte Guy und Rosemarie: »Wer war Adrian Marcato?«

»Die Schwestern Trench«, erklärte Hutch, »waren zwei richtige Damen aus der Viktorianischen Zeit, die gelegentlich dem Kannibalismus frönten. Sie kochten und verzehrten verschiedene kleine Kinder, auch eine ihrer Nichten.«

»Reizend«, sagte Guy.

Hutch wandte sich Rosemarie zu. »Adrian Marcato war ein Hexenmeister«, sagte er. »Er erregte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts viel Wirbel, indem er verkündete, es sei ihm gelungen, Satan leibhaftig zu beschwören. Er zeigte eine Handvoll Haare und ein Paar Klauen, und offenbar glaubten ihm die Leute, jedenfalls genug Leute, um sich schließlich zusammenzurotten, ihn anzugreifen und ihn in der Vorhalle des Bramford zusammenzuschlagen.«

»Sie machen Witze«, sagte Rosemarie.

»Nein. Es ist mir Ernst damit. Ein paar Jahre später begann die Geschichte mit Keith Kennedy, und in den zwanziger Jahren stand das Haus fast leer.«

Guy sagte: »Ich habe von Keith Kennedy und Pearl Ames gehört, aber ich wußte nicht, daß Adrian Marcato dort gelebt hat.«

»Und diese Schwestern«, sagte Rosemarie zusammenschaudernd.

»Es waren nur der Krieg und die Wohnungsnot«, sagte Hutch, »die das Haus wieder füllten, und jetzt hat es ein bißchen den Ruf eines großartigen alten Wohnhauses; aber

in den zwanziger Jahren hieß es das Schwarze Bramford, und sensible Menschen mieden es. Die Melone ist für die Dame, nicht wahr, Rosemarie?«

Der Kellner servierte die Vorspeisen. Rosemarie blickte fragend zu Guy hinüber, er zog die Brauen zusammen und schüttelte kurz den Kopf: das hat nichts zu sagen. Laß dich nicht bange machen.

Der Kellner ging.

»Im Laufe der Jahre«, fuhr Hutch fort, »passierte im Bramford mehr als genug an häßlichen und widerlichen Geschichten. Und nicht alle in der fernen Vergangenheit. 1959 fand man ein totes Kind, in Zeitungen gewickelt, im Keller.«

Rosemarie warf ein: »Aber – scheußliche Dinge passieren wahrscheinlich immer einmal in jedem Wohnblock.«

»Hin und wieder schon«, entgegnete Hutch. »Aber beim Bramford ist es so, daß abscheuliche Dinge viel öfter als nur hin und wieder passieren. Es gibt da auch weniger augenfällige Unregelmäßigkeiten! Jedenfalls sind dort mehr Selbstmorde passiert als in allen anderen Häusern von vergleichbarer Größe und Alter.«

»Wie kommt das, Hutch?« fragte Guy und schauspielerische Ernst und Besorgnis. »Es muß dafür doch eine Erklärung geben?«

Hutch schaute ihn einen Augenblick an. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Vielleicht ist es einfach so, daß ein Paar wie die Schwestern Trench einen Adrian Marcato angezogen hat und sein Ruf wieder einen Keith Kennedy und auf diese Art wird ein Haus ein – eine Art von Treffpunkt für Menschen, die mehr als andere zu einem bestimmten

Verhalten neigen. Oder es gibt Dinge, die wir noch nicht wissen – magnetische Felder oder Elektronen oder Gott weiß was –, Dinge, durch die ein Ort wortwörtlich unheilvoll werden kann. Ich weiß aber auch: Das Bramford steht damit keineswegs allein. In London gab es ein Haus in der Praed Street, in dem innerhalb von sechzig Jahren fünf Personen auf das brutalste ermordet wurden. Keiner dieser Morde hatte etwas mit den anderen zu tun. Weder die Mörder noch die Ermordeten waren miteinander verwandt; auch die Mordmotive hatten nichts miteinander zu tun. Und doch waren es fünf brutale Morde innerhalb von sechzig Jahren. In einem kleinen Haus mit einem Laden zur Straße und einer Wohnung darüber. Es wurde 1954 abgebrochen – nicht aus einem zwingenden Grund, denn soviel ich weiß, blieb das Grundstück unbebaut.«

Rosemarie stocherte mit ihrem Löffel in der Melone. »Mag sein, daß es auch gute Häuser gibt«, sagte sie, »wo die Menschen sich stets ineinander verlieben und heiraten und Kinder kriegen.«

»Und Stars werden«, fügte Guy hinzu.

»Wahrscheinlich gibt es die«, sagte Hutch. »Man hört nur nie davon. Die Öffentlichkeit spricht immer nur von den anderen.« Er lächelte zu Rosemarie und Guy hinüber. »Ich wünschte, Sie beide sähen sich nach einem guten Haus um anstatt nach dem Bramford.«

Rosemaries Löffel voller Melone blieb auf halbem Weg zu ihrem Mund in der Luft stehen. »Versuchen Sie ernstlich, mir das Bramford zu verriesen?« fragte sie.

»Mein liebes Kind«, antwortete Hutch, »ich hatte für heute abend eine feste Verabredung mit einer entzücken-

den Dame und brach sie einzig und allein, um Sie zu sehen und meinen Spruch aufzusagen. Ich bemühe mich ernstlich, Sie davon abzubringen.«

»Himmel, Herrgott – Hutch«, begann Guy.

»Ich behaupte nicht«, fiel Hutch ein, »daß Sie in das Bramford hineingehen werden, und es fällt Ihnen ein Klavier auf den Kopf, oder daß Sie von alten Jungfern aufgefressen oder in Stein verwandelt werden. Ich sage einfach: das und das ist dort passiert, und man sollte es gleichzeitig mit der günstigen Miete und dem ziehenden Kamin erwägen. In dem Haus hat es eine Menge unerfreulicher Vorkommnisse gegeben. Warum sich freiwillig in Gefahr begeben? Ziehen Sie ins Dakota oder ins Osborne, wenn Sie ohne die Pracht des 19. Jahrhunderts nicht leben können.«

»Das Dakota gehört dem Konsumverein«, sagte Rosemarie, »und das Osborne wird demnächst abgerissen.«

»Übertreiben Sie nicht ein bißchen, Hutch?« meinte Guy. »Hat es in den letzten Jahren dort ›unerfreuliche Vorkommnisse‹ gegeben? Außer jenem Baby im Keller?«

»Im vergangenen Winter wurde ein Mann, der den Aufzug bediente, getötet«, antwortete Hutch. »Bei einem etwas mehr als ungewöhnlichen Unfall. Ich war heute nachmittag drei Stunden in der Bibliothek und habe den Times-Index und Mikrofilme studiert. Wollen Sie noch mehr wissen?«

Rosemarie blickte zu Guy hinüber. Der legte seine Gabel hin und wischte sich den Mund ab. »Lächerlich«, sagte er. »Ja, es sind eine Menge unerfreuliche Dinge dort passiert. Das heißt aber nicht, daß noch mehr passieren muß. Ich

sehe nicht ein, warum das Bramford eine größere ›Gefahrenzone‹ sein soll als irgendein anderes Haus in der Stadt. Man kann eine Münze hochwerfen und bekommt fünfmal hintereinander ›Kopf‹, aber das bedeutet doch nicht, daß die nächsten fünf Würfe auch ›Kopf‹ sein müssen; und es bedeutet nicht, daß diese Münze sich irgendwie von anderen Münzen unterscheidet. Es ist Zufall, weiter nichts.«

»Wenn da *wirklich* etwas nicht in Ordnung wäre«, sagte Rosemarie, »würde man es dann nicht abreißen? Wie das Haus in London?«

»Das Haus in London«, erklärte Hutch, »gehörte der Familie des Mannes, der als letzter dort ermordet wurde. Das Bramford gehört der Kirche nebenan.«

»Da haben wir's«, meinte Guy und zündete sich eine Zigarette an. »Wir stehen unter dem Schutz des Himmels.«

»Das hat nichts geholfen«, erwiderete Hutch.

Der Kellner räumte die Teller ab.

Rosemarie sagte: »Ich wußte nicht, daß es der Kirche gehört«, und Guy belehrte sie: »Der gehört die ganze Stadt, Liebling.«

»Haben Sie's im Wyoming probiert?« fragte Hutch. »Ich glaube, das liegt im gleichen Block.«

»Hutch«, sagte Rosemarie, »wir haben es überall versucht; es gibt nichts, absolut nichts außer den *neuen* Häusern mit sauberen und quadratischen Zimmern, die alle genau gleich sind und Fernsehkameras in den Aufzügen haben.«

»Ist das so schrecklich?« fragte Hutch lächelnd.

»Ja«, antwortete Rosemarie, und Guy fügte hinzu: »Wir konnten eine Wohnung in so einem Haus haben, aber wir

sind ausgestiegen, um ins Bramford zu ziehen.«

Hutch schaute sie einen Augenblick an, lehnte sich dann zurück und schlug mit beiden Handflächen auf den Tisch. »Genug«, sagte er. »Ich werde mich um meine Angelegenheiten kümmern, wie ich es von Anfang an hätte tun sollen. Zünden Sie das Feuer in Ihrem Kamin an. Ich werde Ihnen einen Riegel für die Tür schenken und von heute an meinen Mund halten. Ich bin ein Narr, verzeihen Sie.«

Rosemarie lächelte. »Die Tür hat schon einen Riegel«, sagte sie, »und dazu eine Sicherheitskette und ein Guckloch.«

»Gut, achten Sie darauf, daß Sie alle drei benutzen«, sagte Hutch, »und wandern Sie nicht durchs Haus, und machen Sie sich nicht mit allen und jedem bekannt. Sie sind hier nicht in Iowa.«

»Omaha.«

Der Kellner brachte den Hauptgang.

Am folgenden Montagnachmittag unterschrieben Rosemarie und Guy einen Mietvertrag für zwei Jahre für die Wohnung 7E im Bramford. Sie gaben Mrs. Cortez einen Scheck über 583 Dollar – die Mietvorauszahlung für einen Monat und eine Monatsmiete als Sicherheit –, und sie sagte ihnen, falls sie es wünschten, könnten sie schon vor dem 1. September einziehen, da sie bis Ende der Woche geräumt sei und die Maler Mittwoch, den 18., mit ihrer Arbeit begännen.

Gegen Abend erhielten sie dann noch einen Anruf von Martin Gardenia, dem Sohn der Vormieterin. Sie vereinbarten, sich am Dienstagabend um acht Uhr mit ihm in

der Wohnung zu treffen, und fanden dort einen großen, älteren Mann von freundlichem, offenem Wesen. Er zeigte ihnen, was er zu verkaufen wünschte, und nannte die Preise dafür, die alle verlockend niedrig waren. Rosemarie und Guy berieten sich und beschauten die Sachen und kauften dann zwei Belüftungsapparate, ein Toilettentischchen aus Rosenholz und eine Bank mit Petit-point-Stickerei, den Perser im Wohnzimmer und die Feuerböcke, einen Ofenschirm und die Kaminwerkzeuge. Das Rollpult von Mrs. Gardenia wurde zu ihrer Enttäuschung nicht verkauft. Während Guy einen Scheck ausschrieb und half, Zettel an die Gegenstände, die in der Wohnung bleiben sollten, zu heften, maß Rosemarie das Wohnzimmer und das Schlafzimmer mit einem Zweimeter-Klappmaß aus, das sie am Morgen gekauft hatte.

Im vergangenen März hatte Guy eine Rolle in »Another World« gespielt, einer Reihe von Fernsehsendungen, die tagsüber gesendet wurden. Nun war seine Rolle wieder für drei Tage an der Reihe, so daß er für den Rest der Woche beschäftigt war. Rosemarie sah eine Mappe mit Einrichtungsvorschlägen durch, die sie seit ihrem Abgang von der Schule gesammelt hatte, fand zwei davon passend für die neue Wohnung und ging damit auf Möbelsuche, begleitet von Joan Jellico, einem der Mädchen aus Atlanta, mit denen sie zusammengewohnt hatte, als sie nach New York kam. Joan hatte die Visitenkarte eines Dekorateurs, die ihnen Eintritt in Großhandlungen und Ausstellungsräume jeder Art verschaffte. Rosemarie schaute, machte sich Steno-Notizen und Skizzen für Guy und eilte dann nach Hause, über und über beladen mit Textil- und Tapeten-

mustern, kam gerade noch rechtzeitig, um Guy auf dem Bildschirm zu sehen und lief dann wieder fort, um für das Abendessen einzukaufen. Sie ließ ihre Bildhauerstunde sausen und sagte – erleichtert – einen Besuch beim Zahnarzt ab.

Am Freitagabend gehörte die Wohnung ihnen; eine Leere von hohen Decken und unvertrautem Dunkel, in das sie mit einer Lampe und einer Einkaufstasche gekommen waren. Verblüffende Echos schallten aus den fernsten Zimmern. Sie stellten die Belüftungsapparate an und bewunderten ihren Teppich und ihren Kamin und Rosemaries Toilettentischchen; bewunderten auch ihre Badewanne, die Türknöpfe, Türangeln, Friese, Flure, den Herd, den Kühschrank, die Erkerfenster und die Aussicht. Sie picknickten auf dem Teppich mit Thunfischbrötchen und Bier und zeichneten Grundrisse von allen vier Zimmern, wobei Guy ausmaß und Rosemarie zeichnete. Dann saßen sie wieder auf dem Teppich, löschten die Lampe, zogen sich aus und liebten sich in dem nächtlichen Glanz der Fenster, die keine Läden hatten. »Sch!« machte Guy nachher mit weitoffenen angstvollen Augen. »Ich höre die Schwestern Trench, wie sie kauen.« Rosemarie versetzte ihm einen ziemlich harten Klaps auf den Kopf.

Sie kauften ein Sofa und ein Doppelbett von königlichen Ausmaßen, einen Tisch für die Küche und zwei Flechtstühle. Sie riefen die Telefongesellschaft, Geschäfte und Handwerker an und bestellten den Möbelwagen.

Die Maler kamen am Mittwoch, dem 18. Sie flickten aus, machten den ersten und den zweiten Anstrich, waren am Freitag, dem Zwanzigsten, fertig und hinterließen

überall Farbe, sehr ähnlich den Mustern von Rosemarie. Ein wortkarger Tapezierer kam und tapezierte das Schlafzimmer.

Sie riefen wieder Geschäfte an und Handwerker und Guys Mutter in Montreal. Sie kauften einen alten Schrank und einen Eßtisch und die Zubehörteile für ein Hi-fi-Bandgerät, neues Geschirr und Silber. Sie waren vollkommen glücklich. 1964 hatte Guy eine Reihe von Werbesendungen für Anacin gemacht, die immer wieder gezeigt wurden; das hatte ihm 18000 Dollar eingebracht und brachte ihm noch immer weitere beträchtliche Einkünfte.

Sie hängten Vorhänge auf und tapezierten Regale, sie sahen zu, wie im Schlafzimmer der Teppich verlegt wurde und weißer Bodenbelag im Flur. Sie bekamen ein Stecktelefon mit drei Anschlußdosen, bezahlten Rechnungen und meldeten sich beim Postamt um.

Freitag, den 27. August, zogen sie ein. Joan und Dick Jellico sandten eine große Topfpflanze und Guys Agent eine kleine. Hutch telegraфиerte: *Das Bramford wird aus einem verrufenen Haus zu einem guten werden, sobald auf einer seiner Türen R. und G. Woodhouse steht.*

### 3

Rosemarie war geschäftig und glücklich. Sie kaufte Vorhänge und steckte sie auf, fand eine Viktorianische Glaslampe für das Wohnzimmer und hängte Töpfe und Pfannen an die Küchenwand. Eines Tages entdeckte sie, daß die vier Bretter im Nebenraum, der zum Flur gehörte, Borde

waren, die auf Holzkeile an der Seitenwand paßten. Sie bezog sie mit Klebefolie, die Stoff vortäuschte, und als Guy nach Hause kam, zeigte sie ihm eine sauber gefüllte Wäschekammer. In der Sixth Avenue fand sie einen Supermarkt und in der 55. Straße eine chinesische Wäscherei für die Bettwäsche und Guys Hemden.

Auch Guy war fleißig und jeden Tag von zu Hause fort, wie die Ehemänner anderer Frauen. Als der Labor Day vorbei war, kam sein Sprachlehrer in die Stadt zurück. Guy arbeitete jeden Morgen mit ihm und hatte nachmittags meist Proben für Schauspiele und Werbesendungen. Beim Frühstück las er gereizt die Theaterseite der Zeitung, denn alle waren sie unterwegs mit »Skyscraper« oder »Drat«! Oder »The Cat«! Oder »The Impossible Years«! Oder »Hot September«! Nur er saß hier in New York herum und drehte Fernseh-Werbespots – aber Rosemarie war überzeugt, daß er bald einen guten Auftrag bekäme: sie stellte ihm still seinen Kaffee hin und nahm sich den anderen Teil der Zeitung.

Das Kinderzimmer war zunächst noch eine Höhle mit Wänden, die einst weiß gewesen waren, und den Möbeln aus der alten Wohnung. Die weißgelbe Tapete würde später kommen, frisch und sauber. Ein Muster davon lag in Rosemaries »Picasso's Picassos« bereit, zusammen mit einer Anzeige von Saks, auf der das Kinderbett und die Wickelkommode zu sehen waren.

Sie schrieb an ihren Bruder, damit er an ihrem Glück teilnehme. Kein anderer in der Familie hätte es ihr gegönnt. Sie waren ihr jetzt alle feind – die Eltern, die Brüder, die Schwestern –, denn drei Dinge vergaben sie ihr

nicht: erstens, daß sie einen Protestant geheiratet hatte; zweitens, daß sie sich nur zivil hatte trauen lassen; und drittens, daß sie eine Schwiegermutter hatte, die, zweimal geschieden, nun mit einem Juden verheiratet war und in Kanada lebte.

Sie machte Hähnchen a la Marengo für Guy und *vitello tonnato*, backte eine Mokka-Schicht-Torte und eine Schale voll Buttergebäck.

Sie hörten Minnie Castevet, bevor sie mit ihr bekannt wurden: sie hörten sie durch die Wand ihres Schlafzimmers hindurch mit heiserer, mittelwestlicher Stimme krächzen: »Roman, komm ins Bett! Es ist zwanzig nach elf!« und fünf Minuten später: »Roman, bring mir eine Limonade mit, wenn du kommst!«

Sie trafen die Goulds aus 7F, ein nettes älteres Ehepaar, und die Bruhns, die mit deutschem Akzent sprachen, sowie deren Sohn Walter aus 7C. Sie lächelten und nickten den Kelloggs aus 7G zu, wenn sie ihnen im Flur begegneten, Mr. Stein aus 7H und den Herren Dubin und DeVore aus 7B. (Rosemarie lernte sofort jeden Namen von den Schildchen über den Türklingeln und von der Post, die mit der Adresse nach oben auf den Türmatten lag und die zu lesen sie keine Skrupel hatte.) Die Kapps aus 7D waren unsichtbar und hatten keine Post; sie waren offensichtlich während des ganzen Sommers verreist; und die Castevets aus 7A., die sie hörten (»Roman, wo ist Terry?«), aber nicht sahen, waren entweder Einsiedler, oder sie kamen und gingen zu ungewöhnlichen Stunden. Ihre Tür lag dem Aufzug gegenüber, und was auf ihrer Fußmatte lag, war vorzüglich lesbar. Sie erhielten Luftpostbriefe aus erstaun-

lich verschiedenen Orten: aus Hawick in Schottland, Langecac in Frankreich, Vitoria in Brasilien, Cessnock in Australien. Sie hatten »Life« und »Look« abonniert.

Weder Rosemarie noch Guy sahen irgend etwas von den Schwestern Trench, von Adrian Marcato, Keith Kennedy, Pearl Ames oder ihresgleichen aus der neuesten Zeit. Dubin und DeVore waren Homosexuelle, sonst aber schienen alle völlig normal zu sein.

Fast jede Nacht konnte man die mittelwestliche Schrei-stimme aus der Wohnung hören, die – wie Rosemarie und Guy schließlich merkten – ursprünglich die größere Vor-derfront ihrer eigenen Wohnung gewesen war. »Aber es ist *unmöglich*, hundertprozentig sicher zu sein«, wandte die Frauenstimme ein und »wenn du *meine* Auffassung hören willst, sollten wir ihr *überhaupt nichts* sagen; das ist *meine* Meinung.«

Eines Samstagnachts hatten die Castevets eine Party mit etwa zwölf Personen, die sangen und redeten. Guy schlief leicht ein, aber Rosemarie lag bis nach zwei Uhr wach, hörte einförmiges, unmusikalisches Singen und eine Flöte oder Klarinette, die dazu quiakte.

Nur etwa jeden vierten Tag, wenn sie die Waschküche hinunterging, erinnerte sich Rosemarie an Hutchs Be-fürchtungen. Der Haushaltsaufzug war schon an sich beunruhigend genug – eng, ohne Bedienung, er krachte und zitterte plötzlich –, und der Keller war ein unheimli-cher Ort mit Gängen, deren Ziegelmauern einmal weiß getüncht gewesen waren, in denen das Tappen von Schritte-n in unbestimmter Ferne widerhallte und Türen, die man nicht sah, dröhnend zuschlügen; an den Wänden

standen ausrangierte Kühlschränke im grellen Licht von elektrischen, drahtvergitterten Birnen.

Hier war es, erinnerte sich Rosemarie, daß man vor noch gar nicht so länger Zeit ein totes Baby in Zeitungspapier eingewickelt gefunden hatte. Wem hatte es gehört, und wie war es gestorben? Wer hatte es gefunden? Hatte man die Person, die es dahin gelegt hatte, gefunden und bestraft? Sie dachte daran, zur Bibliothek zu gehen und die Geschichte in alten Zeitungen nachzulesen, so wie es Hutch getan hatte. Aber dann wäre sie noch viel realer, viel schrecklicher geworden, als sie es ohnehin schon war. Die Stelle zu wissen, an der das Baby gelegen hatte, vielleicht darüber hinweggehen zu müssen, wenn sie zur Waschküche ging und zurück, zum Aufzug, das wäre unerträglich. Halbe Unwissenheit, so beschloß sie, war schon ein halber Segen. *Der Teufel hole Hutch mit seinen guten Absichten!*

Die Waschküche hätte gut in ein Gefängnis gepaßt: feuchte Ziegelmauern, elektrische Birnen in Drahtgittern und Reihen von Doppelwaschbecken in Käfigen aus Eisen-gittern. Es gab Münzwaschmaschinen und -trockenappa-rate und in den meisten der mit einem Vorhängeschloß versehenen Käfige Waschmaschinen in Privatbesitz. Rosemarie kam am Wochenende oder nach fünf Uhr herunter; vorher arbeitete dort an den Wochentagen ein Schwarm von Negerinnen, die bügelten und schwatzten und plötzlich in Schweigen verfallen waren, als sie – unwissend – einmal hereingekommen war. Sie hatte ihnen allen rundum zugelächelt und versucht, sich unsichtbar zu machen, aber sie hatten kein Wort mehr gesprochen, und

Rosemarie hatte sich unsicher und taktlos, als Unterdrücker der Neger, gefühlt.

Eines Nachmittags – sie wohnten schon etwas über vierzehn Tage im Bramford – saß Rosemarie um Viertel nach fünf in der Waschküche und las »The New Yorker«, bis es Zeit war, ein Spülmittel in die Maschine zu geben. Plötzlich kam ein Mädchen ihres Alters herein, ein dunkelhaariges Mädchen mit einem Gesicht wie eine Kamee, das – Rosemarie fuhr auf – niemand anderes sein konnte als Anna Maria Alberghetti. Sie hatte weiße Sandalen, schwarze Shorts und eine aprikosenfarbene Seidenbluse an und trug einen Wäschekorb aus gelbem Plastik. Sie nickte Rosemarie zu und ging dann, ohne sich weiter nach ihr umzuschauen, zu einer der Waschmaschinen, öffnete sie und begann, schmutzige Wäsche hineinzustopfen.

Anna Maria Alberghetti lebte nicht im Bramford, soviel Rosemarie wußte, aber sie konnte jemanden besuchen und bei der Hausarbeit helfen. Als sie jedoch näher hinschaute, sah Rosemarie, daß sie sich geirrt hatte: die Nase des Mädchens war zu lang und zu scharf, und da waren noch andere Verschiedenheiten in Ausdruck und Haltung, die man weniger definieren konnte. Die Ähnlichkeit war jedoch erstaunlich – und plötzlich sah Rosemarie, daß das Mädchen mit einem verlegenen fragenden Lächeln zu ihr herübersah, nachdem es den Waschautomaten geschlossen hatte und das Wasser einlief.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Rosemarie, »ich dachte, Sie wären Anna Maria Alberghetti; darum habe ich Sie so angestarrt. Es tut mir leid.«

Das Mädchen errötete, lächelte und blickte neben sich

zu Boden. »Das kommt oft vor«, erwiderte es. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Die Leute halten mich für Anna Maria, seit ich, oh, seit ich ein Kind war, als sie zum erstenmal in ›Here Comes The Groom‹ herauskam.« Sie sah Rosemarie an; immer noch färbte Rot ihre Wangen, aber sie lächelte nicht mehr. »Ich finde gar nicht, daß ich ihr ähnlich sehe«, sagte sie. »Ich habe italienische Eltern, wie sie, aber keine *äußerliche Ähnlichkeit*.«

»Sie sehen ihr aber sehr ähnlich«, sagte Rosemarie.

»Ich glaube schon«, erwiderte das Mädchen, »das sagen alle. Aber ich finde es nicht. Ich wünschte, ich sähe ihr ähnlich, glauben Sie mir.«

»Kennen Sie sie?« fragte Rosemarie.

»Nein.«

»So, wie Sie ›Anna Maria‹ sagten, dachte ich –«

»O nein, ich sagte nur so – wahrscheinlich, weil ich so viel mit allen Leuten von ihr spreche.« Sie wischte sich die Hand an ihren Shorts ab, trat einen Schritt vor und hielt sie lächelnd Rosemarie hin. »Ich bin Terry Gionoffrio«, sagte sie. »Ich kann den Namen nicht buchstabieren, also versuchen Sie es erst gar nicht.«

Rosemarie lächelte und schüttelte ihr die Hand. »Ich bin Rosemarie Woodhouse«, sagte sie. »Wir sind neu hier eingezogen. Wohnen Sie schon lange hier?«

»Ich wohne hier nicht«, sagte das Mädchen. »Ich lebe bei Mr. und Mrs. Castevet im siebten Stock. Ich bin ihr Gast, so eine Art Gast, seit Juni. Kennen Sie sie?«

»Nein«, antwortete Rosemarie und lächelte, »aber unsere Wohnung stößt direkt an die ihre und war früher einmal der hintere Teil davon.«

»Ach du meine Güte«, sagte das Mädchen, »dann sind Sie die Mietpartei, die die Wohnung der alten Dame bezogen hat. Mrs. –, die alte Dame, die gestorben ist.«

»Gardenia.«

»Richtig. Sie war mit den Casteverts gut befreundet. Sie zog allerhand Kräuter und Zeugs und brachte es Mrs. Castevet zum Kochen.«

Rosemarie nickte. »Als wir uns die Wohnung zum erstenmal ansahen, war ein Zimmer voller Pflanzen.«

»Und seit sie tot ist«, sagte Terry, »hat sich Mrs. Castevet ein kleines Treibhaus in der Küche angelegt und pflanzt das Zeug selbst.«

»Entschuldigen Sie, aber ich muß jetzt das Spülmittel hineingeben«, sagte Rosemarie. Sie stand auf und nahm die Flasche aus dem Wäschebeutel auf der Waschmaschine.

»Wissen Sie, wem Sie ähnlich sehen?« fragte Terry, und Rosemarie antwortete, während sie die Flasche aufschraubte: »Nein, wem?«

»Piper Laurie.«

Rosemarie lachte. »Aber nein«, sagte sie. »Komisch, daß Sie das sagen, denn mein Mann war oft mit Piper Laurie verabredet, bevor sie heiratete.«

»Ist das wirklich wahr? In Hollywood?«

»Nein, hier.« Rosemarie maß einen Becher voll Spülmittel ab. Terry machte ihr die Waschmaschine auf; Rosemarie dankte und schüttete das Mittel hinein.

»Ist Ihr Mann Schauspieler?« fragte Terry.

Rosemarie nickte selbstgefällig und schraubte den Verschluß wieder auf die Flasche.

»Tatsächlich? Wie heißt er?«

»Guy Woodhouse. Er spielte in ›Luther‹ und ›Nobody Loves An Albatross‹ und tritt oft im Fernsehen auf.«

»Du meine Güte! Ich sitze den ganzen Tag vor dem Fernsehschirm. Wahrscheinlich habe ich ihn schon oft gesehen.« Irgendwo im Keller zerbrach Glas, eine Flasche oder eine Fensterscheibe. »Oh«, sagte Terry.

Rosemarie zog die Schultern hoch und schaute voller Unbehagen zur Tür. »Ich hasse diesen Keller«, sagte sie.

»Ich auch«, meinte Terry. »Ich bin froh, daß Sie hier sind. Wäre ich allein, so wäre ich jetzt steif vor Schreck.«

»Wahrscheinlich hat irgendein Laufjunge eine Flasche fallen lassen«, meinte Rosemarie.

Terry sagte: »Sagen Sie, könnten wir nicht immer zusammen hier heruntergehen? Ihre Tür ist doch neben dem Haushaltaufzug? Ich klingele bei Ihnen, und dann fahren wir zusammen herunter. Oder wir telefonieren vorher.«

»Das wäre großartig. Ich hasse es, allein hier herunter zu müssen.«

Terry lachte glücklich, schien nach Worten zu suchen und sagte dann, immer noch lachend: »Ich habe ein Amulett, das Glück bringen soll. Vielleicht reicht es für uns beide.« Sie zerrte den Kragen ihrer Bluse vom Hals und zog eine Silberkette heraus, an deren Ende eine kleine Kugel von Silberfiligran hing, von knapp zweieinhalf Zentimeter Durchmesser. Sie zeigte sie Rosemarie.

»Oh, ist die schön«, sagte Rosemarie.

»Nicht wahr? Mrs. Castevet hat sie mir vorgestern geschenkt. Sie ist dreihundert Jahre alt. Was da drin ist, hat sie in ihrem kleinen Treibhaus gezogen. Es bringt Glück

oder soll es mindestens bringen.«

Rosemarie betrachtete das Amulett, das Terry ihr zwischen Daumen und Zeigefinger entgegenhielt, aus der Nähe. Es war mit einer grün-braunen Substanz gefüllt, die aus den Öffnungen der Silberarbeit herausquoll. Ein bitterer Geruch ließ Rosemarie zurückschrecken.

Terry lachte wieder. »Ich mag den Geruch auch nicht«, sagte sie. »Ich hoffe nur, er nützt.«

»Es ist ein schönes Amulett«, sagte Rosemarie. »Ich habe noch nie so etwas gesehen.«

»Es kommt aus Europa«, erklärte Terry. Sie lehnte mit einer Hüfte gegen die Waschmaschine und drehte die Kugel bewundernd hin und her. »Die Casteverts sind die prachtvollsten Menschen der Welt«, sagte sie. »Sie haben mich von der Straße aufgelesen – und ich meine das ganz wörtlich –, ich lag auf der Eighth Avenue, und sie brachten mich hierher und nahmen mich auf wie ein Vater und eine Mutter. Oder eher wie ein Großvater und eine Großmutter.«

»Waren Sie krank?« fragte Rosemarie.

»Das ist milde ausgedrückt«, erwiderte Terry. »Ich war am Verhungern und süchtig und tat noch eine Menge anderer Dinge, deren ich mich so schäme, daß ich gar nicht daran denken darf. Aber Mr. und Mrs. Castevet haben mich völlig zurechtgebracht. Sie haben mir das Heroin abgewöhnt und mich aufgepäppelt und mir saubere Kleider gegeben, und jetzt ist ihnen nichts gut genug für mich. Sie haben mir alle mögliche Gesundheitsnahrung und Vitamine gegeben, sogar ein Arzt kommt und untersucht mich regelmäßig. Alles, weil sie keine Kinder haben.

Ich bin für sie die Tochter, die sie niemals hatten, wissen Sie.«

Rosemarie nickte. »Ich dachte zuerst, sie hätten vielleicht irgendeinen anderen Grund«, sprach Terry weiter. »Vielleicht irgendwas Sexuelles oder so. Aber nichts dergleichen. Sie schicken mich demnächst auf eine Sekretärrinnenschule; und später zahl ich ihnen alles zurück. Ich war nur drei Jahre auf der höheren Schule, aber das läßt sich ausgleichen.« Sie ließ die Filigrankugel in ihre Bluse zurückgleiten.

Rosemarie sagte: »Es tut gut, zu wissen, daß es solche Leute gibt, wo man so viel von Gleichgültigkeit hört und von Menschen, die sich von allen anderen fernhalten.«

»Es gibt nicht viele Menschen wie Mr. und Mrs. Castevet«, sagte Terry. »Wären sie nicht, so wäre ich jetzt tot. Das ist sicher. Tot oder im Gefängnis.«

»Haben Sie denn gar keine Familie, die Ihnen hätte helfen können?«

»Einen Bruder bei der Marine. Aber je weniger man von *dem* spricht, desto besser.«

Rosemarie trug ihre fertige Wäsche zum Trockner und wartete mit Terry, bis deren Wäsche auch fertig war. Sie sprachen von Guys Zufallsrolle in »Another World« (»Aber sicher erinnere ich mich! Mit *dem* sind Sie verheiratet?«), von der Vergangenheit des Bramford (von der Terry keine Ahnung hatte) und von dem bevorstehenden Besuch Papst Pauls VI. in New York. Wie Rosemarie war auch Terry Katholikin, ging jedoch nicht mehr zur Kirche. Trotzdem wollte sie gar zu gern eine Karte für die Messe haben, die der Papst im Yankee Stadion zelebrieren würde.

Als ihre Wäsche fertig war und im Trockner, gingen die beiden zusammen zu dem Haushaltaufzug und fuhren zum siebten Stock hinauf. Rosemarie lud Terry ein, sich ihre Wohnung anzusehen, aber Terry fragte, ob sie nicht ein andermal kommen könne; die Castevets äßen um sechs zu Abend, und sie wollte nicht zu spät kommen. Sie rief Rosemarie später über das Haustelefon an, damit sie zusammen hinunterfahren und die trockene Wäsche holen könnten.

Guy war zu Hause, aß Pommes frites aus der Tüte und sah sich einen Grace-Kelly-Film an. »Saubere Wäsche muß wohl sein«, grollte er.

Rosemarie erzählte ihm von Terry und den Castevets und daß Terry sich seiner aus »Another World« erinnerte. Er lachte darüber, aber es freute ihn doch. Er war bedrückt von der Möglichkeit, daß ein Schauspieler namens Donald Baumgart ihm im Wettbewerb um eine Rolle in einer neuen Komödie, für die sie beide heute nachmittag zum zweitenmal vorgesprochen hatten, schlagen könne. »Jesus«, sagte er, »was ist das für ein Name! Donald Baumgart!« Er selbst hatte, bevor er seinen Schauspielernamen annahm, Sherman Peden geheißen.

Um acht holten Rosemarie und Terry ihre Wäsche, und Terry kam mit herein, um Guy zu begrüßen und sich die Wohnung anzusehen. Sie errötete und war verwirrt, als sie Guy gegenüberstand, was ihn veranlaßte, blumenreiche Komplimente zu drechseln, einen Aschenbecher herbeizubringen und Zigaretten anzuzünden. Terry hatte die Wohnung nie zuvor gesehen. Mrs. Gardenia und die Castevets

hatten sich kurz nach ihrem Einzug zerstritten, und bald danach war Mrs. Gardenia in die Bewußtlosigkeit verfallen, aus der sie nie wieder erwacht war. »Es ist eine entzückende Wohnung«, sagte Terry.

»Das wird sie erst«, erwiderte Rosemarie. »Wir sind noch nicht halbwegs eingerichtet.«

»Jetzt hab' ich's!« schrie Guy und schlug in die Hände. Triumphierend deutete er auf Terry. »Anna Maria Alberg-hetti!«

## 4

Die Firma Bonniers schickte im Auftrag von Hutch einen großen Weinkühler aus Teakholz mit leuchtend orange-farbener Innenseite. Rosemarie rief Hutch sofort an und dankte ihm. Er hatte die Wohnung gesehen, nachdem die Maler sie verlassen hatten, aber nicht, seit sie und Guy eingezogen waren. Sie erklärte ihm, die Lieferung der Stühle hätte sich um eine Woche verzögert und daß das Sofa erst in einem Monat käme. »Um Gottes willen, den-ken Sie nicht schon jetzt an Einladungen«, sagte Hutch. »Erzählen Sie mir, wie alles ist.«

Rosemarie erzählte, fröhlich auf alle Einzelheiten eingehend. »Und die Nachbarn machen durchaus keinen ab-normalen Eindruck«, sagte sie. »Außer den normal Abnor-malen – Homosexuellen zum Beispiel; davon gibt es hier zwei. Und uns gegenüber im Flur wohnt ein nettes altes Ehepaar, sie heißen Gould und haben eine kleine Besit-zung in Kalifornien, wo sie Perserkatzen züchten. Wir

können jederzeit eine von ihnen bekommen.«

»Die Leute im Haus legen ihre Gewohnheiten ab«, meinte Hutch.

»Und dann ist da noch ein anderes Ehepaar, mit dem wir noch nicht direkt gesprochen haben – die Leute, die dieses süchtige Mädchen zu sich nahmen, das wir schon kennen – sie haben es völlig geheilt und schicken es jetzt auf eine Sekretärinnenschule.«

»Das klingt ja, als ob Sie in Haus Sonnenschein eingezogen wären«, sagte Hutch, »ich bin entzückt!«

»Der Keller ist ein bißchen unheimlich«, fuhr Rosemarie fort. »Ich verfluche Sie jedesmal, wenn ich hinunter muß.«

»Um Gottes willen, warum denn mich?«

»Wegen Ihrer Geschichten.«

»Wenn Sie die meinen, die ich schreibe, so verfluche ich mich selbst auch. Meinen Sie aber die anderen, die ich Ihnen erzählt habe, so könnten Sie mit derselben Berechtigung den Feuermelder wegen des Feuers verfluchen und die Wetterwarte wegen des Taifuns.«

Eingeschüchtert erwiderte Rosemarie: »Ich werde in Zukunft nicht mehr so ungezogen sein. Das Mädchen, von dem ich Ihnen erzählte, wird jetzt immer mit mir hinuntergehen.«

Hutch meinte: »Offensichtlich haben Sie den guten Einfluß ausgeübt, den ich voraussagte, und das Haus ist nun keine Schreckenskammer mehr. Viel Spaß am Weinkühler und einen Gruß an Guy.«

Die Kapps aus Wohnung 7D machten Besuch. Beleibte Leute Mitte der Dreißig mit einer fragewütigen zweijährigen Tochter namens Lisa. »Wie heißt du?« fragte Lisa, die

in ihrem Sportwagen saß. »Hast du dein Ei gegessen? Hast du deinen Captain Crunch gegessen?«

»Ich heiße Rosemarie«, antwortete Rosemarie, »und ich habe mein Ei gegessen, aber ich habe nie etwas von Captain Crunch gehört. Wer ist denn das?«

Am Freitag, 17. September, gingen Rosemarie und Guy mit zwei anderen Ehepaaren zu einer Generalprobe des Stücks »Mrs. Daily« und dann zu einer Party des Fotografen Dee Bertillon in dessen Studio in der 48. Straße. Zwischen Guy und Bertillon kam es zu einer Auseinandersetzung über die Politik der Schauspieler-Gewerkschaft, die das Engagement ausländischer Schauspieler blockierte – Guy hielt es für richtig, Bertillon für falsch –, und obgleich die anderen Gäste die Mißstimmung rasch unter einer Flut von Scherzen und Reden begruben, verließ Guy bald darauf, kurz nach halb ein Uhr, mit Rosemarie die Gesellschaft.

Die Nacht war mild und lind, so gingen sie zu Fuß. Als sie in die Nähe der schwarzen Masse des Bramford kamen, sahen sie auf dem Bürgersteig davor eine Gruppe von etwa zwanzig Leuten, die im Halbkreis ein geparktes Auto umstanden. Zwei Polizeiautos waren nebeneinander aufgefahren; ihre roten Dachlichter drehten sich.

Rosemarie und Guy gingen schneller, Hand in Hand, ihre Sinne spannten sich. Wagen, die auf der Straße vorbeifuhren, verlangsamten neugierig ihre Fahrt, Fenster im Bramford gingen mit kratzendem Geräusch auf, und Menschenköpfe ragten neben den Köpfen der Wasserspeier heraus. Der Nachtpoertier Toby kam mit einer braunen Decke heraus, die ihm ein Polizist abnahm.

Das Dach des Wagens, eines Volkswagens, war seitwärts zusammengedrückt, die Windschutzscheibe in Millionen Splitter zersprungen. »Tot«, sagte jemand, und jemand anderes sagte: »Ich sah hoch und meinte gerade, ein Riesenvogel käme heruntergestürzt, ein Adler oder so was.«

Rosemarie und Guy hoben sich auf die Zehen und schauten den Leuten über die Schultern. »Bitte zurücktreten«, sagte ein Polizist in der Mitte. Die Menge teilte sich. Ein Rücken mit Sporthemd gab die Sicht frei. Auf dem Bürgersteig lag Terry, ihr eines Auge blickte in den Himmel, die andere Hälfte ihres Gesichts war zu rotem Brei geworden. Man warf die braune Decke über sie. Und als sie über ihr lag, drang erst an einer Stelle das Rot durch und dann an einer anderen.

Rosemarie drehte sich mit geschlossenen Augen um sich selbst, während ihre rechte Hand automatisch das Kreuzzeichen machte. Sie preßte den Mund fest zusammen, aus Angst zu erbrechen.

Guy fuhr zusammen und zog die Luft durch die Zähne. »Oh, Jesus«, sagte er und stöhnte: »Oh, mein Gott.«

Ein Polizist sagte: »Bitte treten Sie zurück.«

»Wir kannten sie«, sagte Guy.

Ein anderer Polizist wandte sich ihm zu und fragte: »Wie heißt sie?«

»Terry.«

»Terry und wie weiter?« Er war etwa vierzig Jahre alt und schwitzte. Er hatte schöne blaue Augen und dicke schwarze Wimpern.

Guy fragte: »Rosemarie, wie heißt sie? Terry ...?«

Rosemarie öffnete die Augen und schluckte. »Ich kann

mich nicht erinnern«, sagte sie. »Es war ein italienischer Name mit einem G. Ein langer Name. Sie machte sich einen Spaß daraus, ihn zu buchstabieren, und brachte es nicht fertig.«

Guy sagte zu dem blauäugigen Polizisten: »Sie lebte bei dem Ehepaar Castevet in der Wohnung 7A.«

»Das wissen wir schon«, antwortete der Beamte.

Ein weiterer Beamter kam mit einem gelben Blatt Papier in der Hand. Hinter ihm Mr. Micklas, den Mund eng zusammengepreßt, einen Regenmantel über seinem gestreiften Pyjama. »Kurz und bündig«, sagte der Polizist zu dem Blauäugigen und gab ihm das gelbe Papier. »Sie hat es mit Klebeband ans Fensterbrett geklebt, damit es nicht fortflog.«

»Ist jemand zu Hause?«

Der andere schüttelte den Kopf.

Der Polizist mit den blauen Augen las, was auf dem Blatt stand, und pfiff nachdenklich durch die Zähne. »Theresa Gionoffrio«, sagte er. Er sprach es aus wie ein Italiener. Rosemarie nickte.

Guy sagte: »Wer hätte Mittwoch abend gedacht, daß sie so etwas Trauriges vorhatte.«

»Nur traurige Gedanken«, sagte der Polizist, öffnete sein Notizbuch, legte das Blatt hinein und schloß es wieder. Ein Stück des gelben Papiers schaute heraus.

»Kannten Sie sie?« fragte Mr. Micklas Rosemarie.

»Nur flüchtig«, antwortete sie.

»Ach ja«, sagte Mr. Micklas, »Sie wohnen ja auch im siebten Stock.«

Guy faßte Rosemarie unter. »Komm, Liebling, laß uns

hinaufgehen.«

Der Polizist fragte: »Haben Sie irgendeine Idee, wo man diese Castevets finden kann?«

»Nein, gar keine«, antwortete Guy. »Wir haben sie überhaupt noch nicht kennengelernt.«

»Meistens sind sie um diese Zeit zu Hause«, sagte Rosemarie. »Wir hören sie durch die Wand. Unsere Schlafzimmer stoßen aneinander.«

Guy legte Rosemarie die Hand auf den Rücken. »Komm, Liebes«, sagte er. Sie nickten dem Polizisten und Mr. Micklas zu und gingen zur Haustür.

»Da kommen sie gerade«, sagte Mr. Micklas. Rosemarie und Guy blieben stehen und drehten sich um. Aus der Innenstadt kamen – wie sie selbst zuvor – eine große, breite, weißhaarige Frau und ein großer, schmaler, schlurfender Mann.

»Sind das die Castevets?« fragte Rosemarie Mr. Micklas. Er nickte.

Mrs. Castevet trug ein hellblaues Kleid, schneeweisse Handschuhe, eine weiße Tasche, weiße Schuhe und einen weißen Hut. Wie eine Krankenpflegerin stützte sie den Unterarm ihres Mannes. Er steckte in einer verwirrend bunten Leinenjacke und roten Hosen, trug eine rosa Fliege und einen grauen Hut mit rosa Band. Er war fünfundsechzig oder älter, sie war Ende Sechzig. Sie kamen mit einem Ausdruck jugendlicher Beschwingtheit heran, ein freundlich fragendes Lächeln auf dem Gesicht. Der Polizist trat auf sie zu, und ihr Lächeln fiel in sich zusammen und erstarrte. Mrs. Castevet sagte aufgeregt etwas. Mr. Castevet zog die Brauen zusammen und schüttelte den Kopf. Sein

breiter, dünnlippiger Mund war rosig, als hätte er ihn mit einem Lippenstift angemalt, seine Backen kalkweiß, seine eng zusammengezogenen Augen glänzten in tiefen Höhlen. Sie hatte eine große Nase und eine fleischige, mürrische Unterlippe. Sie trug eine rosa gefaßte Brille an einer Kette um den Hals und schlichte Perlohringe.

Der Polizist fragte: »Sind Sie die Castevets vom siebten Stock?«

»Sind wir«, antwortete Mr. Castevet mit trockener Stimme, nach der man hinhören mußte, um ihn zu verstehen.

»Hat bei Ihnen eine junge Frau namens Theresa Gionofrio gewohnt?«

»Ja«, antwortete Mr. Castevet. »Was ist los? Hat sie einen Unfall gehabt?«

»Machen Sie sich auf schlechte Nachrichten gefaßt«, erwiderte der Polizist. Er wartete einen Augenblick und schaute sie beide nacheinander an. Dann sagte er: »Sie ist tot. Selbstmord.« Er hob die Hand und deutete mit dem Daumen hinter sich über die Schulter. »Sie ist aus dem Fenster gesprungen.«

Sie schauten ihn an, ohne daß sich ihr Ausdruck im geringsten verändert hätte, so als ob er noch gar nicht gesprochen hätte; dann lehnte sich Mrs. Castevet seitwärts und schaute über seine Schulter hinweg auf die rotfleckige Decke, stand wieder starr aufrecht und sah ihm in die Augen.

»Das ist nicht möglich«, sagte sie mit der gleichen lauten mittelwestlichen Stimme, mit der sie ›Roman, bring mir eine Limonade‹, rief. »Das ist ein Irrtum. Unter der Decke

liegt jemand anderes.«

Ohne einen Blick von ihnen zu wenden, sagte der Polizist: »Artie, bitte zeig sie den Leuten.«

Mrs. Castevet ging mit zusammengebissenen Zähnen an ihm vorbei.

Mr. Castevet blieb stehen, wo er stand. »Ich wußte, daß so etwas passieren würde«, sagte er. »Ungefähr alle drei Wochen hatte sie tiefe Depressionszustände. Ich bemerkte das und habe es meiner Frau gesagt, aber die lachte mich aus. Sie ist eine Optimistin und gibt nicht gern zu, daß nicht alles immer so geht, wie sie es wünscht.«

Mrs. Castevet kam zurück. »Das bedeutet noch lange nicht, daß sie Selbstmord begangen hat«, sagte sie. »Sie war ein sehr glückliches Mädchen und hatte keinerlei Grund, sich umzubringen. Sie muß beim Fensterputzen den Halt verloren haben. Sie überraschte uns immer, indem sie irgend etwas putzte oder sonst etwas für uns tat.«

»Sie hat um Mitternacht keine Fenster geputzt«, sagte Mr. Castevet.

»Und warum nicht?« entgegnete Mrs. Castevet zornig. »Vielleicht hat sie es doch getan.«

Der Polizist holte das blaßgelbe Papier aus seinem Notizbuch und hielt es ihr hin.

Mrs. Castevet zögerte, dann nahm sie es und drehte es so, daß sie lesen konnte. Mr. Castevet lehnte seinen Kopf über ihren Arm und las mit, wobei seine dünnen glänzenden Lippen die Worte formten.

»Ist das Ihre Handschrift?« fragte der Beamte.

Mrs. Castevet nickte. Mr. Castevet sagte: »Absolut sicher.«

Der Polizist streckte die Hand aus, und Mrs. Castevet gab ihm das gelbe Blatt zurück. Er sagte: »Danke, ich werde zusehen, daß man es Ihnen zurückgibt, sobald die amtlichen Formalitäten erledigt sind.«

Sie nahm ihre Brille ab, ließ sie an der Kette herunterfallen und bedeckte beide Augen mit weißbehandschuhten Fingerspitzen.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte sie. »Ich kann es einfach nicht glauben. Sie war so glücklich. Sie war über all ihre Schwierigkeiten hinweg.« Mr. Castevet legte ihr die Hand auf die Schulter, blickte zu Boden und schüttelte den Kopf.

»Kennen Sie den Namen ihrer nächsten Angehörigen?« fragte der Polizist.

»Sie hatte keine«, entgegnete Mrs. Castevet. »Sie stand ganz allein, sie hatte keinen Menschen; nur uns.«

»Hatte sie keinen Bruder?« fragte Rosemarie.

Mrs. Castevet setzte ihre Brille auf und betrachtete sie. Mr. Castevet blickte vom Boden auf, seine tiefliegenden Augen glitzerten unter seinem Hutrand.

»Hatte sie einen?« fragte der Polizist.

»Sie sagte, sie hätte einen, bei der Marine«, antwortete Rosemarie.

Der Polizist schaute die Castevets an.

»Das ist mir neu«, sagte Mrs. Castevet, und Mr. Castevet fügte hinzu: »Das ist uns beiden neu.«

Der Polizist fragte Rosemarie: »Wissen Sie, was er für einen Rang hat oder wo er stationiert ist?«

»Nein«, erwiderte sie. Und zu den Castevets gewandt, fügte sie hinzu: »Sie hat ihn mir gegenüber neulich er-

wähnt, als wir in der Waschküche zusammentrafen. Ich bin Rosemarie Woodhouse.«

»Wir wohnen in 7E«, sagte Guy.

»Ich empfinde es gerade so wie Sie, Mrs. Castevet«, sagte Rosemarie. »Sie schien so glücklich und so voller – voller Zuversicht für die Zukunft. Sie sagte wunderbare Dinge über Sie und Ihren Gatten. Wie dankbar sie Ihnen beiden sei – für alles, was Sie für sie getan haben.«

»Danke«, sagte Mrs. Castevet.

Und Mr. Castevet fügte hinzu: »Es ist nett von Ihnen, daß Sie uns das sagen. Das macht es uns ein wenig leichter.«

Der Polizist fragte weiter: »Wissen Sie gar nichts über diesen Bruder, außer daß er bei der Marine ist?«

»Das ist alles«, sagte Rosemarie. »Ich glaube, sie möchte ihn nicht besonders.«

»Es müßte doch sehr einfach sein, ihn aufzutreiben«, meinte Mr. Castevet, »mit so einem ungewöhnlichen Namen, Gionoffrio.«

Guy legte wieder seinen Arm um Rosemarie, um sie ins Haus zu führen. »Ich bin so niedergeschmettert und so traurig«, sagte Rosemarie zu den Castevets.

Und Guy fügte hinzu: »Es ist ein Jammer. Es ...«

»Danke«, fiel ihm Mrs. Castevet ins Wort, und Mr. Castevet sagte etwas Langes und Zischendes, von dem nur die Worte »ihre letzten Tage« zu verstehen waren.

Sie fuhren hoch (»O nein!« sagte der Fahrstuhlführer Diego, der Nachtdienst hatte, »O nein! O nein!«), blickten traurig auf die jetzt gespenstige Tür von Nr. 7A und gingen

durch ihre Flurabzweigung zu ihrer eigenen Wohnung. Mr. Kellogg schaute hinter der Sicherheitskette seiner Wohnungstür heraus und fragte, was denn da unten passiert sei. Sie erzählten es ihm.

Ein paar Minuten saßen sie auf dem Rand ihres Bettes und überlegten, warum Terry sich wohl das Leben genommen haben mochte. Schließlich kamen sie überein, daß sie nur, wenn die Castevets ihnen eines Tages sagen würden, was auf dem Zettel stand, wissen würden, was sie in den gewaltsamen Tod getrieben hatte, dessen Zeugen sie beinahe geworden wären. Und selbst wenn sie wüßten, was auf dem Zettel stand, meinte Guy, würden sie doch noch nicht die ganze Antwort auf diese Frage haben, weil Terry wahrscheinlich selbst nicht begriff, was sie dazu veranlaßte. Etwas in ihr hatte sie süchtig werden lassen, und etwas hatte sie in den Tod getrieben; was das war, konnte nun niemand mehr erfahren. Dafür war es zu spät.

»Erinnerst du dich an das, was Hutch gesagt hat?« fragte Rosemarie. »Daß hier mehr Selbstmorde passierten als in irgendeinem anderen Haus?«

»Ach, Unsinn, Liebling, alles nur Geschwätz – >ein verfürfenes Haus<.«

»Hutch glaubt daran.«

»Und trotzdem ist es Unsinn.«

»Ich kann mir denken, was er sagen wird, wenn er davon hört.«

»Erzähl's ihm nicht«, warnte Guy. »Er wird es bestimmt nicht in den Zeitungen lesen.« An dem gleichen Morgen hatte ein Streik in den New Yorker Zeitungsbetrieben begonnen, und es liefen Gerüchte um, er werde einen

Monat und länger dauern.

Sie zogen sich aus, duschten, spielten ein unfertiges Scrabble fertig, liebten sich und fanden im Kühlschrank noch etwas Milch und kalte Spaghetti. Gerade, ehe sie um halb drei das Licht löschten, fiel es Guy ein, den telefonischen Antwortdienst anzurufen, und er erfuhr, daß er eine Rolle in einer Werbesendung für Cresta Bianca Weine bekommen hatte.

Er schlief bald ein, aber Rosemarie lag wach neben ihm und sah immerzu Terrys blutiges Gesicht vor sich und ihr eines Auge, das in den Himmel starrte. Nach einer Weile jedoch war auch sie eingeschlafen und im Traum wieder im Institut »Unsere Liebe Frau«. Schwester Agnes drohte ihr mit der Faust und setzte sie von der Aufsicht im zweiten Stock ab. »Manchmal wundere ich mich, wie du überhaupt irgend etwas beaufsichtigen kannst«, zankte sie. Ein Stoß an die andere Seite der Wand weckte Rosemarie, und sie hörte Mrs. Castevet sagen: »Bitte, erzähle mir nicht, was Laura-Louise gesagt hat, denn das interessiert mich nicht.« Rosemarie drehte sich um und barg den Kopf in ihrem Kissen.

Schwester Agnes war wütend. Ihre Schweinsaugen waren zu Schlitzen zusammengezogen; und ihre Nasenflügel bebten, wie sie es in solchen Augenblicken immer taten. Um Rosemaries Willen hatte man alle Fenster zumauern müssen, und jetzt war »Unsere Liebe Frau« nicht mehr im Wettbewerb für die schönste Schule, den der »World Herald« ausgeschrieben hatte. »Wenn du auf mich gehört hättest, so hätten wir das nicht zu tun brauchen«, schrie Schwester Agnes mit heiserer mittelwestlicher Stimme.

»Wir hätten jetzt alle gehen können, und jetzt müssen wir wieder ganz von vorn anfangen!« Onkel Mike versuchte sie zu beruhigen. Er war der Direktor des Instituts »Unsere Liebe Frau«, das durch gedeckte Gänge mit seiner Karosserie-Werkstatt in Süd-Omaha verbunden war. »Ich habe dir doch eingeschärft, ihr vorher nichts davon zu sagen«, fuhr Schwester Agnes leiser fort, und ihre Schweinsaugen glitzerten haßerfüllt. »Ich sagte dir doch, sie hat keinen Sinn dafür. Du hättest sie auch noch später einführen können.« (Rosemarie hatte Schwester Veronica von den zugemauerten Fenstern erzählt, und Schwester Veronica hatte die Schule aus dem Wettbewerb gezogen. Ohne das hätte niemand etwas gemerkt, und sie hätten gewonnen. Es war jedoch richtig gewesen, es zu erzählen, trotz Schwester Agnes. Eine katholische Schule darf nicht durch einen Trick gewinnen.) »Irgend jemand! Irgend jemand!« sagte Schwester Agnes. »Sie muß nur jung, gesund und keine Jungfrau mehr sein. Sie muß keine süchtige Hure aus der Gosse sein, die zu nichts taugt. Hab' ich dir das nicht von Anfang an gesagt? Irgend jemand! Sie muß nur jung, gesund und keine Jungfrau mehr sein!« Das verstand Rosemarie absolut nicht, und auch Onkel Mike konnte keinen Sinn darin finden. So drehte sich Rosemarie um, und es war Samstag nachmittag, und sie und Brian und Eddie und Jean standen an der Süßigkeitenbude in Orpheum und gingen hinein, um Gary Cooper und Patricia Neal in »The Fountainhead« zu sehen. Aber es war keine Film-, sondern eine Theateraufführung.

Am folgenden Montagmorgen räumte Rosemarie gerade den Rest eines größeren Einkaufs an Lebensmitteln fort, als die Türklingel schellte. Durch das Guckloch sah sie Mrs. Castevet, das weiße Haar auf Lockenwicklern unter einem blau-weißen Kopftuch, feierlich geradeaus blickend, als warte sie auf das Klicken der Kamera eines Paßfotografen.

Rosemarie öffnete die Tür und sagte: »Hallo, guten Morgen.«

Mrs. Castevet lächelte trübe. »Guten Morgen. Darf ich einen Augenblick hereinkommen?«

»Aber natürlich, bitte sehr.« Rosemarie trat zurück und hielt die Tür weit auf. Ein leise bitterer Geruch strich über sie hin, als Mrs. Castevet an ihr vorüberging – der Geruch von Terrys silbernem Amulett mit dem schwammigen, braun-grünen Inhalt. Mrs. Castevet trug Toreador-Hosen, was sie besser gelassen hätte; die Hosen waren lindgrün, die Bluse blau. Aus ihrer Hüfttasche schaute die Spitze eines Schraubenziehers. Zwischen dem Flur zum kleinen Zimmer und der Küche blieb sie stehen, drehte sich um, setzte ihre Brille auf, die an der Kette hing, und lächelte Rosemarie an. Ein Traum, den Rosemarie ein oder zwei Nächte zuvor gehabt hatte, blitzte in ihrer Erinnerung auf – etwas von Schwester Agnes, die sie wegen der zugemauerten Fenster beschimpfte –, aber sie schüttelte ihn ab und lächelte höflich, bereit zu hören, was Mrs. Castevet ihr sagen wollte.

»Ich bin nur schnell mal herübergekommen«, sagte Mrs.

Castevet, »um Ihnen für die freundlichen Worte zu danken, die Sie uns neulich nachts gesagt haben – ich meine, daß die arme Terry uns dankbar wäre für das, was wir an ihr getan haben. Sie können nicht ahnen, wie tröstlich es für uns war, so etwas gerade im Augenblick eines solchen Schocks zu erfahren, denn wir beiden dachten natürlich sofort, wir hätten ihr gegenüber irgend etwas versäumt oder sie sogar dazu getrieben, wenn auch aus dem Zettel sonnenklar hervorging, daß sie es aus eigenem freiem Willen getan hat. Aber irgendwie war es doch ein Segen, es laut ausgesprochen zu hören, von jemandem, zu dem Terry gerade vor ihrem Ende Vertrauen hatte.«

»Aber bitte, Sie haben keinen Grund, mir zu danken«, sagte Rosemarie, »ich habe Ihnen ja nur erzählt, was sie mir gesagt hat.«

»Viele Leute hätten nicht daran gedacht«, erwiederte Mrs. Castevet. »Sie wären einfach davongegangen und hätten sich die Mühe gespart, den Mund aufzumachen. Wenn Sie älter werden, werden Sie merken, daß Freundlichkeit in unserer heutigen Welt nicht allzu häufig ist. So danke ich Ihnen aufrichtig dafür, und ebenso tut es auch Roman. Roman ist mein Mann.«

Rosemarie nickte zustimmend mit dem Kopf, lächelte und sagte: »Aber bitte sehr. Ich freue mich, daß ich Ihnen helfen konnte.«

»Sie ist gestern morgen ohne kirchliche Zeremonie eingäschert worden«, sagte Mrs. Castevet. »Sie wollte es so haben. Nun müssen wir es vergessen und weiterleben. Es wird gewiß nicht leicht sein. Es war eine solche Freude für uns, sie um uns zu haben; wir haben keine eigenen Kinder.

Haben Sie welche?«

»Nein, wir haben keine«, antwortete Rosemarie.

Mrs. Castevet schaute in die Küche. »Oh, ist das hübsch«, sagte sie, »die Pfannen, die da an der Wand hängen. Und wie Sie den Tisch aufgestellt haben!«

»Das habe ich in einer Zeitschrift gesehen«, erklärte Rosemarie.

»Bei Ihnen ist wenigstens anständig gestrichen worden«, sagte Mrs. Castevet und fuhr mit dem Finger anerkennend über den Türpfosten. »Hat das die Hausverwaltung machen lassen? Sie müssen den Malern ein schönes Trinkgeld gezahlt haben. Für uns haben sie nicht so gearbeitet.«

»Wir haben jedem nur fünf Dollar gegeben«, antwortete Rosemarie.

»Oh, nicht mehr?« Mrs. Castevet drehte sich um und schaute ins kleine Zimmer. »Ach, wie hübsch«, sagte sie, »ein Raum extra fürs Fernsehen.«

»Nur vorübergehend«, sagte Rosemarie, »wenigstens hoffe ich es. Das soll mal das Kinderzimmer werden.«

»Erwarten Sie ein Baby?« fragte Mrs. Castevet und betrachtete sie.

»Noch nicht«, antwortete Rosemarie, »aber ich hoffe darauf, sobald wir eingerichtet sind.«

»Wie wundervoll«, rief Mrs. Castevet. »Sie sind jung und gesund, Sie müssen viele Kinder haben.«

»Wir wollen drei«, sagte Rosemarie. »Möchten Sie gern den Rest der Wohnung sehen?«

»Ja, gern«, erwiderte Mrs. Castevet. »Ich sterbe vor Neugier zu sehen, was Sie daraus gemacht haben. Ich war früher fast jeden Tag hier. Die Dame, die vor Ihnen hier

wohnte, war eine liebe Freundin von mir.«

»Ich weiß«, sagte Rosemarie und ging an Mrs. Castevet vorbei, um ihr den Weg zu zeigen. »Terry hat es mir erzählt.«

»Oh, hat sie das?« meinte Mrs. Castevet und kam ihr nach. »Das klingt ja, als hätten Sie beide da unten in der Waschküche lange Gespräche geführt.«

»Nur eins«, erwiederte Rosemarie.

Das Wohnzimmer überraschte Mrs. Castevet. »Mein Gott!« sagte sie, »was für eine Veränderung! Es sieht so viel heller aus. Oh, und was ist das für ein Stuhl? Ist der aber hübsch!«

»Er ist gerade am Freitag geliefert worden«, sagte Rosemarie.

»Was haben Sie dafür bezahlt?«

Rosemarie, aus der Fassung gebracht, antwortete verwirrt: »Ich weiß es nicht genau. Ich glaube so um die zweihundert Dollar.«

»Sie sind mir doch nicht böse, daß ich Sie danach frage?« sagte Mrs. Castevet und tippte sich auf die Nase, »sehen Sie – ich habe eine so lange Nase bekommen, weil ich sie in alles hineinstecke.«

Rosemarie lachte und sagte: »Nein, nein, es ist schon gut, ich bin Ihnen nicht böse.«

Mrs. Castevet inspizierte das Wohnzimmer, das Schlafzimmer und das Bad, fragte, wieviel der Sohn von Mrs. Gardenia ihnen für den Teppich und das Toilettentischchen abverlangt hätte, woher sie die Nachttischlampen hätten, wie alt Rosemarie wäre und ob eine elektrische Zahnbürste wirklich besser sei als die übliche Art. Rosema-

rie entdeckte, daß ihr diese alte Frau, die so geradeaus war, eine so laute Stimme hatte und so unverblümte Fragen stelle, Spaß machte. Sie bot ihr Kaffee und Kuchen an.

»Was ist Ihr Mann denn von Beruf?« fragte Mrs. Castevet, während sie auf dem Küchentisch hockte und müßig die Preise auf den Suppen- und Austernkonserven prüfte. Rosemarie erzählte es ihr. »Wußte ich's doch«, sagte Mrs. Castevet. »Gestern erst habe ich zu Roman gesagt: ›Er sieht so gut aus, ich wette, das ist ein Filmschauspieler.‹ Drei oder vier davon wohnen hier im Hause, wissen Sie. In welchen Filmen hat er mitgespielt?«

»Nicht in Filmen«, sagte Rosemarie. »Er hat in zwei Schauspielen mitgewirkt, in ›Luther‹ und ›Nobody Loves An Albatross‹ und arbeitet viel für Fernsehen und Funk.«

Sie tranken Kaffee und aßen Kuchen in der Küche, da Mrs. Castevet durchaus nicht wollte, daß Rosemarie ihretwegen das Wohnzimmer in Unordnung brächte. »Hören Sie, Rosemarie«, sagte sie und schluckte Kaffee und Kuchen gleichzeitig herunter, »bei mir taut gerade ein fünf Zentimeter dickes Lendensteak auf, und die Hälfte davon wird verderben, wenn nur Roman und ich davon essen. Kommen Sie doch mit Guy herüber, und essen Sie heute abend mit uns zu Nacht, was meinen Sie dazu?«

»O nein, das können wir nicht«, sagte Rosemarie.

»Aber natürlich können Sie. Warum denn nicht?«

»Nein, wirklich, ich bin sicher, Sie möchten nicht ...«

»Es wäre eine große Hilfe für uns, wenn Sie kämen«, sagte Mrs. Castevet. Sie blickte in ihren Schoß, dann hob sie die Augen zu Rosemarie auf mit einem gezwungenen Lächeln. »Gestern abend hatten wir Freunde da und auch

am Samstag. Aber dies wäre der erste Abend, den wir allein verbringen, seit – seit – jener Nacht.«

Rosemarie beugte sich mitfühlend vor. »Wenn es Ihnen wirklich keine Umstände macht«, sagte sie.

»Kindchen, wenn es mir Umstände mache, würde ich Sie nicht einladen«, sagte Mrs. Castevet. »Glauben Sie mir, ich bin so egoistisch, wie der Tag lang ist.«

Rosemarie lächelte. »Das hat mir Terry nicht gesagt.«

»Na«, lächelte Mrs. Castevet geschmeichelt, »Terry wußte nicht, wovon sie sprach.«

»Ich muß noch mit Guy darüber reden«, sagte Rosemarie, »aber Sie können schon mit uns rechnen.«

Mrs. Castevet erwiderte glücklich: »Hören Sie! Sagen Sie ihm, daß ich kein Nein gelten lasse, ich möchte den Leuten einmal sagen können, daß ich ihn kannte, als ...«

Sie aßen ihren Kuchen und tranken Kaffee dazu, plauderten von den Aufregungen und Risiken einer Laufbahn als Schauspieler, den Fernseh-Shows der neuen Saison und wie schlecht sie seien, und über den immer noch andauernden Zeitungsstreik.

»Ist Ihnen halb sieben zu früh?« fragte Mrs. Castevet unter der Tür.

»Das paßt vorzüglich«, antwortete Rosemarie.

»Roman ißt nicht gern später«, erklärte Mrs. Castevet. »Er hat mit dem Magen zu tun, und wenn er zu spät ißt, kann er nicht einschlafen. Sie wissen doch, wo wir wohnen? In 7A. Also dann, bis um halb sieben. Wir freuen uns. Oh, hier ist Ihre Post, meine Liebe. Ich hebe sie schon auf. Geschäftsanzeigen. Na, immer besser als gar nichts, nicht wahr?«

Guy kam um halb drei verärgert nach Hause. Er hatte von seinem Agenten erfahren, daß – wie er befürchtet hatte – der Mann mit dem grotesken Namen Donald Baumgart die Rolle bekommen hatte, um die sie sich beide beworben hatten. Rosemarie küßte ihn, setzte ihn in seinen Sessel und servierte ihm Käsetoast und ein Glas Bier. Sie hatte das Manuskript des Stückes gelesen, und es hatte ihr nicht gefallen. Wahrscheinlich würde das Stück irgendwo außerhalb von New York enden, sagte sie Guy, und man würde nie mehr etwas von Donald Baumgart hören.

»Selbst wenn das Stück durchfällt«, sagte Guy, »ist es doch eines von denen, auf die man achtet. Du wirst sehen, er bekommt gleich danach etwas anderes.« Er klappte die Ecke seines Käsetoasts hoch, schaute verbittert hinein, klappte sie wieder herunter und begann zu essen.

»Mrs. Castevet war heute morgen hier«, erzählte Rosemarie. »Um mir zu danken, weil ich ihnen erzählt hatte, daß Terry ihnen dankbar war. Ich glaube, sie war einfach neugierig. Wie die ihre Nase in alles hineinstckte, das habe ich noch nie erlebt. Sie hat mich sogar gefragt, was die Möbel gekostet haben.«

»Mach keine Witze«, sagte Guy.

»Sie fragt geradezu und gibt auch noch zu, daß sie neugierig ist, so wirkt es irgendwie komisch und verziehlich anstatt verletzend. Sie hat sogar in das Medizinschränchen geguckt.«

»Einfach so?«

»Einfach so. Und rate mal, was sie anhatte!«

»Einen Torfmullsack mit drei Kreuzen drauf!«

»Nein, Toreador-Hosen!«

»Toreador-Hosen?«

»Lindgrüne!«

»Ihr Götter!«

Rosemarie kniete auf dem Boden im Erker und zeichnete mit Bleistift und einem Metermaß eine Linie auf braunes Papier. Dann maß sie die Tiefe der Fenstersitze aus. »Sie lud uns ein, heute abend bei ihnen zu essen«, sagte sie und schaute nach Guy hinüber. »Ich sagte ihr, ich müsse noch mit dir darüber sprechen, aber es würde wahrscheinlich passen.«

»Mein Gott, Ro«, sagte Guy, »das wollten wir doch gerade nicht!«

»Ich glaube, sie sind sehr einsam«, wandte Rosemarie ein, »wegen Terry.«

»Liebling«, sagte Guy, »wenn wir anfangen, mit solch einem alten Ehepaar freundschaftlich zu verkehren, dann werden wir die Leute nie mehr los. Sie wohnen auch noch hier auf dem gleichen Stockwerk wie wir. Die werden uns sechsmal am Tag besuchen. Besonders, wenn sie so neugierig ist.«

»Ich hab' ihr gesagt, sie könne mit uns rechnen«, sagte Rosemarie.

»Ich meine, du hättest ihr gesagt, du müßtest erst mit mir darüber reden?«

»Ja, aber ich habe ihr auch gesagt, sie könne mit uns rechnen.« Hilflos blickte Rosemarie ihren Mann an. »Ihr lag so viel daran, daß wir kommen.«

»Also, ich habe keine Lust, heute abend verbindliche Konversation zu dreschen«, sagte Guy. »Tut mir leid,

Schatz. Ruf sie an und sag ihr, daß wir nicht kommen können.«

»Gut, ich tu's«, antwortete Rosemarie und zog eine weitere Linie mit ihrem Bleistift und dem Metermaß.

Guy steckte den letzten Bissen in den Mund. »Du brauchst deswegen nicht zu maulen«, sagte er.

»Ich maule nicht«, sagte Rosemarie. »Ich verstehe genau, was du meinst, wenn du sagst, daß sie auf der gleichen Etage wohnen. Du hast absolut recht damit, das ist ein gültiger Einwand. Ich maule keineswegs.«

»Oh, zum Teufel«, sagte Guy, »gehen wir also.«

»Nein, nein. Warum denn? Wir müssen nicht. Ich habe fürs Abendessen eingekauft, ehe sie kam, das ist also kein Problem.«

»Wir werden hingehen«, sagte Guy.

»Wir müssen nicht, wenn du nicht magst. Das klingt so unecht, aber ich meine es wirklich so, ganz wirklich.«

»Wir werden hingehen. Das wird meine gute Tat für heute sein.«

»Gut, aber nur, wenn du wirklich willst. Und wir werden es ihnen ganz klarmachen, daß es nur dies eine Mal ist und nicht der Anfang einer engeren Bekanntschaft. Recht so?«

»Ja.«

Castevets hinüber. Als Guy auf die Türklingel drückte, wurde die Aufzugstür hinter ihnen aufgestoßen, und Mr. Dubin oder Mr. DeVore (sie wußten nicht, wer von beiden) trat heraus, einen Anzug, der in der Plastikhülle einer Reinigung steckte, über dem Arm. Er lächelte, schloß die Tür von 7B neben ihnen auf und sagte: »Sie haben sich wohl in der Tür geirrt?« Rosemarie und Guy lachten freundlich, und er betrat seine Wohnung mit dem Ruf: »Ich bin's.« Dabei gab er ihnen den Blick auf ein schwarzes Sideboard und eine rot-goldene Tapete frei.

Dann öffnete sich die Tür der Castevets, und Mrs. Castevet stand vor ihnen. Sie hatte sich gepudert und Rot aufgelegt und lachte breit. Sie trug ein grünseidentes Kleid und eine rosa Schürze mit Volants. »Das nenne ich pünktlich«, sagte sie, »kommen Sie herein, Roman mixt gerade Wodka Blushes. Nein, wie ich mich freue, daß Sie kommen, Guy. Ich will doch den Leuten erzählen können, daß ich Sie kenne! ›Von diesem Teller hier hat er gegessen, er selbst, Guy Woodhouse in Person!‹ Ich werde ihn nicht abspülen, wenn Sie fertig sind, ich werde ihn so lassen, wie er ist!«

Guy und Rosemarie lachten und wechselten einen Blick. »Deine Freundin«, sagte der seine und der ihre: »Was kann ich dafür?«

Die Wohnung hatte eine große Diele, in der ein rechteckiger Tisch für vier Personen gedeckt war, mit einer gestickten weißen Decke, Tellern, die nicht alle zusammen paßten, und viel reich verziertem Silber. Linker Hand führte eine Tür in das Wohnzimmer, das gut zweimal so groß war wie das von Rosemarie und Guy, ihm sonst aber

sehr ähnlich. Es hatte anstatt zwei kleiner ein großes Erkerfenster und einen großen Kamin aus rosa Marmor, überreich mit Schnörkelwerk verziert. Das Zimmer war merkwürdig eingerichtet. Vor dem Kamin standen eine Sitzgarnitur, ein Lampentischchen und ein paar Stühle; am anderen Ende aber war ein büroartiges Durcheinander von Aktenschränken, Bridgetischen, auf denen sich Zeitungen häuften, vollgestopften Bücherregalen und einer Schreibmaschine auf einem kleinen Metalltisch. Zwischen den beiden Enden des Raumes lag ein acht Meter langer brauner Teppich von Wand zu Wand; er war dick und sah neu aus, und die Streifen des Staubsaugers zeichneten sich darauf ab. Mitten darauf, völlig für sich, stand ein kleiner runder Tisch, auf dem die Zeitschriften »Life«, »Look« und »Scientific American« lagen.

Mrs. Castevet führte sie über den braunen Teppich zur Sitzgarnitur. Als sie saßen, kam Mr. Castevet herein; er trug in beiden Händen ein Tablett mit vier Cocktaillgläsern, deren klarer, rosafarbener Inhalt überschwappte. Er starrte auf den Rand der Gläser und schlurfte vorwärts über den braunen Teppich, als ob er bei jedem Schritt straucheln und einen schlimmen Sturz tun könne. »Ich glaube, ich habe die Gläser zu voll gemacht«, sagte er. »Nein, bitte, bleiben Sie sitzen! Bitte! Im allgemeinen mache ich meine Sache so gut wie ein Barmann, nicht wahr, Minnie?«

Mrs. Castevet antwortete nur: »Paß auf den Teppich auf.«

»Aber heute abend«, fuhr Mr. Castevet fort und kam näher, »habe ich ein bißchen zuviel gemixt, und ich wollte

den Überrest nicht im Shaker lassen, ich fürchtete, ich dachte, ich ... Da sind wir. Bitte, setzen Sie sich. Mrs. Woodhouse?«

Rosemarie nahm ein Glas, dankte ihm und setzte sich. Mrs. Castevet legte ihr rasch eine Papierserviette auf den Schoß.

»Mr. Woodhouse? Einen Wodka Blush? Haben Sie schon mal einen versucht?«

»Nein«, sagte Guy, nahm ein Glas und setzte sich.

»Minnie«, sagte Mr. Castevet.

»Er sieht wunderbar aus«, sagte Rosemarie und lächelte freundlich, während sie den Fuß ihres Glases abwischte.

»Man trinkt ihn viel in Australien«, sagte Mr. Castevet. Er nahm das letzte Glas und hob es Rosemarie und Guy entgegen. »Auf das Wohl unserer Gäste«, sagte er. »Willkommen bei uns.« Er trank und bewegte den Kopf kritisch hin und her wie ein Hahn; sein eines Auge war halb geschlossen, und von seinem Tablett tropfte es auf den Teppich.

Mrs. Castevet verschluckte sich und hustete. »Der Teppich!« keuchte sie und deutete hin.

Mr. Castevet blickte hinunter. »O je!« sagte er und hielt das Tablett in die Höhe, ungewiß, was er machen sollte. Mrs. Castevet stellte hastig ihr Glas ab, warf sich auf die Knie und legte sorgfältig ein Papiertuch über die Nässe. »Der brandneue Teppich«, sagte sie, »der brandneue Teppich. Nein, so etwas Ungeschicktes.«

Die Wodka Blushes waren herb und schmeckten nicht schlecht.

»Kommen Sie aus Australien?« fragte Rosemarie, nach-

dem der Teppich getrocknet, das Tablett in der Küche in Sicherheit gebracht worden war und die Castevets auf gradlehnigen Stühlen Platz genommen hatten.

»O nein«, antwortete Mr. Castevet. »Ich stamme direkt aus New York. Aber ich bin dort gewesen. Ich bin überall gewesen. Wortwörtlich.« Er schlürfte seinen Wodka Blush, hatte die Beine übereinandergeschlagen und eine Hand aufs Knie gelegt. Er trug schwarze, flache, weiche Schuhe mit Quasten, graue Hosen, eine weiße Bluse und ein blau-goldengestreiftes Plastron. »Jeder Kontinent«, sagte er, »jeder Kontinent. Jede größere Stadt. Nennen Sie einen Ort, und ich bin dort gewesen. Bitte, nennen Sie eine Stadt.«

Guy sagte: »Fairbanks, Alaska.«

»Bin ich gewesen«, sagte Mr. Castevet. »Ich bin überall in Alaska gewesen: Fairbanks, Juneau, Anchorage, Nome, Seward. 1938 bin ich vier Monate lang dort gewesen. In Fairbanks und Anchorage war ich oft tageweise, wenn ich in den Fernen Osten ging. Ich bin auch in kleinen Städten in Alaska gewesen, in Dillingham und Akulurak.«

»Und wo kommen Sie her?« fragte Mrs. Castevet und betrachtete die Falten am Busen ihres Kleides.

»Ich komme aus Omaha«, antwortete Rosemarie, »und Guy aus Baltimore.«

»Omaha ist eine gute Stadt«, sagte Mr. Castevet. »Und Baltimore auch.«

»Reisten Sie in Geschäften?« fragte Rosemarie.

»In Geschäften und zum Vergnügen, beides«, erwiderte er. »Ich bin jetzt neunundsiebzig, aber ich bin seit meinem zehnten Jahr unterwegs. Nennen Sie mir einen Ort, und

ich bin dort gewesen.«

»Und was haben Sie gemacht?« fragte Guy.

»Gott, ich war in allen möglichen Geschäften tätig«, antwortete Mr. Castevet. »Wolle, Zucker, Spielwaren, Maschinenteile, Schiffsversicherungen, Öl ...«

Ein Wecker klingelte in der Küche. »Die Steaks sind fertig«, sagte Mrs. Castevet und stand mit ihrem Glas in der Hand auf. »Schütten Sie Ihren Drink jetzt nicht herunter; nehmen Sie ihn an den Tisch mit. Roman, nimm deine Pille.«

»Er wird am 3. Oktober enden«, sagte Mr. Castevet, »einen Tag, bevor der Papst herkommt. Kein Papst besucht eine Stadt, in der die Zeitungen streiken.«

»Ich hörte im Fernsehen, daß er seinen Besuch auf später verlegen und warten will, bis alles vorbei ist«, sagte Mrs. Castevet.

Guy lächelte. »Na, ja«, sagte er, »das ist auch nur eine Art Schaugeschäft.«

Mr. und Mrs. Castevet lachten und Guy mit ihnen, Rosemarie lächelte und schnitt ihr Steak. Es war zu stark gebraten und saftlos, daneben lagen Erbsen und Kartoffelbrei unter einer Mehlsöße.

Noch immer lachend, sagte Mr. Castevet: »Das ist es. Sie wissen Bescheid. Das ist es genau! Schaugeschäft.«

»Das dürfen Sie noch einmal sagen«, meinte Guy.

»Die Trachten, die Riten«, sagte Mr. Castevet, »alle Religionen, nicht nur der Katholizismus, sind Festspiele für die Unwissenden.«

Mrs. Castevet sagte: »Ich fürchte, wir kränken Rose-

marie.«

»Nein, nein, keineswegs«, widersprach Rosemarie.

»Sie sind nicht religiös, meine Liebe, nicht wahr?« fragte Mrs. Castevet.

»Ich wurde religiös erzogen«, sagte Rosemarie, »aber jetzt bin ich Freidenker. Ich war nicht beleidigt, wirklich nicht, in keiner Weise.«

»Und Sie, Guy?« fragte Mr. Castevet. »Sind Sie auch Freidenker?«

»Ich glaube, ja«, antwortete Guy. »Ich sehe nicht, wie man irgend etwas anderes sein kann. Ich meine, es gibt keinen absoluten Beweis für das eine oder das andere, nicht wahr?«

»Nein, es gibt keinen«, sagte Mr. Castevet.

Mrs. Castevet, die Rosemarie beobachtet hatte, sagte: »Sie haben vorhin so unbehaglich dreingeschaut, als wir über Guys kleinen Scherz über den Papst lachten.«

»Nun, er ist immerhin der Papst«, meinte Rosemarie. »Ich bin eben zur Ehrfurcht vor ihm erzogen worden, und die habe ich noch, wenn ich auch nicht mehr glaube, daß er heilig ist.«

»Wenn Sie nicht glauben, daß er heilig ist, dann sollten Sie überhaupt keine Ehrfurcht vor ihm haben«, fiel Mr. Castevet ein, »denn dann läuft er doch nur herum und betrügt die Menschen und gibt vor, er sei heilig.«

»Das ist ein guter Einwand«, sagte Guy.

»Wenn ich denke, was die für Ornate und Juwelen ausgeben«, warf Mrs. Castevet ein.

»Ein gutes Bild der Heuchelei aller organisierten Religion wurde in ›Luther‹ gegeben«, sagte Mr. Castevet.

»Haben Sie mal die Hauptrolle gespielt, Guy?«

»Ich? Nein!« sagte Guy.

»Waren Sie nicht als Ersatz für Albert Finney vorgesehen?« fragte Mr. Castevet.

»Nein«, sagte Guy. »Das war der Bursche, der den Weinand spielte. Ich bin nur in zwei kleineren unwichtigeren Rollen aufgetreten.«

»Merkwürdig«, sagte Mr. Castevet. »Ich war ganz sicher, daß Sie sein Ersatzmann waren. Ich erinnere mich, daß mich eine Geste von Ihnen stutzig machte, und ich sah im Programm nach, um zu wissen, wer das war, und ich könnte schwören, daß Sie als Ersatzmann für Finney aufgeführt waren.«

»Welche Geste meinen Sie?« fragte Guy.

»Ich weiß es jetzt nicht genau, eine Bewegung Ihrer ...«

»Ich hatte da eine bestimmte Bewegung mit den Armen zu machen, wenn Luther seinen Anfall hatte, eine Art unfreiwilligen Hinreichens ....«

»Genau«, schrie Mr. Castevet. »Genau das meinte ich. Diese Bewegung hatte so etwas wundervoll Glaubwürdiges an sich. Im Gegensatz zu allem, möchte ich sagen, was Mr. Finney tat.«

»Nun, nun«, sagte Guy.

»Ich fand seine Darstellung ziemlich übertrieben«, sagte Mr. Castevet. »Es würde mich wirklich interessieren, wie Sie diese Rolle aufgefaßt hätten.«

Lachend sagte Guy: »Mir geht's genauso«, und warf Rosalie einen strahlenden Blick zu. Sie lächelte zurück, zufrieden, weil er zufrieden war. Nun würde es keine Vorwürfe geben wegen eines verlorenen Abends, an dem

er Konversation hatte dreschen müssen.

»Mein Vater war Theaterdirektor«, sagte Mr. Castevet, »und meine jungen Jahre habe ich mit Leuten wie Mrs. Fiske und Forbes-Robertson, Otis Skinner und Modjeska verbracht. Daher neige ich dazu, bei einem Schauspieler etwas mehr als nur Befähigung zu suchen. Sie haben äußerst interessante innere Qualitäten, Guy. Das sieht man auch bei Ihren Fernsehsendungen, und Sie können es wirklich noch weit bringen, vorausgesetzt natürlich, daß Sie diesen ›Durchbruch‹ erzielen, von dem auch die größten Schauspieler bis zu einem gewissen Grad abhängig sind. Bereiten Sie sich eben auf eine Aufführung vor?«

»Ich bin im Gespräch um ein paar Rollen«, antwortete Guy.

»Ich kann mir nicht denken, daß Sie sie nicht kriegen«, sagte Mr. Castevet.

»*Ich kann es*«, sagte Guy.

Mr. Castevet starnte ihn an. »Meinen Sie das im Ernst?« fragte er.

Als Nachtisch gab es eine selbstgemachte Sahne-Torte, die, obgleich sie besser war als das Steak und die Gemüse, für Rosemarie einen eigentümlichen und unangenehm süßen Geschmack hatte. Guy jedoch pries sie überschwenglich und nahm ein zweitesmal davon. Vielleicht schauspielert er auch nur und vergilt Komplimente mit Komplimenten, dachte Rosemarie.

Nach Tisch bot Rosemarie an, beim Abwaschen zu helfen. Mrs. Castevet nahm das Angebot sofort an, und die zwei Frauen räumten den Tisch ab, während Guy und Mr. Castevet ins Wohnzimmer zurückgingen.

Die Küche, deren Tür zur Diele offenstand, war klein und wurde noch kleiner durch das Miniatur-Treibhaus, das Terry erwähnt hatte. Etwa einen Meter lang, stand es auf einem großen weißen Tisch, nahe bei dem einzigen Fenster. Schwanenhalslampen umstanden es, ihre strahlenden Birnen spiegelten sich in dem Glas und machten es eher blendend weiß als durchsichtig. Den übrigen Raum nahmen die Spüle, der Herd und ein Kühlschrank ein. Darüber sprangen überall Schränkchen vor. Rosemarie stand neben Mrs. Castevet und trocknete das Geschirr ab. Sie arbeitete fleißig und gewissenhaft in dem befriedigenden Bewußtsein, daß ihre eigene Küche größer und hübscher eingerichtet war.

»Terry hat mir von Ihrem Treibhaus erzählt«, sagte sie.

»Oh, ja«, sagte Mrs. Castevet. »Es ist so ein nettes Hobby. Sie sollten sich auch eins zulegen.«

»Ich möchte mal eines Tages ein Gewürzgärtchen haben«, sagte Rosemarie. »Natürlich außerhalb der Stadt. Sollte Guy wirklich ein Filmangebot bekommen, dann werden wir die Gelegenheit beim Schopf packen und nach Los Angeles ziehen. Ich bin und bleibe ein Landkind.«

»Kommen Sie aus einer großen Familie?« fragte Mrs. Castevet.

»Ja«, sagte Rosemarie. »Ich habe drei Brüder und zwei Schwestern. Ich bin das Nesthäkchen.«

»Sind Ihre Schwestern verheiratet?«

»Ja.«

Mrs. Castevet bewegte die Spülbürste in einem Glase auf und ab. »Haben sie Kinder?« fragte sie.

»Die eine hat zwei, die andere vier«, antwortete Rosema-

rie. »Wenigstens war das der letzte Stand, den ich kenne. Es könnten jetzt auch drei und fünf sein.«

»Na, das ist ein gutes Zeichen für Sie«, sagte Mrs. Castevet und spülte noch immer das Glas. Sie spülte langsam und gründlich. »Wenn Ihre Schwestern so viele Kinder haben, dann werden Sie wahrscheinlich auch viele haben. So was steckt in der Familie.«

»Oh, ja, wir sind eine fruchtbare Familie«, sagte Rosemarie und wartete mit dem Tuch in der Hand auf das Glas. »Mein Bruder Eddie hat schon acht, und er ist erst sechsundzwanzig.«

»Du meine Güte!« sagte Mrs. Castevet, schwenkte das Glas in klarem Wasser und reichte es Rosemarie.

»Wenn ich alle zusammenrechne, habe ich zwanzig Nichten und Neffen«, sagte Rosemarie. »Aber ich habe noch nicht die Hälfte davon gesehen.«

»Fahren Sie nicht ab und zu nach Hause?« fragte Mrs. Castevet.

»Nein«, sagte Rosemarie. »Ich stehe nicht besonders gut mit meiner Familie, außer mit einem Bruder. Ich bin für sie das schwarze Schaf.«

»Oh! Wieso denn das?«

»Weil Guy nicht katholisch ist und wir nicht kirchlich getraut sind.«

»Tss!« machte Mrs. Castevet. »Was machen die Menschen doch manchmal für ein Aufhebens wegen der Religion! Aber sie verlieren doch nur selbst dabei. Machen Sie sich keine Sorgen!«

»Das ist leichter gesagt als getan«, erwiderte Rosemarie und stellte das Glas ins Regal. »Soll ich jetzt nicht mal

spülen, und Sie trocknen ab?«

»Nein, danke, meine Liebe. So geht es sehr gut«, sagte Mrs. Castevet.

Rosemarie schaute durch die Tür. Sie konnte nur das Ende des Wohnraumes sehen, wo die Bridgetische und die Aktenschränke standen. Guy und Mr. Castevet saßen am anderen Ende. Eine Wolke von blauem Zigarettenrauch hing bewegungslos in der Luft.

»Rosemarie?«

Sie drehte sich um. Lächelnd hielt ihr Mrs. Castevet einen nassen Teller hin. Ihre Hand steckte in einem grünen Gummihandschuh.

Das Spülen und Aufräumen der Teller, Töpfe und des Silbers dauerte fast eine Stunde, wenn auch Rosemarie bei sich dachte, sie hätte es allein in der Hälfte der Zeit geschafft. Als sie und Mrs. Castevet aus der Küche ins Wohnzimmer kamen, saßen sich Guy und Mr. Castevet gegenüber, und Mr. Castevet kloppte zur Bekräftigung seiner Ansichten mit dem Zeigefinger der einen Hand in die Handfläche der anderen.

»Roman, jetzt hör aber auf, Guy mit deinen Modjeska-Geschichten zu langweilen«, sagte Mrs. Castevet. »Er hört dir nur aus Höflichkeit zu.«

»Nein, Mrs. Castevet, es interessiert mich«, sagte Guy.

»Siehst du?« sagte Mr. Castevet.

»Minnie, ich heiße Minnie und er Roman; okay?« sagte Mrs. Castevet mit einem Seitenblick auf Rosemarie zu Guy. »Okay?«

Guy lachte. »Okay, Minnie«, sagte er.

Sie schwatzten über die Goulds und die Bruhns und die

Dubin und DeVores, über Terrys Bruder bei der Marine, den man schließlich in einem Zivilhospital in Saigon aufgetrieben hatte, und, da Mr. Castevet gerade ein Buch las, das den Warren-Report kritisierte, über Kennedys Ermordung. Rosemarie, die auf einem der steiflehnen Stühle saß, fühlte sich völlig außerhalb, gerade so, als wären die Castevets alte Freunde von Guy und sie ihnen eben erst vorgestellt. »Glauben Sie, daß es sich dabei um eine Verschwörung gehandelt hat?« wandte sich Mr. Castevet an sie, und sie antwortete schüchtern, im Gefühl, daß ein aufmerksamer Gastgeber einen übersehenden Gast ins Gespräch zog. Dann entschuldigte sie sich und ging, einem Fingerzeig von Mrs. Castevet folgend, ins Bad, wo sie Papierhandtücher fand, auf denen ein Blumenmuster und die Worte »Für unsere Gäste« aufgedruckt waren, und ein Buch mit dem Titel »Toilettenwitze«, das nicht besonders witzig war.

Um halb elf gingen sie, sagten »Gute Nacht, Roman« und »Vielen Dank, Minnie«, schüttelten ihnen begeistert die Hände und bekräftigten nochmals, die beschlossene Abmachung weiterer gemeinsamer Abende, was – soweit es Rosemarie anging – völlig gelogen war. Nachdem sie die Tür der Castevets hinter sich hatten zufallen hören, atmete Rosemarie tief auf und lachte Guy vergnügt an; dann sah sie, daß er das gleiche tat.

»Roman, jetzt hör aber auf, Guy mit deinen Modjeska-Geschichten zu langweilen«, äffte er, zog seine Augenbrauen hoch und schnitt eine Grimasse.

Rosemarie krümmte sich vor Lachen und hielt ihm die Hand vor den Mund; dann liefen sie leise, Hand in Hand

auf Zehenspitzen zu ihrer Wohnungstür, schlossen auf, öffneten sie, warfen sie laut zu, schlossen ab, schoben den Riegel vor und hängten die Sicherheitskette ein. Guy tat, als nagelte er noch Bretter darüber und schob drei große Felsblöcke vor, dann zog er eine imaginäre Zugbrücke hoch, rieb sich den Schweiß von der Stirn und keuchte, während Rosemarie sich, immer noch lachend, beide Hände vor den Mund preßte.

»Nein, dieses Steak!« schrie Guy.

»Und erst diese Torte! Wie konntest du nur zwei Stück davon essen? Sie war grausig.«

»Mein liebes Mädchen«, sagte Guy, »das war ein Akt von übermenschlichem Mut und Selbstaufopferung. Ich sagte zu mir selbst: ›Ihr Götter, ich wette, daß noch nie jemand diese alte Schraube ein zweitesmal um irgend etwas in ihrem ganzen Leben gebeten hat.‹ So tat ich es!« Er machte eine großartige Handbewegung. »Ich habe eben manchmal so noble Anwandlungen!«

Sie gingen ins Schlafzimmer. »Sie zieht Kräuter und Gewürze«, erzählte Rosemarie, »und wenn sie zu voller Größe herangewachsen sind, wirft sie sie aus dem Fenster.«

»Pst! Die Wände haben Ohren«, warnte Guy. »Sag mal, was war das eigentlich für Silber?«

»Ist das nicht komisch«, sagte Rosemarie und scheuerte mit ihren Füßen auf dem Boden, um die Schuhe abzustreifen, »nur drei Teller paßten zueinander, und dann dieses wunderbare Silber!«

»Wir wollen nett zu ihnen sein. Vielleicht vermachen sie es uns.«

»Wir wollen eklig zu ihnen sein und uns unser eigenes

kaufen. Bist du im Bad gewesen?«

»Da? Nein!«

»Rate mal, was sie da haben.«

»Ein Bidet.«

»Nein, ›Toilettenwitze‹.«

»Nein!«

Rosemarie schlüpfte aus ihrem Kleid. »Ein Buch an einem Haken!« sagte sie, »gerade neben dem Sitz.«

Guy lächelte und schüttelte den Kopf. Dann stand er vor dem alten Schrank und fing an, seine Manschettenknöpfe herauszunehmen. »Aber diese Geschichten von Roman waren doch verdammt interessant«, sagte er. »Wirklich. Ich hatte nie zuvor etwas von Forbes-Robertson gehört, außer daß er zu seiner Zeit ein großer Künstler war.« Er machte sich am zweiten Manschettenknopf zu schaffen, der nicht gleich herausging. »Ich werde morgen abend wieder hingehen und mir mehr von ihm erzählen lassen«, sagte er.

Rosemarie schaute ihn fassungslos an. »Das willst du?« fragte sie.

»Ja«, sagte er. »Er hat mich aufgefordert.« Er hielt ihr die Hand hin. »Kannst du mir den rausmachen?«

Sie kam zu ihm herüber und bemühte sich, den Manschettenknopf zu lösen, aber sie fühlte sich dabei plötzlich verloren und unsicher. »Ich dachte, wir wollten etwas mit Jimmy und Tiger unternehmen«, sagte sie.

»War das fest ausgemacht?« fragte er und schaute ihr in die Augen. »Ich dachte, wir wollten erst miteinander telefonieren deswegen.«

»Es war nicht fest ausgemacht«, sagte sie.

Er zuckte die Schultern. »Dann werden wir sie eben Mittwoch oder Donnerstag besuchen.«

Sie hatte den Manschettenknopf herausgeknöpft und hielt ihn ihm auf der Handfläche hin. Er nahm ihn. »Danke«, sagte er. »Du brauchst nicht mitzukommen, wenn du nicht magst. Du kannst hierbleiben.«

»Das werde ich wohl tun«, sagte sie, »hierbleiben.« Sie ging zum Bett und setzte sich.

»Er hat auch Herbert Irving gekannt«, fuhr Guy fort. »Es ist wirklich unglaublich interessant.«

Rosemarie hakte ihre Strümpfe los. »Warum haben sie wohl die Bilder abgenommen?« fragte sie.

»Was meinst du?«

»Ihre Bilder. Sie haben sie abgehängt. Im Wohnzimmer und im Flur, der zum Bad führt. Überall waren Haken in der Wand und unverschossene Stellen. Und das eine Bild, das da hing über dem Kamin, das paßte nicht dahin. Fünf Zentimeter rechts und links davon war die Tapete nicht verschlossen.«

Guy blickte zu ihr hin. »Ich habe nichts gesehen«, sagte er.

»Und wozu haben sie alle diese Akten und all das Zeugs im Wohnzimmer?« fragte sie weiter.

»Das hat er mir erzählt«, sagte Guy und zog sein Hemd aus. »Er gibt ein Nachrichtenblatt für Briefmarkensammler heraus. In der ganzen Welt. Deswegen bekommen sie auch so viel Auslandspost.«

»Ja, aber warum im Wohnzimmer?« beharrte Rosemarie. »Sie haben drei oder vier andere Zimmer, deren Türen alle geschlossen waren. Warum benutzt er nicht eines von

denen?«

Guy ging zu ihr hinüber mit dem Hemd in der Hand und tippte mit einem Finger fest auf ihre Nase. »Du bist noch neugieriger als Minnie«, sagte er, warf ihr einen Handkuß zu und verschwand im Bad.

Zehn oder fünfzehn Minuten später, als Rosemarie in der Küche stand und Wasser für den Kaffee aufsetzte, fühlte sie den scharfen Schmerz im Leib, der immer eine Nacht vor dem Einsetzen ihrer Periode kam. Sie entspannte sich, mit einer Hand auf die Ecke des Herdes gestützt. Als der Schmerz abgeebbt war, holte sie ein Filter-Papier heraus, nahm die Kaffeekanne und fühlte sich enttäuscht und verloren.

Sie war vierundzwanzig Jahre alt, und sie und Guy wünschten sich drei Kinder, alle zwei Jahre eins, aber Guy »war noch nicht bereit« – und er würde es auch nie sein, fürchtete sie, bis er *so* groß war wie Marlon Brando und Richard Burton zusammen. Wußte er denn gar nicht, wie gut er aussah und wie begabt er war, wie sicher er Erfolg haben würde? So ging ihr Plan dahin, »zufällig« schwanger zu werden. Die Pillen machten ihr Kopfschmerzen, behauptete sie; Schutzmittel aus Gummi waren ihr widerwärtig. Guy sagte, sie sei im Unterbewußtsein immer noch eine gute Katholikin, und sie protestierte genug, um ihre Behauptung zu unterstützen. Nachsichtig studierte Guy den Kalender und verhinderte die »gefährlichen Tage«, sie aber sagte: »Nein, Liebling, heute ist es sicher. Ich weiß es genau.«

Und nun hatte er in diesem Monat wieder gewonnen,

und sie hatte verloren, in diesem unwürdigen Wettstreit, der ihm nicht einmal bewußt war. »Verflucht!« sagte sie und stellte die Kaffeekanne hart auf dem Herd auf.

Guy, im kleinen Zimmer, rief: »Was ist passiert?«

»Ich habe mir den Ellenbogen gestoßen!« rief sie zurück.

Aber wenigstens wußte sie jetzt, warum sie während des Abends heute so deprimiert gewesen war.

Und noch einmal verflucht! Wenn sie nur zusammen lebten und nicht verheiratet wären, dann hätte sie inzwischen schon fünfzigmal empfangen!

## 7

Am nächsten Abend ging Guy nach dem Essen zu den Castevets hinüber. Rosemarie räumte die Küche auf und kämpfte gerade mit sich, ob sie an den Kissen für die Fenstersitze arbeiten oder mit einem Buch ins Bett gehen sollte, als die Türglocke läutete. Es war Mrs. Castevet, und mit ihr kam eine andere Frau, kurzgewachsen, plump und lächelnd, die an der Schulter ihres grünen Kleides eine Plakette trug, die Mr. Buckley für den Posten des Bürgermeisters empfahl.

»Guten Abend, meine Liebe, wir stören doch nicht etwa?« sagte Mrs. Castevet, als Rosemarie öffnete. »Das hier ist meine gute Freundin, Laura-Louise McBurney, vom zwölften Stock. Laura-Louise, das ist Rosemarie, die Frau von Guy.«

»Guten Abend, Rosemarie. Willkommen im Bram.«

»Laura-Louise hat Guy gerade drüben bei uns getroffen

und wollte Sie auch gern kennenlernen, so sind wir herübergekommen. Guy sagte, Sie hätten weiter nichts zu tun. Dürfen wir eintreten?«

Gottergeben führte Rosemarie sie höflich ins Wohnzimmer.

»Oh, haben Sie neue Stühle?« rief Mrs. Castevet. »Nein, sind die schön!«

»Sie sind heute früh gekommen«, sagte Rosemarie.

»Fühlen Sie sich nicht wohl, meine Liebe? Sie sehen elend aus.«

»Mir geht's gut«, lächelte Rosemarie. »Es ist nur der erste Tag meiner Periode.«

»Und da sind Sie auf und laufen herum?« fragte Laura-Louise, während sie sich hinsetzte. »Ich hatte an meinen ersten Tagen immer solche Schmerzen, daß ich mich nicht rühren konnte, auch nichts essen oder überhaupt irgend etwas tun. Dan mußte mir Gin durch einen Strohhalm einflößen, um meine Schmerzen zu beruhigen, und damals waren wir hundertprozentige Temperenzler, mit dieser einen Ausnahme.«

»Die Mädchen von heute überwinden das leichter als wir früher«, sagte Mrs. Castevet und setzte sich auch. »Sie sind gesünder, als wir es waren, dank der Vitamine und der besseren ärztlichen Fürsorge.«

Beide Frauen hatten die gleichen grünen Handarbeitsbeutel mitgebracht, öffneten sie jetzt zu Rosemaries Überraschung und nahmen eine Arbeit heraus, Laura-Louise eine Häkelei, Mrs. Castevet Socken zum Stopfen, und richteten sich auf einen langen Näh- und Schwatzabend ein. »Was ist denn das da drüben?« fragte Mrs. Castevet.

»Bezüge für Sitzkissen?«

»Sitzkissen für die Erkerfenster«, erwiderte Rosemarie und dachte: »Also gut, dann näh' ich eben auch«, ging hin, holte sich ihre Arbeit und setzte sich zu den beiden.

Laura-Louise meinte: »Sie haben die Wohnung wirklich unglaublich verändert, Rosemarie.«

»Oh, bevor ich es vergesse«, sagte Mrs. Castevet, »das ist für Sie; von Roman und mir.« Sie legte ein kleines, in rosa Papier verpacktes Päckchen in Rosemaries Hand. Etwas Hartes war darin.

»Für mich?« sagte Rosemarie. »Das begreife ich nicht.«

»Es ist nur ein kleines Geschenk, weiter nichts«, sagte Mrs. Castevet und wischte Rosemaries Verblüffung mit einer Handbewegung weg. »Als Einzugsgeschenk.«

»Aber Sie haben doch gar keinen Grund ...« Rosemarie entfaltete das schon einmal benutzte rosa Papier. Darin lag Terrys silbernes Kugelamulett mit der Kette. Vor dem Geruch der Kugelfüllung mußte Rosemarie den Kopf abwenden.

»Es ist wirklich alt«, pries es Mrs. Castevet. »Über dreihundert Jahre.«

»Es ist reizend«, sagte Rosemarie und betrachtete die Kugel, wobei sie überlegte, ob sie erzählen sollte, daß Terry sie ihr schon gezeigt hatte. Aber schon war der Augenblick dafür verpaßt.

»Das Grüne darin ist Tannis-Wurzel«, sagte Mrs. Castevet, »sie bedeutet Glück.«

»Nicht für Terry«, dachte Rosemarie und sagte laut: »Es ist reizend, aber ich kann es nicht annehmen, solch ein ...«

»Sie haben es schon getan«, sagte Mrs. Castevet und

stopfte eifrig an einem braunen Socken, ohne zu Rosemarie hinüberzusehen. »Hängen Sie's um.«

Laura-Louise fügte hinzu: »An den Geruch werden Sie sich gewöhnen – schneller, als Sie denken.«

»Los«, befahl Mrs. Castevet.

»Ja, also, dann, vielen Dank«, sagte Rosemarie; unsicher hing sie die Kette über und steckte die Kugel in ihren Blusenausschnitt. Sie fiel zwischen ihre Brüste, kalt und zudringlich. »Ich nehme es ab, sobald die beiden weg sind«, nahm sie sich vor.

Laura-Louise sagte: »Ein Freund von uns hat die Kette angefertigt, alles Handarbeit. Er war früher Dentist, und sein Hobby ist die Anfertigung von Schmuck aus Gold und Silber. Sie werden ihn bei Minnie und Roman kennenlernen an – an irgendeinem Abend – da bin ich sicher; sie laden so oft Gäste ein, die beiden. – Sie werden wahrscheinlich alle ihre Freunde kennenlernen – alle unsere Freunde.«

Rosemarie blickte auf und sah, daß Laura-Louise rot war vor Verlegenheit – wohl auch der Grund dafür, daß sie ihre letzten Worte überstürzt und verwirrt hervorgestoßen hatte. Minnie stopfte eifrig, ohne aufzusehen. Laura-Louise lächelte und Rosemarie lächelte zurück.

»Nähen Sie sich Ihre Kleider selbst?« fragte Laura-Louise.

»Nein«, antwortete Rosemarie und ging auf den Themenwechsel ein. »Ab und zu versuche ich's mal, aber die Sachen sitzen nie!«

Es wurde noch ein ganz unterhaltsamer Abend. Minnie erzählte ein paar amüsante Geschichten aus ihrer Mäd-

chenzeit in Oklahoma, und Laura-Louise zeigte Rosemarie zwei nützliche Tricks und behauptete, sie wisse, wie Buckley, der Kandidat der Konservativen für den Bürgermeisterposten, die bevorstehende Wahl gewinnen könne, trotz der hohen Zahl seiner Gegner.

Guy kam um elf nach Hause, ruhig und seltsam verschlossen. Er begrüßte die Frauen, beugte sich über Rosemarie und küßte sie auf die Wange, als er an ihren Stuhl kam. Minnie sagte: »Elf Uhr? Ach, du Schreck! Komm, Laura-Louise.«

Laura-Louise sagte: »Kommen Sie, und besuchen Sie mich, wann immer Sie Lust haben, Rosemarie. Ich wohne in 12E.« Die beiden Frauen schlossen ihre Handarbeitsbeutel und gingen rasch weg.

»Waren seine Geschichten ebenso interessant wie gestern abend?« fragte Rosemarie.

»Ja«, sagte Guy. »War's nett?«

»Schon. Ich bin mit meiner Arbeit vorangekommen.«

»Das sehe ich.«

»Ich habe auch ein Geschenk bekommen.« Sie zeigte ihm das Amulett. »Es hat Terry gehört«, sagte sie. »Sie hatten es ihr geschenkt, sie hat es mir gezeigt. Die Polizei muß es – zurückgegeben haben.«

»Sie hat es wahrscheinlich überhaupt nicht getragen«, sagte Guy.

»Ich wette doch. Sie war stolz darauf, weil – weil es das erste Geschenk war, das sie je bekommen hat.« Rosemarie hob die Kette über ihren Kopf, hielt ihm Kette und Amulett auf der Hand hin, schüttelte sie hin und her und betrachtete sie.

»Willst du es nicht tragen?« fragte Guy.

»Es stinkt«, sagte sie, »da ist was drin, was Tannis-Wurzel heißt.« Sie hielt die Hand ausgestreckt. »Aus dem berühmten Treibhaus.«

Guy roch daran und zuckte die Schultern. »Es riecht nicht schlecht«, sagte er.

Rosemarie ging ins Schlafzimmer, öffnete eine Schublade des Toilettentischchens, in dem sie eine Blechschachtel voller Krimskrams aufbewahrte. »Tannis-Wurzel gefällig?« fragte sie ihr Spiegelbild, tat das Amulett in die Büchse und schob die Schublade zu.

Guy, unter der Tür, sagte: »Wenn du es schon angenommen hast, dann solltest du es auch tragen.«

In dieser Nacht erwachte Rosemarie, weil Guy neben ihr im Dunkeln saß und rauchte. Sie fragte nach dem Grund. »Ach, nichts«, sagte er, »ich kann nicht schlafen, das ist alles.«

Rosemarie dachte, daß Romans Geschichten über ehemalige Stars ihn vielleicht deprimiert und daran erinnert hätten, daß seine Laufbahn hinter der von Henry Irving und Forbes-Dingsda herhinkte. Sein Drang nach solchen Geschichten konnte auch eine Form von Masochismus sein.

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und bat ihn, sich keine Sorgen zu machen.

»Worüber?«

»Über nichts.«

»Schon gut«, sagte er.

»Du bist der Größte«, sagte sie. »Weißt du das? Du bist es. Und alles wird schon recht werden. Du wirst noch

Karate lernen müssen, um dich der Fotografen zu erwehren.«

Beim Aufglimmen seiner Zigarette sah sie ihn lächeln.

»Bald«, sagte sie. »Etwas Bedeutendes. Etwas, was deiner wert ist.«

»Ich glaub' dir. Schlaf jetzt, Liebling.«

»Okay, paß auf deine Zigarette auf.«

»Mach' ich.«

»Weck mich, wenn du nicht schlafen kannst.«

»Sicher.«

»Ich hab' dich lieb.«

»Und ich dich, Ro.«

Ein oder zwei Tage später brachte Guy zwei Karten mit für die Samstagnachtvorstellung von »The Fantasticks«, die ihm Dominick, sein Sprechlehrer, so erzählte er, gegeben hatte. Guy hatte die Show schon vor Jahren gesehen, als sie mit ihren Aufführungen begann. Rosemarie hatte sie immer gern sehen wollen. »Geh mit Hutch«, sagte Guy. »Dann habe ich wenigstens Ruhe, um an meiner Szene in ›Wait Until Dark‹ zu arbeiten.«

Hutch hatte sie auch schon gesehen; so ging Rosemarie mit Joan Jellico, die ihr während des Essens im »Bijou« anvertraute, daß sie und Dick sich trennen würden, da sie seit langem nichts mehr als ihre Adresse gemein hätten. Diese Nachricht regte Rosemarie auf. Seit Tagen war Guy abwesend und zerstreut gewesen, mit etwas beschäftigt, von dem er sich nicht befreien konnte und wovon er auch nicht mit ihr sprach. Hatte die Entfremdung zwischen Joan und Dick auf die gleiche Weise begonnen? Sie wurde

ärgerlich auf Joan, die sich zu stark geschminkt hatte und für das kleine Theater zu laut Beifall klatschte. Kein Wunder, daß sie und Dick nichts Gemeinsames finden konnten. Sie war laut und vulgär, er war zurückhaltend und sensibel. Sie hätten niemals heiraten sollen.

Als Rosemarie nach Hause kam, hatte Guy gerade geduscht. Er war lebhafter und mehr »da«, als er es die ganze Woche gewesen war. Rosemaries Lebensgeister erwachten. Die Show war sogar besser gewesen, als sie gedacht hätte, berichtete sie ihm, und sie berichtete auch die schlechte Nachricht, daß Dick und Joan sich trennten. Sie waren wirklich Vögel mit zu verschiedenem Gefieder, nicht wahr? Wie war er mit der Szene in »Wait Until Dark« vorangekommen? Großartig. Er beherrschte sie jetzt.

»Diese verfluchte Tannis-Wurzel«, sagte Rosemarie. Das ganze Schlafzimmer roch danach. Der bittere, prickelnde Geruch hatte sogar seinen Weg ins Badezimmer gefunden. Sie holte ein Stück Aluminiumfolie aus der Küche, verpackte das Amulett fest in eine dreifache Lage Folie und drehte die Enden zusammen, um sie zu versiegeln.

»Wahrscheinlich wird es in ein paar Tagen nicht mehr so streng riechen«, sagte Guy.

»Das wäre gut«, antwortete Rosemarie und versprühte ein Deodorant. »Wenn nicht, dann werfe ich's weg und erzähle Minnie, ich hätte es verloren.«

Sie liebten sich – und Guy war wild und trieb sie an –, und später hörte Rosemarie durch die Wand das Geräusch einer Party, die sich bei Roman und Minnie abspielte. Es war das gleiche einförmige musikalische Singen, das sie neulich gehört hatte, fast wie ein religiöser Gesang; und die

gleiche Flöte oder Klarinette, die mitspielte, den Gesang umspielte oder untermalte.

Guy war auch noch den ganzen Sonntag hindurch aufgedreht; er bastelte Regale und ein Gestell für die Schuhe im kleinen Zimmer neben dem Schlafzimmer und lud eine Menge »Luther«-Leute ein, zu ihnen herüberzukommen. Am Montag strich er die Regale und das Schuhgestell an, beizte eine Bank, die Rosemarie preisgünstig eingekauft hatte, sagte seine Stunde bei Dominick ab und hörte ständig mit einem Ohr nach dem Telefon, das er jedesmal an sich riß, ehe noch das erste Klingeln verhallt war. Um drei am Nachmittag klingelte es wieder, und Rosemarie, die gerade eine neue Anordnung der Stühle im Wohnzimmer ausprobierte, hörte ihn rufen: »Oh, Gott, nein! Der arme Kerl!«

Sie ging zur Schlafzimmertür.

»Oh, Gott«, sagte Guy.

Er saß auf dem Bett, das Telefon in der einen und eine Dose Farbentferner in der anderen Hand. Er sah sie nicht an. »Und Sie haben keine Idee, wie das passiert ist?« fragte er. »Mein Gott, das ist ja entsetzlich, einfach entsetzlich.« Er hörte weiter und straffte sich im Sitzen auf. »Ja, das bin ich«, sagte er und dann: »Ja, ich werde. Es ist mir schrecklich, sie auf diese Weise zu bekommen – aber ich –« Er hörte weiter. »Gut, Sie müßten mit Allan über diese Sache sprechen –« sagte er weiter – mit Allan Stone, seinem Agenten –, »aber ich bin sicher, daß es da keine Schwierigkeiten geben wird, Mr. Weiss, jedenfalls nicht, was uns betrifft.«

Er hatte es! Das große Etwas! Rosemarie hielt den Atem

an und wartete.

»Ich habe *Ihnen* zu danken, Mr. Weiss«, sagte Guy, »und wollen Sie mich bitte wissen lassen, wenn es was Neues gibt? Vielen Dank.«

Er legte auf, schloß die Augen und saß bewegungslos, die Hand auf dem Telefon. Er war blaß und sah aus wie eine Puppe, eine Wachsstatue mit echten Kleidern und echten Requisiten, echtem Telefon und echter Dose Farbentferner.

»Guy«, sagte Rosemarie.

Er öffnete die Augen und schaute sie an.

»Was ist?« fragte sie.

Er blinzelte und kam zu sich. »Donald Baumgart«, sagte er. »Er ist blind geworden. Er ist gestern aufgewacht und – er kann nicht sehen.«

»Nein!« schrie Rosemarie.

»Heute früh hat er versucht, sich zu erhängen. Jetzt ist er im Bellevue, und man hat ihm Beruhigungsmittel gegeben.«

Sie blickten sich beide mühsam an.

»Ich habe die Rolle bekommen«, sagte Guy. »Es ist abscheulich, sie auf diese Weise zu bekommen.« Er betrachtete den Farbentferner in seiner Hand und stellte ihn auf den Nachttisch. »Hör zu«, sagte er, »ich muß raus und mich auslaufen.« Er stand auf. »Es tut mir leid. Aber ich muß raus und das verdauen.«

»Ich versteh' dich, geh nur«, sagte Rosemarie und gab den Weg zur Flurtür frei.

Er ging, wie er war, durch den Flur und zur Tür hinaus, die hinter ihm leise ins Schloß fiel.

Sie ging ins Wohnzimmer und dachte an den armen Donald Baumgart und den glücklichen Guy. An sie beide, an ihr Glück mit der guten Rolle, die Aufmerksamkeit erregen und – wenn auch das Stück durchfiele – zu anderen Rollen führen würde, zu Filmen vielleicht, zu einem Haus in Los Angeles, einem Gewürzgärtchen, drei Kindern im Abstand von je zwei Jahren. Der arme Donald Baumgart mit seinem schwerfälligen Namen, den er nicht ändern wollte. Er mußte gut sein, weil er Guy überflügelt hatte – und nun lag er im Bellevue, blind und mit Selbstmordgedanken, unter Sedativen.

Rosemarie kniete sich auf eine Sitzbank am Fenster und schaute hinunter auf die Straße, zum Eingang des Hauses und wartete, daß Guy herauskäme. Wann würden die Proben beginnen? Natürlich würde sie mit ihm von New York wegziehen; das würde ein Spaß! Nach Boston? Oder Philadelphia; Washington wäre aufregend. Sie war nie dort gewesen. Während Guy nachmittags auf den Proben war, konnte sie durch die Stadt bummeln. Und abends, nach der Vorstellung, würde man sich in einem Restaurant treffen oder in einem Klub und plaudern und sich die neuesten Geschichten erzählen.

Sie wartete und wartete, aber Guy erschien nicht. Er mußte den Ausgang zur 55. Straße benutzt haben.

Jetzt, da er hätte glücklich sein können, war er störrisch und erregt, saß unbeweglich da, und nur die Zigarette in seiner Hand und seine Augen zeigten, daß Leben in ihm war. Seine Augen folgten ihr durch die Wohnung, angespannt, als ob ihm Gefahr von ihr drohte. »Ist was nicht in

Ordnung?« fragte sie ihn wohl ein dutzendmal.  
»Nichts«, antwortete er »Hast du nicht heute deinen Bildhauerkurs?«

»Ich bin seit zwei Monaten nicht mehr dort gewesen.«  
»Warum gehst du nicht hin?«

Sie ging hin, warf altes Plastilin fort, brachte die Armatur in Ordnung und begann von neuem, mit einem neuen Modell unter neuen Studenten. »Wo waren Sie?« fragte der Lehrer. Er trug eine Brille, hatte einen Adamsapfel und machte Miniaturen von ihrem Torso, ohne auf seine Hände zu achten.

»In Sansibar«, sagte sie.  
»Sansibar gibt es nicht mehr«, sagte er mit nervösem Lachen, »das heißt jetzt Tansania.«

Eines Nachmittags ging sie zu Macy und Gimbel einkaufen, und als sie zurückkam, standen Rosen in der Küche, Rosen im Wohnzimmer, und Guy kam mit einer Rose in der Hand und einem um Verzeihung bittenden Lächeln aus dem Schlafzimmer, so wie er ihr einmal eine Szene aus »Sweet Bird« von Chance Wayne vorgespielt hatte.

»Ich war in letzter Zeit ziemlich mies zu dir«, sagte er.  
»Das kommt davon, daß ich immerzu herumsaß und hoffte, daß Baumgart blind bliebe, das ist's, was ich die ganze Zeit getan habe, ich Schweinekerl.«

»Das ist ganz natürlich«, antwortete sie, »du mußt ja beides fühlen ...«

»Höre«, sagte er und stupste ihr die Rose an die Nase, »selbst wenn das Ding durchfällt und ich für den Rest meines Lebens ein kleiner Chargenkomödiant bleibe, werde ich doch aufhören, dich das entgelten zu lassen.«

»Das hast du nicht ...«

»Doch. Ich war so eifrig damit beschäftigt, mir um meine Karriere die Haare zu raufen, daß ich mit keinem Gedanken mehr an dich gedacht habe. Wir wollen ein Baby haben, okay? Drei! Aber immer nur eins auf einmal!«

Sie sah ihn an.

»Ein Baby«, sagte er. »Weißt du, Guckguck! Windeln! Wääwää!«

»Sprichst du im Ernst?« fragte sie.

»Aber sicher«, antwortete er. »Ich habe sogar die richtige Zeit dafür ausgerechnet. Am nächsten Montag und Dienstag. Rote Kreise auf dem Kalender, bitte sehr!«

»Ist das wirklich dein Ernst, Guy?« fragte sie, Tränen in den Augen.

»Nein, ich mache Witze«, sagte er. »Natürlich meine ich es ernst. Schau, Rosemarie, aber um Gottes willen, heul doch nicht, ja? Bitte! Es regt mich so auf, wenn du weinst. Bitte, hör auf, ja.«

»Ja«, sagte sie, »ich höre schon auf.«

Sie ging zum oberen Broadway, um Schwertfischsteaks zu kaufen, und quer durch die Stadt zur Lexington Avenue wegen Käse. Nicht, weil sie Schwertfischsteaks und Käse nicht in der Nachbarschaft bekommen hätte, sondern einfach, weil sie das Bedürfnis hatte, an diesem prickelnd frischen, strahlendblauen Vormittag durch die ganze Stadt zu laufen, mit fliegendem Mantel und die Blicke auf sich

ziehend, weil sie so hübsch war, und den Geschäftsleuten durch ihre Präzision und das ›Gewußt wie‹ ihrer Bestellungen zu imponieren. Es war Montag, der vierte Oktober, der Tag, an dem Papst Paul nach New York gekommen war, und das gemeinsame Erleben dieses Ereignisses machte die Leute offener und gesprächiger, als sie es gewöhnlich waren. Wie schön ist das, dachte Rosemarie, daß die ganze Stadt glücklich ist an einem Tag, an dem ich so glücklich bin.

Sie verfolgte den Weg des Papstes im Fernsehen am Nachmittag, nachdem sie den Apparat aus dem Nebenzimmer (das bald Kinderzimmer sein würde) herausgezogen und so aufgestellt hatte, daß sie von der Küche aus schauen konnte, während sie den Fisch, das Gemüse und den grünen Salat zubereitete. Seine Ansprache vor der UN-Vollversammlung ging ihr zu Herzen, und sie war sicher, daß sie dazu beitragen würde, die Lage in Vietnam zu erleichtern. »Nie wieder Krieg!« sagte er. Mußten seine Worte nicht selbst dem hartgesottensten Staatsmann zu denken geben?

Um halb fünf, als sie den Tisch vor dem Kamin deckte, läutete das Telefon.

»Rosemarie? Guten Tag. Wie geht es dir?«

»Guten Tag«, sagte sie. Es war Margaret, die ältere ihrer beiden Schwestern. »Mir geht's gut. Und wie geht es dir?«

»Gut«, sagte Margaret.

»Wo bist du?«

»In Omaha.«

Sie waren nie recht miteinander ausgekommen. Margaret war ein mürrisches, nachtragendes Mädchen, das die

Mutter zu oft mit der Aufsicht über die jüngeren Kinder beauftragt hatte. So von ihr angerufen zu werden war seltsam, seltsam und erschreckend.

»Geht es allen gut?« fragte Rosemarie. Sicher ist jemand gestorben, dachte sie. Wer? Ma? Pa? Brian?

»Es geht allen gut.«

»Wirklich?«

»Ja. Und dir?«

»Ja. Ich sagte es ja schon.«

»Ich hab' den ganzen Tag über so ein dummes Gefühl gehabt, Rosemarie, daß dir irgend etwas passiert wäre, ein Unfall oder so, daß du verletzt wärst, vielleicht im Krankenhaus lägst.«

»Nein, nichts dergleichen«, lachte Rosemarie. »Mir geht's gut; wirklich und wahrhaftig.«

»Es war ein so merkwürdiges Gefühl«, sagte Margaret. »Ich war ganz sicher, daß dir etwas zugestoßen war. Schließlich sagte Gene, warum rufst du sie nicht einfach an und hörst, was los ist.«

»Wie geht es ihm?«

»Gut.«

»Und den Kindern?«

»Ach, die üblichen Kratzer und Wehwehs, aber sonst geht es ihnen gut. Bei mir ist wieder was unterwegs, weißt du's schon?«

»Nein, das wußte ich nicht. Wie schön! Bis wann?«

(Bei uns wird auch bald eins unterwegs sein.)

»Ende März. Wie geht es deinem Mann, Rosemarie?«

»Gut, danke. Er hat eine bedeutende Rolle in einem Stück bekommen, zu dem die Proben bald anfangen sol-

len.«

»Sag, hast du den Papst gut gesehen?« fragte Margaret.  
»Bei euch muß ja eine schreckliche Aufregung herrschen.«

»Stimmt«, sagte Rosemarie. »Ich habe alles im Fernsehen gesehen. Ihr bekommt es doch auch in Omaha, nicht wahr?«

»Du hast ihn dir nicht direkt angesehen? Du bist nicht hinausgegangen, um ihn zu sehen?«

»Nein, nicht.«

»Wirklich?«

»Wirklich.«

»Also nein, Rosemarie«, sagte Margaret. »Weißt du, Pa und Ma wollten sogar hinfliegen, um ihn zu sehen; aber sie konnten nicht, weil eine Streikabstimmung ist und Pa den Antrag unterstützt. Aber eine Menge Leute sind hingeflogen, die Donovans und Dot und Sandy Wallingford. Und du bist am Ort, lebst dort und bist nicht aus dem Haus gegangen, um ihn zu sehen?«

»Religion bedeutet mir nicht mehr so viel wie früher, zu Hause«, sagte Rosemarie.

»Na ja«, sagte Margaret, und Rosemarie hörte, daß sie dachte, ›wenn du mit einem Protestant verheiratet bist‹.

Sie sagte: »Es war nett von dir, Margaret, daß du angerufen hast. Du brauchst dich über gar nichts zu beunruhigen. Ich bin niemals gesünder und glücklicher gewesen.«

»Es war so ein starkes Gefühl«, sagte Margaret, »von dem Augenblick an, als ich aufwachte. Nun, ich bin eben gewöhnt, mich um euch Kropfzeug zu kümmern ...«

»Grüß alle herzlich, ja. Und sag Brian, er soll endlich meinen Brief beantworten.«

»Ja. Rosemarie ...?«

»Ja?«

»Ich werde dieses Gefühl nicht los. Bleib heute nacht zu Hause, bitte.«

»Das haben wir gerade vor«, sagte Rosemarie und blickte hinüber zu dem halbgedeckten Tisch.

»Gut«, sagte Margaret. »Paß auf dich auf.«

»Das werde ich«, sagte Rosemarie. »Und du auch, Margaret.«

»Ja, sicher. Auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen!«

Sie ging zurück und deckte den Tisch weiter, vergnügt und mit ein wenig Sehnsucht nach Margaret und Brian und den anderen Geschwistern, nach Omaha und der unwiederbringlichen Vergangenheit.

Nachdem sie den Tisch gedeckt hatte, badete sie, puderte und parfümierte sich, schminkte ihre Augen und Lippen und machte ihr Haar. Dann zog sie ein paar lange burgunderfarbene Kaminhosen an, die ihr Guy letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte.

Er kam spät heim, nach sechs. »Oh!« sagte er, »du siehst zum Fressen süß aus. Soll ich? Verdammt! Was? Ich hab' die Obstkarte vergessen!«

Er hatte ihr gesagt, sie solle keinen Nachtisch machen – er würde seine Lieblingsspeise, eine Kürbistorte von Horn & Hardart, in der Stadt besorgen und mitbringen.

»Ich könnte mich selbst in den Hintern treten«, sagte er. »An zwei Geschäften bin ich vorbeigelaufen, an zwei, nicht nur an einem!«

»Reg dich nicht auf«, sagte Rosemarie. »Wir können

Obst und Käse essen, das ist immer der beste Nachtisch, wirklich.«

»Nein! Der beste Nachtisch ist die Kürbistorte von Horn und Hardart.«

Er ging hinein, um sich rasch zu waschen, und sie schob eine Platte mit gefüllten Pilzen in den Ofen und mixte die Salatsoße.

Nach ein paar Minuten kam Guy an die Küchentür und knöpfte den Kragen seines blauen Velourshemdes zu. Er hatte glänzende Augen und war ein bißchen nervös, ganz wie damals, als er wußte, daß sie zum erstenmal zusammen schlafen würden. Es gefiel Rosemarie, ihn so zu sehen.

»Dein guter Freund, der Papst, hat tatsächlich den gesamten Verkehr zum Erliegen gebracht«, sagte er.

»Hast du es im Fernsehen gesehen?« fragte sie. »Es war eine fabelhafte Reportage.«

»Ich hab' ein bißchen davon bei Allan gesehen«, sagte er.  
»Sind Gläser im Kühlschrank?«

»Ja. Er hat eine wunderbare Rede vor der UNO gehalten.  
›Nie wieder Krieg!‹ hat er gesagt.«

»Dann viel Glück! – Ha, *die* sehen gut aus!«

Sie tranken Gibsons und aßen die gefüllten Pilze im Wohnzimmer. Guy legte zerknüllte Zeitungen und Kohleanzünder auf den Kaminrost und darüber zwei dicke Brocken Kännelkohle. »Mal sehen ...«, sagte er, riß ein Streichholz an und hielt es an das Papier. Es flammte auf, und die Zünder begannen zu brennen. Schwarzer Rauch qualmte aus dem Kamin ins Zimmer und zog zur Decke hinauf. »Du meine Güte«, rief Guy und stocherte im Kamin herum.

»Die Farbe, die Farbe«, schrie Rosemarie.

Es gelang ihm, den Rauchfang zu öffnen, und der Belüftungsapparat zog den Rauch ab.

»Anscheinend hat niemand heute abend ein Feuer brennen«, sagte Guy.

Rosemarie kniete mit ihrem Drink auf der Erde und starre in die von der Flamme eingehüllten, sprühenden Kohlen und sagte: »Ist es nicht großartig? Ich hoffe, wir bekommen den kältesten Winter seit achtzig Jahren!«

Guy legte eine Platte von Ella Fitzgerald mit einem Lied von Cole Porter auf.

Sie hatten ihren Schwertfisch halb aufgegessen, als die Türklingel ging. »Mist«, sagte Guy. Er stand auf, warf seine Serviette hin und ging zur Tür. Rosemarie drehte den Kopf und horchte.

Guy machte die Tür auf, und Minnie sagte: »Hallo, Guy«, und noch etwas, was sie nicht verstehen konnte.

»O nein«, dachte Rosemarie. »Laß sie nicht herein, Guy, nicht jetzt, nicht *heute* nacht.«

Guy sprach, und dann hörte man wieder Minnie »... extra. Wir brauchen sie nicht«. Und wieder Guy, und wieder Minnie. Rosemarie seufzte erleichtert auf. Es hörte sich nicht an, als käme sie herein. Gott sei Dank.

Die Tür wurde geschlossen (gut!) und verriegelt (gut!). Rosemarie schaute und wartete, und Guy schlängelte sich durch den Gang, lächelte blasiert und hielt beide Hände hinter sich auf den Rücken. »Wer sagt, daß es keine Gedankenübertragung gibt?« sagte er, kam zum Tisch und brachte seine beiden Hände nach vorn – in jeder eine weiße Puddingschale. »Der gnä' Herr und die gnä' Frau

sollen also doch ihren Nachtisch haben«, sagte er und stellte eine Schale neben Rosemaries Weinglas und die andere neben das seine, »Mousse au chocolat«, sagte er, »oder, wie Minnie sagte, ›Schokoladenmaus‹. Mousse und Maus scheint bei ihr so ziemlich dasselbe zu sein. Sei also vorsichtig beim Essen.«

Rosemarie lachte vergnügt. »Das ist wunderbar«, sagte sie. »Es ist gerade das, was ich machen wollte.«

»Siehst du«, sagte Guy und setzte sich. »Gedankenübertragung!« Er nahm seine Serviette und goß die Gläser erneut voll.

»Ich hatte schon Angst, daß sie sich den Eintritt erzwingt und den ganzen Abend dableibt«, sagte Rosemarie und spießte eine Karotte auf die Gabel.

»Nein, sie wollte nur, daß wir ihre Schokoladenmaus versuchen und damit eine ihrer Spezialitäten kennenlernen.«

»Sie sieht gut aus.«

»Tut sie, nicht wahr?«

Die Schalen waren mit aufgetürmter Schokoladencreme gefüllt. Auf der von Guy lagen gehackte Nüsse, auf der von Rosemarie eine halbe Walnuß.

»Es ist wirklich nett von ihr, wir sollten sie nicht verspotten.«

»Du hast recht«, sagte Guy, »du hast recht.«

Die Creme war ausgezeichnet, aber sie hatte einen kreideartigen Beigeschmack, der Rosemarie an die Schule und die Schultafeln erinnerte. Guy hingegen konnte keinerlei Beigeschmack finden, weder kreidig noch sonst. Rosemarie legte ihren Löffel nach dem zweiten Bissen hin. Guy sagte:

»Du solltest sie aufessen. Es ist lächerlich, Ro, das Zeug hat keinen Beigeschmack.«

Rosemarie widersprach.

»Los«, sagte Guy, »iß es, die alte Dame hat den ganzen Tag deswegen am heißen Ofen geschuftet. Iß es.«

»Aber es schmeckt mir nicht«, sagte Rosemarie.

»Es ist köstlich.«

»Du kannst meins gern haben.«

»Schon gut«, sagte Guy finster. »Laß. Du trägst auch das Amulett nicht, das sie dir gegeben hat. Dann brauchst du auch ihren Nachtisch nicht zu essen.«

Verwirrt sagte Rosemarie: »Was hat denn das eine mit dem anderen zu tun?«

»Beides sind Beispiele von – nun – von unfreundlicher Gesinnung, weiter nichts«, sagte Guy. »Vor zwei Minuten noch hast du gesagt, wir sollten aufhören, sie zu verspotten. Aber es ist auch eine Form von Spott, etwas anzunehmen und es dann nicht zu benutzen.«

»Oh«, Rosemarie griff zu ihrem Löffel, »wenn du daraus eine große Szene machen willst ...« Sie nahm einen Löffel voll und stopfte ihn sich in den Mund.

»Das wird keine große Szene«, sagte Guy. »Wenn du sie wirklich nicht magst, dann iß sie nicht.«

»Köstlich«, sagte Rosemarie mit vollem Mund und nahm einen zweiten Löffel. »Gar kein Beigeschmack. Leg eine Platte auf.«

Guy stand auf und ging zum Plattenspieler. Rosemarie faltete ihre Serviette doppelt und schüttete zwei Löffel von der Creme hinein und noch einen gutbemessenen halben Löffel. Sie faltete ihre Serviette zusammen und kratzte

dann zum Schein ihre Schale aus und schluckte die Reste herunter, als Guy zum Tisch zurückkam. »Hier, Papps«, sagte sie und hob ihm die Schale entgegen. »Bekomme ich nun eine Eins in Betragen im nächsten Zeugnis?«

»Zwei«, sagte er. »Aber es tut mir leid, wenn ich ärgerlich war.«

»Das warst du.«

»Tut mir leid.« Er lächelte.

Rosemarie schmolz. »Ich vergebe dir«, sagte sie. »Es ist nett von dir, daß du gegen die alte Dame so rücksichtsvoll bist. Jetzt weiß ich, daß du es auch gegen mich sein wirst, wenn ich einmal alt bin.«

Sie tranken Kaffee und Pfefferminzlikör.

»Margaret hat heute nachmittag angerufen«, sagte Rosemarie.

»Margaret?«

»Meine Schwester.«

»Oh, alles in Ordnung dort?«

»Ja. Sie hatte Angst, mir sei etwas passiert. Sie hatte so ein Gefühl.«

»Oh?«

»Wir sollen heute nacht zu Hause bleiben.«

»Zum Henker! Und ich habe Plätze bei Nedick reserviert. Im Orangenzimmer.«

»Telefoniere ab.«

»Wie bist du nur normal geworden, wenn deine ganze übrige Familie verrückt ist?«

Der erste Schwindelanfall überfiel Rosemarie, als sie in der Küche die Reste der nicht gegessenen Creme aus ihrer

Serviette in den Spülstein kratzte. Sie schwankte einen Augenblick, dann blinzelte sie und zog die Brauen zusammen. Guy im kleinen Nebenraum sagte: »Er ist noch nicht da. Herr im Himmel, was für ein Mob.« Der Papst im Yankee Stadion.

»Ich komme gleich«, sagte Rosemarie.

Sie schüttelte ihren Kopf, um ihn klarer zu bekommen, rollte die Servietten in das Tischtuch und warf das Bündel in den Wäschekorb. Sie steckte den Stopfen in den Ausguß, drehte das heiße Wasser auf, spritzte etwas Spülmittel hinein und begann, die Teller und Pfannen einzeweichen. Sie wollte sie erst morgen früh spülen.

Die zweite Welle überfiel sie, als sie das Küchenhandtuch aufhängte. Sie dauerte länger und diesmal drehte sich der Raum langsam um sie herum, und ihre Beine rutschten fast unter ihr weg. Sie hielt sich am Rand der Spüle fest.

Als das vorbei war, sagte sie: »Oh, verdammt!« und rechnete zusammen: zwei Gibsons, zwei Glas Wein (oder waren es drei gewesen?) und ein Pfefferminzlikör. Kein Wunder.

Sie kam bis zur Tür des kleinen Zimmers und brachte es fertig, während der nächsten Welle stehenzubleiben, indem sie sich mit einer Hand am Türknopf und mit der anderen am Türpfosten festhielt.

»Was ist mit dir? fragte Guy und stand besorgt auf.

»Schwindelig«, sagte sie und lächelte.

Er schaltete das Fernsehen ab und kam zu ihr, nahm sie beim Arm und hielt sie fest. »Kein Wunder«, sagte er. »Bei dieser Sauferei. Wahrscheinlich hattest du dazu noch einen

leeren Magen.«

Er führte sie ins Schlafzimmer, und als ihre Beine unter ihr wegknickten, hob er sie auf und trug sie. Er legte sie aufs Bett und setzte sich neben sie, nahm ihre Hand und streichelte verständnisvoll ihre Stirn. Sie schloß die Augen. Das Bett war ein Floß, das auf sanften Wellen schaukelte immer hin und her, auf und nieder. »Hübsch«, sagte sie.

»Du mußt jetzt schlafen«, sagte Guy und strich ihr über die Stirn. »Eine ganze lange Nacht schlafen.«

»Wir müssen doch ein Baby machen.«

»Werden wir auch. Morgen. Wir haben viel Zeit.«

»Wir verpassen die Messe.«

»Schlaf. Schlaf gut, komm ...«

»Nur ein Nickerchen«, sagte sie und saß mit einem Drink in der Hand auf Präsident Kennedys Jacht. Es war sonnig und windig, ein herrlicher Tag für eine Kreuzfahrt. Der Präsident, der eine große Karte studierte, gab einem Negermaat kurz und bündig seine Anweisungen.

Guy hatte ihr die Pyjamajacke ausgezogen. »Warum tust du das?« fragte sie.

»Damit du es bequemer hast«, sagte er.

»Ich bin ganz bequem.«

»Schlaf, Ro.«

Er öffnete den seitlichen Verschluß ihrer Hose und zog sie herunter. Er dachte, sie schließe und merkte es nicht. Jetzt hatte sie nur noch einen roten Bikini an, aber die anderen Frauen auf der Jacht – Jackie Kennedy, Pat Lawford und Sarah Churchill – trugen auch Bikinis, und so war gottlob alles in Ordnung. Der Präsident trug Marineuniform. Er hatte sich von seiner Ermordung erholt und

sah besser aus denn je. Hutch stand auf dem Dock und hatte beide Arme voll Instrumente für die Wettervorhersage. »Kommt Hutch nicht mit uns?« fragte Rosemarie den Präsidenten.

»Zutritt nur für Katholiken«, antwortete er lächelnd. »Ich wünschte, wir wären nicht durch diese Vorurteile gebunden, aber leider sind wir es.«

»Aber was ist mit Sarah Churchill?« fragte Rosemarie. Das Argument saß, aber Sarah Churchill war fort, und an ihrer Stelle stand ihre Familie da, Ma und Pa und alle, mit den Ehemännern, den Ehefrauen und den Kindern. Margaret war in anderen Umständen und ebenso auch Jean und Dodie und Ernestine.

Guy zog ihr den Ehering vom Finger. Sie wunderte sich, warum, war aber zu müde, um zu fragen. »Schlafen«, sagte sie und schlief.

Zum erstenmal war die Sixtinische Kapelle für das Publikum geöffnet worden, und sie betrachtete die Deckengemälde von einem neuen Aufzug aus, der es möglich machte, die Fresken im gleichen Winkel zu sehen, wie Michelangelo sie gesehen hatte, als er sie malte. Wie großartig waren sie! Sie sah Gott, der seinen Finger nach Adam ausstreckte und den göttlichen Lebensfunken auf ihn übertrug. Und dann die Unterseite eines Brettes, das zum Teil mit Folie beklebt war, als man sie rückwärts durch die Wäschekammer trug. »Leicht«, sagte Guy, und ein anderer Mann sagte: »Sie haben sie zu hoch gepackt.«

»Taifun!« brüllte Hutch vom Dock, wo er zwischen all seinen Instrumenten für die Wettervorhersage stand. »Taifun! Fünfundfünfzig Personen sind in London getötet

worden, und er nimmt seinen Weg hierher!« Rosemarie wußte, daß er recht hatte. Sie mußte den Präsidenten warnen, Das Schiff fuhr geradenwegs in eine Katastrophe hinein.

Aber der Präsident war fort. Alle waren fort. Das Deck war endlos und leer, außer dem weit entfernten Negermaat, der das Steuerrad unerbittlich auf Kurs hielt.

Rosemarie ging zu ihm hin und sah sogleich, daß er alle Weißen haßte. »Sie gehen besser unter Deck, Miß«, sagte er höflich, aber doch voll Haß und wartete nicht einmal ab, was sie ihm zu sagen hatte.

Unten war ein riesiger Ballsaal, in dem an einer Seite eine Kirche hellodernd brannte, während an der anderen Seite ein Mann mit einem schwarzen Bart stand und auf sie wartete. In der Mitte stand ein Bett. Sie ging hin und legte sich nieder. Plötzlich war sie von zehn bis zwölf nackten Männern und Frauen umgeben, und Guy mitten darunter. Es waren ältliche Leute, die Frauen sahen grotesk aus und hatten Hängebrüste. Minnie und ihre Freundin Laura-Louise waren da, und Roman in schwarzer Mitra und schwarzer Seidenrobe. Mit einem dünnen schwarzen Zauberstab zeichnete er Figuren auf ihren Körper, wobei er von Zeit zu Zeit das Ende des Stabes in eine Schale voll roter Farbe tauchte, die ein sonnenverbrannter Mann mit weißem Schnurrbart ihm hinhielt. Die Spitze des Stabes bewegte sich vor und zurück über ihren Bauch und kitzelnd bis zur Innenseite ihrer Schenkel. Die nackten Leute sangen – einförmige, unmusikalische Silben in einer fremden Sprache – und eine Flöte oder Klarinette begleitete sie. »Sie ist wach, sie sieht«, flüsterte Guy Minnie zu. Seine

Augen waren weit offen, gespannt.

»Sie sieht nicht«, sagte Minnie. »Wenn sie die Maus gegessen hat, kann sie weder sehen noch hören. Da ist sie wie tot. Singt jetzt.«

Jackie Kennedy kam in den Ballsaal, sie trug eine auserlesene Toilette aus elfenbeinfarbenem Satin mit Perlstickerei. »Es tut mir so leid, zu hören, daß Sie sich nicht wohl fühlen«, sagte sie und eilte an Rosemaries Seite.

Rosemarie erklärte, sie sei von einer Maus gebissen worden; stellte den Biß aber als unbedeutend hin, damit Jackie sich nicht aufregte.

»Es wäre besser, man bände Ihre Beine herunter«, sagte Jackie, »für den Fall, daß Sie Krämpfe bekommen.«

»Ja, das glaube ich auch«, sagte Rosemarie. »Es ist immerhin möglich, daß sie die Tollwut hatte.« Sie beobachtete mit Interesse, wie weißgekleidete Assistenten ihre Beine und ihre Arme an die vier Bettposten banden.

»Wenn die Musik Sie stört«, sagte Jackie, »so lassen Sie es mich wissen, und ich werde dafür sorgen, daß sie aufhört.«

»O nein«, sagte Rosemarie. »Bitte ändern Sie das Programm nicht meinetwegen. Sie stört mich nicht. Wirklich nicht.«

Jackie lächelte ihr freundlich zu. »Versuchen Sie zu schlafen«, sagte sie, »wir warten oben auf Deck.« Damit ging sie fort; ihr Seidenkleid raschelte.

Rosemarie schlief eine Weile, und dann kam Guy herein. Er strich mit beiden Händen an ihr entlang – ein langer aufreizender Strich, der an ihren angebundenen Handgelenken begann, über ihre Arme zu ihren Brüsten

glitt, zu ihren Lenden und dann zu einem wollüstigen Kitzeln zwischen ihren Schenkeln wurde. Diesen Strich wiederholte er immer von neuem, seine Hände waren heiß und seine Nägel scharf, und dann, als sie bereit war, nur allzu bereit, schob er eine Hand unter ihr Gesäß, hob es an, führte sein steifes Glied an sie heran und stieß es dann kraftvoll in sie hinein. Es war größer als jemals zuvor; schmerzend, wunderbar groß. Er lastete auf ihr, mit seinem anderen Arm griff er unter ihren Rücken, um sie zu halten, seine breite Brust quetschte ihre Brüste. (Er trug, weil es ein Kostümfest war, eine rauhe Rüstung aus Leder.) Brutal und rhythmisch bewegte er seine neue, ungeheure Größe. Sie öffnete ihre Augen und blickte in gelbglühende Augen, roch Schwefel und Tannis-Wurzel, fühlte feuchten Atem auf ihrem Mund, hörte Lustgegrunze und das schwere Keuchen von Zuschauern.

Das ist kein Traum, dachte sie. Das ist Wirklichkeit, das geschieht. Protest erwachte in ihren Augen und in ihrer Kehle, aber etwas bedeckte ihr Gesicht und hüllte sie in einen süßlichen Geruch ein.

Das ungeheuer Große drang immer wieder in sie ein, der in Leder gehüllte Körper warf sich immer und immer wieder auf sie, immer wieder.

Der Papst kam mit einem Koffer in der Hand und einem Mantel über dem Arm herein. »Jackie hat mir erzählt, eine Maus habe Sie gebissen«, sagte er.

»Ja«, sagte Rosemarie, »deswegen konnte ich nicht zu Ihnen kommen.« Sie sprach traurig, so würde er keinen Verdacht schöpfen, daß sie gerade höchste Wollust erlebt

hatte.

»Schon gut«, sagte er. »Wir möchten Ihre Gesundheit nicht aufs Spiel setzen.«

»Vergeben Sie mir, mein Vater?« fragte sie.

»Voll und ganz«, sagte er und hielt ihr die Hand hin, damit sie den Ring küßte. Sein Stein aber war eine Kugel aus Silberfiligran von weniger als zwei Zentimeter Durchmesser; in ihrem Inneren, ganz winzig klein, saß Anna Maria Alberghetti.

Rosemarie küßte den Ring, und der Papst eilte hinaus, um sein Flugzeug nicht zu versäumen.

## 9

»He! Neun Uhr vorbei!« sagte Guy und schüttelte sie an der Schulter.

Sie stieß seine Hand weg und drehte sich auf den Bauch.

»Noch fünf Minuten«, sagte sie, den Kopf tief im Kissen vergraben.

»Nein«, sagte er und zog sie an den Haaren. »Ich muß um zehn bei Dominick sein.«

»Iß außerhalb.«

»Den Teufel werde ich!« Er gab ihr durch die Bettdecke hindurch einen Klaps.

Da kam alles zurück: die Träume, die Getränke, Minnies Schokoladencreme, der Papst, jener schreckliche Augenblick, in dem sie nicht geträumt hatte. Sie drehte sich auf den Rücken, stützte sich auf die Ellenbogen und schaute nach Guy. Er zündete sich gerade eine Zigarette an: sein

Gesicht war vom Schlaf zerknittert und voller Bartstoppeln. Er hatte seinen Pyjama an. Sie war nackt.

»Wie spät ist es?« fragte sie.

»Zehn nach neun.«

»Wann bin ich eingeschlafen?« Sie setzte sich auf.

»So um halb neun herum«, sagte er, »aber du bist nicht eingeschlafen, Liebling, du bist ohnmächtig geworden. Von jetzt an bekommst du Cocktails *oder* Wein, nicht mehr Cocktails *und* Wein.«

»Was habe ich bloß geträumt«, sagte sie und rieb sich die Stirn. »Präsident Kennedy, der Papst, Minnie, Roman ...« Sie öffnete ihre Augen und sah die Kratzwunden auf ihrer linken Brust, zwei dünne parallele rote Linien, die zur Brustwarze herunterliefen. Ihre Schenkel schmerzten; sie schlug die Decke zurück und sah weitere Kratzer, sieben oder acht, kreuz und quer.

»Schrei nicht«, sagte Guy, »ich habe sie mir schon abgefeilt.« Er zeigte ihr kurze, glatte Fingernägel.

Rosemarie schaute ihnverständnislos an.

»Ich wollte die Baby-Nacht nicht verpassen«, sagte er.

»Du willst sagen, du ...«

»Und hab' mir dabei ein paar Nägel abgebrochen.«

»Während ich – ohnmächtig war?«

Er nickte und grinste. »Das war ganz lustig«, sagte er, »eine Art von Nekrophilie.«

Sie blickte fort, und ihre Hände zogen die Decke über ihre Hüften herauf.

»Ich träumte, jemand – täte mir Gewalt an«, sagte sie.

»Ich weiß nicht wer. Jemand – jemand Übermenschliches.«

»Vielen Dank!« sagte Guy.

»Du warst da und Minnie und Roman und andere Leute ... es war eine Art von Zeremonie.«

»Ich habe versucht, dich aufzuwecken, aber du warst aus wie ein Licht.« Sie drehte sich noch weiter von ihm weg und schwang ihre Beine auf der anderen Seite über den Bettrand.

»Was ist los?« fragte Guy.

»Nichts«, antwortete sie, saß da und schaute nicht zu ihm hin. »Ich glaube, ich fühle mich ein wenig komisch, weil du es getan hast, während ich ohnmächtig war.«

»Ich wollte die Nacht nicht verpassen«, entschuldigte er sich.

»Wir hätten es heute morgen oder heute nacht tun können. Die vergangene Nacht war nicht der einzige Augenblick im ganzen Monat. Und sogar, wenn er es gewesen wäre ...«

»Ich dachte, du wolltest, daß ich es tue«, sagte er und strich mit einem Finger an ihrem Rücken hoch.

Sie drehte sich weg. »Das muß man gemeinsam tun, nicht so, daß einer wach ist und der andere schläft«, sagte sie. Und nach einem Augenblick: »Oh, ich glaube, ich bin dumm.« Sie stand auf und holte sich ihren Morgenrock aus dem kleinen Nebenraum.

»Es tut mir leid, daß ich dich gekratzt habe«, sagte Guy, »ich hatte auch ganz schön geladen.«

Sie machte das Frühstück, und als Guy gegangen war, spülte sie das Geschirr vom Abend und brachte die Küche in Ordnung. Sie öffnete die Fenster im Wohnzimmer und im Schlafzimmer – der Geruch vom Kaminfeuer hing

noch in der Wohnung –, machte das Bett und duschte. Sie duschte lange, zuerst heiß, dann kalt. Unbeweglich stand sie ohne Mütze unter der Brause und wartete darauf, daß sie einen klaren Kopf bekam und ihre Gedanken sich ordneten und zu einer Schlußfolgerung kamen.

War die vergangene Nacht wirklich eine »Baby-Nacht« gewesen, wie Guy gesagt hatte? War sie nun, in diesem Augenblick, wirklich schwanger? Seltsamerweise kümmerte sie das nicht. Sie war unglücklich – ob es nun dumm war oder nicht. Guy hatte sie genommen, ohne daß sie davon wußte, er hatte sie als einen seelenlosen Körper geliebt (»es war ganz lustig, so eine Art von Nekrophilie«), anstatt sie ganz, mit Leib und Seele, zu nehmen, und dazu hatte er es mit einem wilden Genuß getan, der ihr Kratzer eingetragen hatte und schmerzendes Wundsein und einen bösen Traum, der so wirklich und nachhaltig war, daß sie auf ihrem Bauch fast die Zeichen sehen konnte, die Roman mit seinem in rote Farbe getauchten Zauberstab daraufgezeichnet hat. Grollend seifte sie sich heftig ein. Es war ja wahr, er hatte es aus den besten Motiven der Welt getan, um ein Baby zu machen, und es war auch wahr, daß er ebensoviel getrunken hatte wie sie. Aber sie wünschte sich, daß kein Grund und keine Drinks ihn dazu gebracht hätten, sie auf diese Weise zu nehmen, nur ihren Körper zu nehmen ohne ihre Seele oder ihr ganzes Selbst – oder was immer er an ihr lieben mochte. Jetzt, wenn sie die zurückliegenden Wochen und Monate überdachte, fühlte sie eine beunruhigende Vielzahl von Warnzeichen, die ihr Gedächtnis übersehen hatte, Zeichen nachlassender Liebe, eine Kluft zwischen dem, was er sagte, und dem, was er

empfand. Er war eben ein Schauspieler. Konnte man je wissen, wann ein Schauspieler ganz er selbst war und nicht schauspielerte?

Um solche Gedanken abzuspülen, brauchte es mehr als eine Dusche. Sie drehte das Wasser ab und drückte ihr nasses Haar mit beiden Händen aus.

Als sie zum Einkaufen ging, läutete sie bei den Castevets und gab die beiden Cremeschalen zurück. »Hat es Ihnen geschmeckt, meine Liebe?« fragte Minnie. »Ich fürchte, ich habe ein wenig zuviel Kakao hineingetan.«

»Sie war köstlich«, sagte Rosemarie. »Sie müssen mir das Rezept geben.«

»Aber gern. Gehen Sie einkaufen? Täten Sie mir wohl einen kleinen Gefallen? Sechs Eier und eine kleine Dose Kaffee. Ich gebe Ihnen das Geld später. Ich gehe so ungern wegen ein oder zwei Sachen aus, Sie auch?«

Guy gegenüber verhielt sie sich jetzt zurückhaltend, aber er schien es nicht zu bemerken. Am ersten November fingen die Proben für sein Stück an – es hieß »Don't I Know You From Somewhere?« –, und er verbrachte einen großen Teil seiner Zeit mit dem Studium seiner Rolle, übte sich im Gebrauch von Krücken und Beinschienen, die er auf der Bühne tragen mußte, und besichtigte die Highbridge in der Bronx, wo das Stück spielte. Abends aßen sie meistens mit Freunden, wenn nicht, unterhielten sie sich ein wenig gewollt harmlos über Möbel und den Zeitungsstreik, der nun ja irgendwann einmal enden mußte, und die Sendereihe »Die Welt«. Sie gingen zur Generalprobe eines neuen Musicals und zur Kontrollaufführung eines neuen Films,

zu Parties und zur Eröffnung der Ausstellung eines Freunden, der Metallkonstruktionen machte. Guy schien sie nie anzusehen. Immer schaute er in sein Rollenbuch, auf das Fernsehen oder sonstwohin. Er lag schon im Bett und schlief, bevor sie ins Schlafzimmer kam.

Eines Abends ging er zu den Castevets, um mehr von Romans Theatergeschichten zu hören. Sie blieb zu Hause und sah sich den Streifen »Funny Face« im Fernsehen an.

»Meinst du nicht, daß wir einmal darüber sprechen sollten«, sagte sie am nächsten Morgen beim Frühstück.

»Worüber?«

Sie sah ihn an. Er schien es wirklich nicht zu wissen. »Über die Unterhaltungen, die wir die ganze Zeit geführt haben«, sagte sie.

»Wie meinst du das?«

»Die Art, wie du mich hast links liegenlassen.«

»Von was redest du nur? Ich hab' dich doch nicht links liegenlassen!«

»Doch, du hast.«

»Aber nein, Liebling, was ist denn los?«

»Nichts. Denk nicht mehr daran.«

»Nein, sag das nicht. Was ist los? Was macht dir Kummer?«

»Nichts.«

»Ach, komm, Ro, ich weiß, ich hab' meine Gedanken bei der Rolle gehabt, den Krücken und all dem Kram. Ist es das? Jesus, du weißt doch, wie wichtig das ist. Aber das bedeutet doch nicht, daß ich dich nicht lieb habe, einfach weil ich dich nicht die ganze Zeit verzehrend anstarre. Dann und wann muß ich auch an praktische Dinge den-

ken.«

Er war so schüchtern und bezaubernd und aufrichtig, ganz so, wie er den Cowboy in »Bus Stop« spielte.

»Schon gut«, sagte Rosemarie. »Tut mir leid, daß ich dich belästigt habe.«

»Du? Du könntest mich nicht mal belästigen, wenn du es versuchtest.« Er lehnte sich über den Tisch und gab ihr einen Kuß.

Hutch besaß eine Holzhütte in der Nähe von Brewster, wo er gelegentlich seine Wochenenden verbrachte. Rosemarie rief ihn an und fragte, ob sie wohl drei bis vier Tage, vielleicht auch eine Woche dort sein könne. »Guy lebt sich in seine neue Rolle ein« erklärte sie, »und ich denke, es ist leichter für ihn, wenn ich aus dem Weg bin.«

»Sie gehört Ihnen«, sagte Hutch, und Rosemarie ging zu ihm in seine Wohnung, Ecke Lexington Avenue und 24. Straße, um sich den Schlüssel zu holen.

Vorher ging sie noch in ein Delikatessengeschäft, wo die Angestellten sie noch von früher her kannten, als sie in der Nachbarschaft wohnte, dann zu Hutch. Seine Wohnung war klein und dunkel, aber blitzblank. Er besaß eine Fotografie von Winston Churchill mit eigenhändiger Unterschrift und ein Sofa, das einmal der Madame Pompadour gehört hatte. Hutch saß barfuß zwischen zwei Bridgetischen, auf denen je eine Schreibmaschine und Stöße von Papier lagen. Er pflegte zwei Bücher gleichzeitig zu schreiben, indem er am zweiten schrieb, wenn er beim ersten auf eine Schwierigkeit stieß, und dann wieder am ersten, wenn er beim zweiten auf eine Schwierigkeit stieß.

»Ich freue mich wirklich darauf«, sagte Rosemarie, die auf Madame Pompadours Sofa saß. »Ich merkte neulich plötzlich, daß ich niemals in meinem Leben allein gewesen bin – nur mal ein paar Stunden. Der Gedanke an drei, vier Tage Alleinsein ist himmlisch.«

»Eine Gelegenheit, stillzusitzen und herauszufinden, wer Sie sind, wo Sie waren und wohin Sie gehen!«

»Genau das.«

»Gut, Sie können sich das gezwungene Lächeln sparen«, sagte Hutch. »Hat er mit einer Lampe nach Ihnen geschlagen?«

»Er hat mich mit gar nichts geschlagen«, sagte Rosemarie. »Seine Rolle ist sehr schwer, ein verkrüppelter Junge, der behauptet, er habe sich an sein Krüppeldasein gewöhnt. Er muß mit Krücken arbeiten und Beinschienen tragen – und natürlich denkt er an nichts anderes und – nun, er denkt eben an nichts anderes.«

»Ich versteh«, sagte Hutch. »Wechseln wir das Thema. In den ›News‹ stand neulich eine reizende Liste all der Scheußlichkeiten, von denen wir während des Streiks nichts erfahren haben. Warum haben Sie mir nicht erzählt, daß bei Ihnen im Bramford schon wieder ein Selbstmord passiert ist?«

»Oh, habe ich Ihnen das nicht erzählt?«, sagte Rosemarie.

»Nein, haben Sie nicht«, erwiederte Hutch.

»Es war jemand, den wir kannten. Das Mädchen, von dem ich Ihnen erzählt habe, das süchtig gewesen war und von den Casteverts wieder zurechtgebracht wurde, den Leuten, die auf unserem Flur leben. Ich bin ganz sicher,

daß ich Ihnen das erzählt habe.«

»Das Mädchen, das mit Ihnen in den Keller ging?«

»Ja.«

»Sie haben sie nicht sehr erfolgreich zurechtgebracht, scheint mir. Hat sie bei ihnen gelebt?«

»Ja«, sagte Rosemarie. »Seit das passiert ist, haben wir sie ziemlich gut kennengelernt. Guy geht ab und zu hin, um Theatergeschichten zu hören. Mr. Castevets Vater war Theaterdirektor, so um die Jahrhundertwende.«

»Ich hätte nicht gedacht, daß Guy sich für dergleichen interessieren würde«, sagte Hutch. »Ich nehme an, es sind ältere Leute?«

»Er ist neunundsiebzig und sie so um die Siebzig.«

»Ein komischer Name«, sagte Hutch. »Wie wird er geschrieben?«

Rosemarie buchstabierte ihn.

»Hab' ich noch nie gehört«, sagte er. »Wahrscheinlich französisch.«

»Der Name mag französisch sein«, sagte Rosemarie. »Aber sie sind es nicht. Er stammt direkt von hier, aus New York und sie aus einem Ort, der – Sie mögen es glauben oder nicht – Bushyhead heißt, in Oklahoma.«

»Mein Gott«, sagte Hutsch, »das werde ich in einem Buch benutzen. In dem da. Ich weiß genau, wo. Sagen Sie, wie wollen Sie denn zu der Hütte kommen? Sie werden einen Wagen brauchen.«

»Ich werde einen Leihwagen nehmen.«

»Nehmen Sie meinen.«

»O nein, Hutch, das geht nicht.«

»Tun Sie's bitte«, sagte Hutch. »Ich bewege mich sowie-

so nur von einer Straßenseite auf die andere. Bitte. Sie ersparen mir damit viel Ärger.«

Rosemarie lächelte. »Also gut«, sagte sie. »Ich werde Ihnen den Gefallen tun und Ihren Wagen nehmen.«

Hutch gab ihr die Schlüssel zum Wagen und zur Hütte, eine Wegeskizze und tippte eine Liste von Anweisungen für den Gebrauch der Pumpe, des Kühlschranks und einer ganzen Reihe von möglichen Notfällen. Dann zog er Schuhe und einen Mantel an und begleitete sie auf die Straße zu dem Platz, wo er seinen Wagen, einen alten blauen Oldsmobile, geparkt hatte. »Die Papiere sind im Handschuhfach«, sagte er. »Und bleiben Sie nur ungeniert, solange Sie mögen. Ich brauche in der nächsten Zeit weder den Wagen noch die Hütte.«

»Ich bin sicher, daß ich nicht länger als eine Woche bleibe«, sagte Rosemarie. »Es wird Guy wahrscheinlich gar nicht recht sein, wenn ich so lange wegbleibe.«

Als sie im Wagen saß, lehnte sich Hutch durch das Fenster hinein und sagte: »Ich könnte Ihnen viele gute Ratschläge geben, aber ich werde mich um meine Angelegenheiten kümmern, und wenn ich daran sterbe.«

Rosemarie gab ihm einen Kuß. »Danke«, sagte sie, »für dies und für das und für alles und jedes.«

Sie fuhr Samstag, den 16. Oktober, fort und blieb fünf Tage in der Hütte. Während der ersten zwei Tage dachte sie keine Minute an Guy – die passende Vergeltung für die Munterkeit, mit der er ihrem Fortgehen zugestimmt hatte. Sah sie wirklich aus, als hätte sie Erholung nötig? Na gut, sie würde ausspannen, lange, und kein einziges Mal an ihn denken. Sie machte Spaziergänge durch verwirrend schöne

gelb- und orangefarbene Wälder, ging früh schlafen und schlief bis in den Tag hinein, las ›The Falcon‹ von Daphne du Maurier und kochte sich Schlemmermahlzeiten auf dem Propangasherd. Nicht ein einziges Mal dachte sie an ihn.

Das geschah erst am dritten Tag. Er war eitel, egozentrisch, oberflächlich, hinterlistig. Er hatte sie geheiratet, um ein Publikum zu haben, nicht eine Gefährtin. (Kleines Fräulein aus Omaha, was warst du doch für ein Schafskopf! »Oh, ich kenne mich aus mit Schauspielern, ich bin schon fast ein Jahr hier.« Und beinahe wäre sie im Studio hinter ihm hergelaufen und hätte ihm die Zeitung im Maul nachgetragen wie ein Pudel.) Sie würde noch ein Jahr zusehen und ihm Zeit geben, ein guter Ehemann zu werden. Wenn er's nicht würde, dann verließe sie ihn, ohne irgendwelche religiösen Skrupel. Bis dahin würde sie wieder an ihre Arbeit gehen und wieder ihr Gefühl für Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit zurückgewinnen, das sie so gern von sich geworfen hatte. Sie würde stark und stolz sein und bereit zu gehen, wenn er nicht zu ihrem Niveau hinfand.

Die Schlemmermahlzeiten begannen ihr zu widerstehen, und am dritten Tag war ihr so schlecht, daß sie nur noch Suppe und Crackers essen konnte.

Als sie am vierten Tag aufwachte, vermißte sie ihn und weinte. Was tat sie denn hier allein in dieser kalten, lausigen Hütte? Was hatte er denn so Schreckliches getan? Er hatte sich betrunken und sie dann genommen, ohne zu fragen. War das denn wirklich eine so welterschütternde Beleidigung? Da war er, vor der größten Aufgabe seiner

Karriere, und sie – anstatt bei ihm zu sein und ihm zu helfen, für ihn zu sorgen und ihn zu ermutigen – war fort, irgendwo, fraß sich krank und bemitleidete sich selbst. Sicher, er war eitel und egozentrisch. Und vielleicht log er sie auch hie und da an – aber war es nicht gerade das, was sie so angezogen hatte und noch immer anzog? Diese Freiheit und Unbekümmertheit, die so ganz anders war als ihre spießige Schicklichkeit!

Sie fuhr nach Brewster und rief ihn an. Der Auftragsdienst antwortete, eine höfliche Stimme: »Oh, sind Sie von Ihrem Landaufenthalt zurück? Schade. Guy ist ausgegangen. Kann er Sie anrufen? Sie wollen ihn um fünf anrufen? Gut. Sicher hatten Sie wundervolles Wetter. Gefällt es Ihnen? Gut.«

Um fünf war er noch nicht zurück. Ihre Botschaft wartete immer noch auf ihn. Sie aß zu Abend, ohne zu wissen, was, und ging in einen Film. Um neun war er noch nicht zurück, und eine neue Stimme war im Auftragsdienst mit einer Nachricht für sie: sie solle ihn am nächsten Morgen vor acht oder am Abend nach sechs anrufen.

Am nächsten Tag rang sie sich zu einer, wie ihr schien, vernünftigen und realistischen Betrachtung durch. Sie hatten beide unrecht, er, weil er gedankenlos und mit sich selbst beschäftigt war, sie, weil sie nicht über ihr Mißvergnügen gesprochen und es erklärt hatte. Wie konnte sie von ihm erwarten, daß er sich änderte, wenn sie ihm nicht klarmachte, daß eine Änderung notwendig war.

Sie mußte nur mit ihm reden. Nein, sie mußten sich beide aussprechen, denn vielleicht hegte er eine ebensolche Mißstimmung, von der sie nichts wußte – die Dinge konn-

ten nur besser werden. Wie so vieles Unglück, hatte auch dieses damit begonnen, daß sie schwiegen, anstatt ehrlich miteinander zu reden.

Sie ging um sechs nach Brewster, rief an und er war da.

»Hallo, Liebling«, sagte er, »wie geht's dir?«

»Gut. Und dir?«

»So – so – lala. Du fehlst mir.«

Sie lächelte ins Telefon. »Du fehlst mir«, sagte sie.

»Morgen komme ich heim.«

»Oh, großartig«, sagte er. »Hier ist allerhand passiert. Die Proben sind bis Januar verschoben worden.«

»Oh?«

»Sie konnten das kleine Mädchen für das Stück nicht finden. Es ist eine Pause für mich. Aber im nächsten Monat mache ich den ersten Film für eine Reihe von Halbstunden-Lustspielen.«

»Du?«

»Es fiel mir direkt in den Schoß, Ro. Und es hört sich ganz gut an. Den Produzenten gefällt die Idee. Die Serie heißt ›Greenwich Village‹. Sie soll dort gedreht werden, und ich spiele einen einsamen Schriftsteller: Es ist praktisch die Hauptrolle.«

»Das ist ja großartig, Guy.«

»Allan sagt, ich wäre plötzlich sehr im Gespräch.«

»Das ist wundervoll.«

»Hör zu, ich muß duschen und mich rasieren. Er will mich zu einer Prüfung mitnehmen, bei der auch Stanley Kubrick sein wird. Wann willst du kommen?«

»Etwa um Mittag, vielleicht auch früher.«

»Ich erwarte dich. Küßchen!«

»Küßchen!«

Sie rief Hutch an, der nicht zu Hause war, und hinterließ die Mitteilung, daß sie den Wagen am folgenden Nachmittag zurückbringen werde.

Am nächsten Morgen fegte sie die Hütte aus, schloß sie ab und fuhr in die Stadt zurück. Auf dem Saw Mill River Parkway war eine Verkehrsstockung, weil drei Wagen zusammengestoßen waren, und so war es fast ein Uhr, als sie den Wagen halb auf dem Bushalteplatz vor dem Bramford parkte. Mit ihrem Köfferchen in der Hand lief sie rasch ins Haus.

Der Liftboy sagte, er habe Guy nicht heruntergefahren; aber er hatte von Viertel nach elf bis zwölf frei gehabt.

Aber Guy war noch da. Eine Platte spielte. Sie öffnete den Mund, um ihn zu rufen, da kam er gerade aus dem Bad – in neuem Hemd und neuer Krawatte, eine leere Kaffeetasse in der Hand, und wollte in die Küche gehen.

Sie küßten sich, liebevoll und herzlich, und er legte einen Arm um sie, in der anderen Hand eine Kaffeetasse. »War's schön?« fragte er.

»Schrecklich. Entsetzlich. Ich habe dich so vermißt.«

»Wie geht's dir?«

»Gut. Wie war Stanley Kubrick?«

»Überhaupt nicht da, der Drecksack.«

Und wieder küßten sie sich.

Sie trug ihr Köfferchen ins Schlafzimmer und öffnete es auf dem Bett. Er kam mit zwei Tassen Kaffee herein und saß auf dem Bänkchen vor dem Toilettentisch, während sie auspackte. Sie erzählte ihm von den gelb-orangefarbenen Wäldern und den stillen Nächten. Er

erzählte ihr von ›Greenwich-Village‹, wer noch mitspielte, wer die Produzenten, die Autoren und wer der Regisseur war.

»Und du fühlst dich wirklich wohl?« fragte er, als sie den Reißverschluß um das leere Köfferchen zuzog.

Sie verstand ihn nicht.

»Deine Periode«, sagte er. »Sie war am Dienstag fällig.«

»Am Dienstag?«

Er nickte.

»Das war vor zwei Tagen«, sagte sie völlig sachlich, ohne sich anmerken zu lassen, wie ihr Herz raste und Sprünge machte. »Es ist wahrscheinlich das andere Wasser dort und das Essen.«

»Früher kam sie nie verspätet«, sagte er.

»Sie wird wohl heute nacht kommen oder morgen.«

»Wollen wir wetten?«

»Ja.«

»Einen Vierteldollar?«

»Okay.«

»Du wirst verlieren, Ro.«

»Halt den Mund. Du fällst mir auf die Nerven. Es sind nur zwei Tage. Sie kommt sicher heute nacht.«

Sie kam nicht in dieser Nacht und auch nicht am nächsten Tag. Auch nicht am übernächsten Tag oder am Tag danach. Rosemarie bewegte sich vorsichtig und ging leichtfüßig, um nicht das loszureißen, was sich vielleicht in ihr

festgesetzt hatte.

Mit Guy reden? Nein, das hatte noch Zeit.

Alles hatte noch Zeit.

Sie putzte, kaufte ein, kochte, atmete vorsichtig. Eines Morgens kam Laura-Louise herunter und bat sie, ihre Stimme für Buckley abzugeben. Sie sagte zu, um sie loszuwerden.

»Gib mir meinen Vierteldollar«, sagte Guy.

»Halt den Mund«, antwortete sie und versetzte ihm einen Klaps.

Sie meldete sich zur Untersuchung bei einem Frauenarzt an und ging am Donnerstag, 28. Oktober, zu ihm. Er hieß Dr. Hill. Eine Freundin, Elise Dunstan, hatte ihn ihr empfohlen. Er hatte sie während zweier Schwangerschaften behandelt, und sie schwor auf ihn. Er hatte seine Praxis in der 72. Straße.

Er war jünger, als Rosemarie erwartet hatte – etwa so alt wie Guy oder sogar noch jünger –, und sah ein bißchen aus wie Dr. Kildare im Fernsehen. Er gefiel ihr. Er stellte seine Fragen langsam und interessiert, untersuchte sie und schickte sie zu einem Labor in der 60. Straße, wo eine Schwester Blut aus ihrem rechten Arm entnahm.

Am nächsten Nachmittag um halb vier rief er bei ihr an.

»Mrs. Woodhouse?«

»Dr. Hill?«

»Ja. Ich gratuliere.«

»Wirklich?«

»Wirklich.«

Sie setzte sich auf ihren Bettrand und lächelte über das Telefon hinweg. *Wirklich, wirklich, wirklich, wirklich.*

»Sind Sie noch da?«

»Und was geschieht jetzt?« fragte sie.

»Sehr wenig. Im nächsten Monat kommen Sie mal wieder in meine Sprechstunde. Und Sie bekommen Natalin-pille. Zunächst eine pro Tag. Und dann füllen Sie ein paar Formulare aus, die ich Ihnen mit der Post zusenden werde – für das Krankenhaus. Es ist besser, Sie melden sich so früh wie möglich an.«

»Und wann wird es sein?« fragte sie.

»Wenn Sie Ihre letzte Periode am 21. September hatten, so wird es am 28. Juni kommen.«

»So lange dauert das!«

»Ja, das dauert noch. Aber noch eins, Mrs. Woodhouse – das Labor möchte noch eine weitere Blutprobe haben. Könnten Sie morgen oder am Montag dort vorbeikommen deswegen?«

»Ja, natürlich«, sagte Rosemarie. »Warum?«

»Die Schwester hat nicht so viel abgenommen, wie sie sollte.«

»Aber – ich bin doch in anderen Umständen, oder?«

»Ja, *den* Test haben sie dort gemacht«, sagte Dr. Hill. »Aber ich wünsche immer auch noch ein paar andere Untersuchungen, Blutzucker und dergleichen. Das wußte die Schwester nicht; sie hat daher nur für die eine Untersuchung Blut entnommen. Sie brauchen sich keinerlei Gedanken zu machen. Sie sind schwanger. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.«

»Gut«, sagte sie, »ich werde morgen früh noch einmal hingehen.«

»Haben Sie die Adresse noch?«

»Ja, ich habe die Karte noch.«

»Ich werde also die Formulare zur Post geben, und wir sehen uns dann wieder – sagen wir in der letzten Novemberwoche.«

Sie machten den Termin für den 29. November um ein Uhr fest, und Rosemarie legte den Hörer auf. Sie wurde das Gefühl nicht los, daß etwas nicht stimmte. Die Schwester im Labor hatte nicht ausgesehen, als wüßte sie nicht, was sie tat, und was Dr. Hill so leichthin gesprochen hatte, hatte nicht ganz echt geklungen. Hatten sie Angst, daß ihnen ein Fehler unterlaufen war? Waren Phiole mit Blut vertauscht oder falsch etikettiert worden? Oder gab es doch noch die Möglichkeit, daß sie nicht empfangen hatte? Aber hätte Dr. Hill ihr das nicht ganz offen gesagt? Er war seiner Sache doch so sicher gewesen.

Sie versuchte, ihre Gedanken abzuschütteln. Natürlich war sie schwanger, sie mußte es sein. Ihre Periode war ja schon so lange überfällig. Sie ging in die Küche, wo ein Wandkalender hing, und notierte für den nächsten Tag *Labor* und für den 29. November *Dr. Hill, 1 Uhr*.

Als Guy nach Hause kam, drückte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen Vierteldollar in die Hand. »Was soll das?« fragte er, und dann begriff er plötzlich. »Oh, das ist großartig, Süße!« sagte er, »einfach großartig!« Und dann packte er sie bei den Schultern und küßte sie zweimal und dann noch ein drittes Mal.

»Nicht wahr?« sagte sie.

»Einfach großartig! Ich bin so glücklich!«

»Vater!«

»Mutter!«

»Ach, Guy«, sagte sie und blickte ihn auf einmal ernst an, »laß uns einen neuen Anfang machen, ja? Laß uns ganz offen zueinander sein und über alles miteinander sprechen. Denn wir waren nicht offen zueinander. Du warst so mit der Show beschäftigt und deiner Rolle, und wie sich alles für dich entwickelt hat – ich sage nicht, daß das falsch war, anders wäre es nicht normal. Aber deswegen bin ich ja gerade fortgefahren, Guy, um mir darüber klarzuwerden, was falsch war zwischen uns. Und das war's und das ist es: ein Mangel an Offenheit. Auch von meiner Seite. Von meiner Seite soviel wie von deiner Seite.«

»Es ist wahr«, sagte er, seine Hände auf ihren Schultern. Er blickte ihr ernst in die Augen. »Es ist wahr. Ich habe das auch gefühlt. Vielleicht nicht so sehr wie du. Ich bin so gottverdamm egozentrisch, Ro. Das ist der ganze Grund. Wahrscheinlich bin ich darum auch in diesem idiotischen, pikanten Beruf. Aber trotzdem liebe ich dich, das weißt du doch, Ro! Ich will versuchen, es dir von jetzt an mehr zu zeigen, ich schwöre es dir, bei Gott. Ich will so offen sein wie ...«

»Es ist ebensosehr mein Fehler wie der deine.«

»Unsinn! Es ist meiner. Ich und mein Egoismus. Hilf mir, Ro, ich will versuchen, mich zu bessern.«

»Oh, Guy!« sagte sie, und eine Welle von Reue, Liebe und Vergebung überflutete sie und ließ sie seine Küsse heiß erwidern.

»Eine schöne Art für zukünftige Eltern, sich so zu behalten!« sagte er.

Sie lachte unter Tränen.

»Uff!« sagte er. »Weißt du, was ich jetzt am liebsten tä-

te?«

»Was?«

»Es Minnie und Roman sagen.« Er hob eine Hand. »Ich weiß, ich weiß, wir sollten es als ein tiefdunkles Geheimnis für uns ganz allein behalten. Aber ich erzählte ihnen, daß wir es versucht haben, und sie waren so entzückt, und, na ja, so alte Leute« – er breitete reumütig die Hände aus –, »wenn wir zu lange warten, erfahren Sie es vielleicht nie.«

»Sag's ihnen«, sagte sie und gab ihm einen Kuß.

Er küßte sie auf die Nasenspitze. »In zwei Minuten bin ich wieder da«, sagte er, drehte sich um und ging eilig zur Tür. Als sie ihm nachsah, wurde ihr bewußt, daß Minnie und Roman ihm außerordentlich wichtig geworden waren. Das war nicht überraschend, seine Mutter war eine geschwätzige, immer mit sich selbst beschäftigte Person, und keiner seiner Väter war ihm ein wirklicher Vater gewesen. So erfüllten die Castevets ein Bedürfnis, dessen er sich selbst wohl gar nicht bewußt war. Sie war ihnen dankbar dafür und wollte in Zukunft freundlicher von ihnen denken.

Sie ging ins Bad, wusch sich die Augen mit kaltem Wasser, machte ihr Haar zurecht und zog ihre Lippen nach. »Du erwartest ein Baby«, erzählte sie ihrem Spiegelbild. (*Aber das Labor will noch eine weitere Blutprobe. Wozu?*)

Als sie aus dem Bad kam, stürmten sie alle zur Tür herein: Minnie im Hauskleid, Roman mit einer Flasche Wein in jeder Hand, und hinter ihnen, Guy, hochrot im Gesicht und lächelnd.

»Nein, *das* nenne ich eine gute Nachricht!« sagte Min-

nie. »Herz-li-che Glück-wünsche!« Sie beugte sich zu Rosemarie herunter, nahm sie an den Schultern und gab ihr einen harten, schallenden Kuß auf die Wange.

»Alles Gute, Rosemarie«, sagte Roman und drückte seine Lippen auf ihre andere Wange. »Wir sind glücklicher, als wir es sagen können. Wir haben gerade keinen Champagner da, aber dieser 1961er Saint Julian tut's, glaube ich, auch. Lassen Sie uns anstoßen!«

Rosemarie dankte ihnen.

»Und wann ist es soweit?« fragte Minnie.

»Am 28. Juni.«

»Wird das eine aufregende Zeit bis dahin!« sagte Minnie.

»Wir werden alle Einkäufe für Sie erledigen«, sagte Roman.

Guy brachte Gläser und einen Korkenzieher, und Roman und er widmeten sich dem Öffnen der Flaschen. Minnie packte Rosemarie am Ellenbogen und ging mit ihr ins Wohnzimmer. »Hören Sie, Liebe«, fragte sie, »haben Sie einen guten Arzt?«

»Ja, einen sehr guten«, erwiderte Rosemarie.

»Einer der besten Frauenärzte von New York«, sagte Minnie, »ist ein lieber Freund von uns. Abe Sapirstein. Ein Jude. Er bringt alle Babies der ›Oberen Zehntausend‹ zur Welt, und er würde auch Ihre Entbindung übernehmen, wenn wir ihn darum bitten. Und er würde es *preiswert* machen; dann könnte Guy etwas von seinem schwerverdienten Geld sparen.«

»Abe Sapirstein?« fragte Roman quer durchs Zimmer. »Er ist einer der besten Frauenärzte des Landes, Rosema-

rie. Sie haben sicher schon von ihm gehört?«

»Ich glaube ja«, antwortete Rosemarie, die sich an den Namen aus einem Artikel in einer Zeitung oder Zeitschrift erinnerte.

»Ich habe schon von ihm gehört«, sagte Guy. »Hat er nicht vor ein paar Jahren bei ›Open End‹ mitgewirkt?«

»Ganz recht«, sagte Roman. »Er ist einer der hervorragendsten Frauenärzte unseres Landes.«

»Ro?« fragte Guy.

»Aber was soll ich mit Dr. Hill machen?« fragte sie zurück.

»Da mach dir keinen Kummer drum. Dem werde ich schon etwas erzählen«, meinte Guy. »Du kennst mich doch.«

Rosemarie dachte an Dr. Hill, der so jung war, der so nach Dr. Kildare aussah, dessen Labor noch einmal Blut von ihr verlangt hatte, weil die Schwester etwas vermasselt hatte, oder der Techniker oder sonst irgend jemand, und ihr so unnötige Lauferei und Bedenken verursachte.

Minnie sagte: »Das lasse ich nicht zu, daß Sie zu diesem Dr. Hill gehen, von dem noch keiner etwas gehört hat! Das beste müssen Sie haben, junge Dame, und das beste ist Abe Sapirstein!«

Dankbar lächelte Rosemarie ihnen zu. »Wenn Sie sicher sind, daß er mich nehmen kann«, sagte sie. »Vielleicht hat er zuviel zu tun.«

»Er wird Sie nehmen«, sagte Minnie. »Ich rufe ihn sofort an. Wo ist Ihr Telefon?«

»Im Schlafzimmer«, sagte Guy.

Minnie ging ins Schlafzimmer. Roman goß den Wein in

die Gläser. »Er ist ein hochbegabter Mann«, sagte er, »mit der ganzen Sensibilität seiner vielgequälten Rasse.« Er reichte Rosemarie und Guy die Gläser. »Wir wollen auf Minnie warten«, sagte er.

Sie standen bewegungslos, jeder mit einem vollen Weinglas in der Hand. Roman hielt zwei. Guy sagte: »Setz dich doch, Liebling.« Aber Rosemarie schüttelte den Kopf und blieb stehen.

Im Schlafzimmer sagte Minnie: »Abe? Hier ist Minnie. Hören Sie mal, eine liebe junge Freundin von uns hat gerade heute entdeckt, daß sie schwanger ist. Ja, nicht wahr? Ich bin gerade bei ihr in ihrer Wohnung. Wir haben ihr gesagt, daß Sie gern ihre ärztliche Betreuung übernehmen und nicht eines Ihrer Fantasie-Honorare dafür fordern würden.« Sie schwieg. Dann sprach sie weiter, »einen Augenblick mal«, und rief: »Rosemarie? Können Sie morgen um elf in seiner Sprechstunde sein?«

»Ja, das geht«, rief Rosemarie zurück.

»Sehen Sie?« sagte Roman.

»Elf Uhr paßt, Abe«, sagte Minnie. »Ja, Sie auch. Nein, ganz und gar nicht. Hoffen wir. Auf Wiedersehen.«

Sie kam zurück. »Das hätten wir«, sagte sie. »Ich werde Ihnen seine Adresse aufschreiben, ehe wir gehen. Ecke 79. Straße und Park Avenue.«

»Tausend Dank, Minnie«, sagte Guy, und Rosemarie fügte hinzu: »Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Ihnen beiden.«

Minnie ergriff das Glas, das Roman ihr hinhielt. »Es ist ganz einfach«, sagte sie. »Tun Sie nur alles, was Abe Ihnen sagt, und bekommen Sie ein schönes, gesundes Baby;

einen anderen Dank wollen wir nicht.«

Roman erhob sein Glas. »Auf ein schönes, gesundes Baby«, sagte er.

»Hört, hört«, sagte Guy, und sie tranken alle vier, Guy, Minnie, Rosemarie und Roman.

»Alle Achtung«, sagte Guy, »köstlich!«

»Nicht wahr?« sagte Roman. »Und gar nicht einmal teuer.«

»Meine Güte«, sagte Minnie. »Ich kann es gar nicht abwarten, es Laura-Louise zu erzählen.«

Rosemarie bat: »Oh, bitte sprechen Sie noch zu niemandem davon. Noch nicht. Es ist noch so früh.«

»Sie hat recht«, stimmte Roman ihr zu. »Wir haben später noch viel Zeit, die gute Nachricht zu verbreiten.«

»Hätte jemand gern etwas Käse und ein paar Crackers?« fragte Rosemarie.

»Setz dich hin, Herzchen«, sagte Guy. »Ich werde sie holen.«

In dieser Nacht war Rosemarie zu beflügelt von Glück und Wunder, um schnell einzuschlafen. In ihr, unter ihren Händen, die sie leicht auf ihren Bauch gelegt hatte, war ein winzigkleines Ei von einem winzigkleinen Samen befruchtet worden. O Wunder! Es würde wachsen und Andrew oder Susan werden! (»Andrew«, zu diesem Namen war sie fest entschlossen; über »Susan« konnte man mit Guy reden.) Was war Andrew oder Susan jetzt? Ein stecknadelgroßes Pünktchen? Nein, sicherlich war es schon größer. War sie denn nicht schon im zweiten Monat? Ja, wirklich! Sicherlich war es schon so groß wie eine Kaulquappe. Sie mußte sich Schaubilder oder ein Buch besorgen, aus dem

sie Monat für Monat ersehen konnte, was geschah. Dr. Sapirstein würde ihr eines empfehlen können.

Ein Feuerwehrauto heulte vorbei. Guy drehte sich um und murmelte etwas, und hinter der Wand knarrte das Bett von Minnie und Roman.

Es gab so viele Gefahren, vor denen man sich in den nächsten Monaten hüten mußte. Feuer, Sachen, die herunterfielen, Autos, die ihren Fahrern nicht gehorchten, Gefahren, die bisher nie gefährlich gewesen waren, es aber jetzt waren, da Andrew-Susan begonnen hatte zu leben. (*Ja, zu leben!*) Selbstverständlich würde sie auf ihre gelegentliche Zigarette verzichten. Und Dr. Sapirstein wegen Cocktails fragen.

Wenn sie nur noch beten könnte! Wie gut täte es, wieder ein Kruzifix zu umfassen und Zugang zu Gottes Ohr zu haben: IHN zu bitten, daß ER sie heil durch die vor ihr liegenden acht Monate hindurchgeleitete, keine Röteln, bitte, und keine neuen Medikamente mit Folgen wie bei Contergan! Acht gute Monate, bitte, ohne Unfälle und Krankheiten und mit vielen Dollars, mit Milch und Sonnenschein.

Plötzlich erinnerte sie sich an das Amulett, das Glück bringen sollte, die Kugel mit Tannis-Wurzel. Und ob es nun töricht war oder nicht, wünschte sie es sich, nein, brauchte sie es, um ihren Hals. Sie schlüpfte aus dem Bett, ging auf Zehenspitzen zu ihrem Toilettentischchen, nahm es aus der Blechschachtel und entfernte die Aluminiumfolie. Der Geruch der Tannis-Wurzel hatte sich verändert. Er war noch streng, aber nicht mehr abstoßend. Sie hob die Kette über ihren Kopf.

Mit der Kugel, die zwischen ihren Brüsten zitterte, schlich sie sich auf Zehenspitzen zurück ins Bett, zog die Decke hoch, schloß die Augen und drückte den Kopf ins Kissen. Tief atmend lag sie so und fiel bald in Schlaf, die Hände auf den Leib gelegt, um ihr Kind zu schützen.

## Zweiter Teil

### 1

Nun lebte sie, handelte sie, war sie endlich sie selbst und vollkommen. Sie tat, was sie vorher auch getan hatte – kochte, putzte, bügelte, machte Betten, kaufte ein, ging mit Wäsche in den Keller, ging in ihre Bildhauerklasse – doch all das geschah vor dem neuen und heiteren Hintergrund ihrer Gewißheit, daß Andrew-oder-Susan (oder Melinda) jeden Tag ein klein wenig größer in ihr war als am Tag zuvor, ein klein wenig ausgeprägter und bereiter für den großen Tag der Geburt.

Dr. Sapirstein war wunderbar: ein großer, sonnengebräunter Mann mit schneeweisem Haar und einem borstigen weißen Schnurrbart (sie hatte ihn schon irgendwo gesehen, konnte sich aber nicht mehr erinnern, wo – vielleicht in »Open End«), der trotz der Mies-van-der-Rohe-Stühle und der kühlen Marmortische in seinem Wartezimmer auf eine vertrauenerweckende Art altmodisch und geradeaus war. »Bitte, lesen Sie keine Bücher«, sagte er. »Jede Schwangerschaft verläuft anders, und ein Buch, das Ihnen erzählt, was Sie in der dritten Woche des dritten Monats fühlen müssen, verwirrt Sie nur. Keine Schwangerschaft verläuft genauso, wie sie in den Büchern geschildert wird. Und hören Sie auch nicht auf Ihre Freundinnen. Sie haben alle Erfahrungen gemacht, die völlig anders sind als die Ihren, und sie werden todsicher überzeugt sein, daß ihre

Schwangerschaften normal waren und daß die Ihre nicht normal ist!«

Sie fragte ihn wegen der Vitaminpillen, die ihr Dr. Hill verschrieben hatte.

»Nein, keine Pillen«, sagte er. »Minnie Castevet züchtet Kräuter und hat einen Mixer; ich werde veranlassen, daß sie Ihnen täglich frischen Saft auspreßt. Das ist sicherer und vitaminreicher als alle Pillen, die Sie kaufen können. Und noch etwas: Haben Sie keine Hemmungen, was Ihren Appetit betrifft. Die moderne Theorie behauptet, schwangere Frauen fühlten sich verpflichtet, Gelüste zu erfinden, weil man das von ihnen erwartet. Ich bin anderer Meinung. Ich sage, wenn Sie mitten in der Nacht Mixed Pickles essen wollen, so schicken Sie Ihren Mann fort, daß er ihnen welche holt.

Was *immer* Sie sich wünschen, sorgen Sie dafür, daß Sie es bekommen. Sie werden überrascht sein, nach welch seltsamen Dingen Ihr Körper in den nächsten Monaten verlangt. Und wenn Sie irgendeine Frage haben, so rufen Sie mich an, egal ob am Tag oder in der Nacht. Rufen Sie *mich* an, nicht Ihre Mutter oder Tante Fanny. Dafür bin ich da.«

Sie sollte jede Woche einmal kommen; das war sicher eine sorgfältigere Betreuung als die, die Dr. Hill seinen Patientinnen zukommen ließ. Auch wollte Dr. Sapirstein ein Bett für sie im Doctors Hospital reservieren, ohne daß sie dazu viele Formulare ausfüllen mußte.

Alles war richtig und strahlend und schön. Sie ließ sich bei Vidal Sassoon einen neuen Haarschnitt machen, beendete ihre Zahnbehandlung, stimmte am Wahltag für Lind-

say als Bürgermeister und ging hinunter nach Greenwich Village, um ein paar Außenaufnahmen für Guys Filmserie zu sehen. Zwischen den Aufnahmen – Guy raste mit einem gestohlenen Würstchenwagen die Sullivan Street hinunter – hockte sie sich nieder, um mit kleinen Kindern zu spielen, und lächelte schwangeren Frauen zu: *Ich auch.*

Salz, sogar nur wenige Körnchen davon, fand sie, machten das Essen ungenießbar. »Das ist absolut normal«, sagte Dr. Sapirstein bei ihrem zweiten Besuch. »Sobald Ihr Körper es braucht, wird diese Aversion verschwinden. Bis dahin, meiden Sie Salz. Trauen Sie Ihren Abneigungen ebenso wie Ihren Gelüsten.«

Aber sie hatte gar keine Gelüste. Ihr Appetit schien eher geringer als sonst. Kaffee und Toast genügten ihr zum Frühstück, Gemüse und ein kleines Stückchen kurz gebratenes Fleisch zum Abendessen. Jeden Morgen um elf brachte ihr Minnie etwas herüber, das wie ein wässriger Pistazien-Milchshake aussah. Es war kalt und schmeckte sauer.

»Was ist da drin?« fragte Rosemarie.

»Schnecken und Schnippel und Hundeschwanzzippel«, sagte Minnie lachend.

Rosemarie lachte mit.

Nachdem sie ausgetrunken hatte, sagte sie: »Nun sagen Sie mir aber wirklich, was da drin ist.«

»Ein rohes Ei, Gelatine, Kräuter ...«

»Tannis-Wurzel?«

»Auch ein wenig und noch dies und das.«

Minnie brachte das Getränk jeden Tag in dem gleichen

großen Glas mit blauen und grünen Streifen und stand wartend dabei, bis Rosemarie es langsam ausgetrunken hatte.

Eines Tages geriet Rosemarie am Aufzug ins Gespräch mit Phyllis Kapp, der Mutter der kleinen Lisa. Daraus ergab sich eine Einladung für Guy und sie zum kommenden Sonntag; aber Guy lehnte ab, als Rosemarie ihm davon erzählte. Voraussichtlich habe er Aufnahmen am Sonntag, erklärte er, und wenn nicht, dann benötige er den Tag zum Ausruhen und Studieren. Gerade damals hatten sie wenig gesellschaftlichen Verkehr. Guy hatte eine Verabredung zum Abendessen und anschließendem Theaterbesuch, die sie vor Wochen mit Jimmy und Tiger Haenigsen getroffen hatten, gebrochen und Rosemarie gebeten, ob sie wohl auch das regelmäßige Essen mit Hutch aufgeben könnten. Es sei wegen der Aufnahmen, die länger dauerten als vorgesehen.

Dazu wäre es freilich ohnehin gekommen, denn Rosemarie bekam Leibscherzen von alarmierender Schärfe. Sie rief Dr. Sapirstein an, und er ließ sie kommen, untersuchte sie und sagte, sie brauche sich keinerlei Gedanken zu machen, die Schmerzen seien eine ganz normale Folge der Ausdehnung des Beckens. Sie würden in ein, zwei Tagen vergehen, aber bis dahin könne sie sie ruhig mit den üblichen Dosen Aspirin bekämpfen.

Erleichtert sagte Rosemarie: »Ich dachte schon, es wäre vielleicht eine Bauchhöhlenschwangerschaft.«

»Eine Bauchhöhlenschwangerschaft?« fragte Dr. Sapirstein und schaute sie skeptisch an. Sie errötete. Er sagte:

»Ich dachte, Sie wollten keine Bücher lesen, Rosemarie?«

»Ich fiel im Drugstore geradezu darüber«, entschuldigte sie sich.

»Und was haben Sie davon? Nur Aufregung. Werden Sie nach Hause gehen und es wegwerfen, bitte?«

»Ja. Ich verspreche es Ihnen.«

»Die Schmerzen werden in zwei Tagen vorbei sein«, sagte er. »Bauchhöhlenschwangerschaft.« Er schüttelte den Kopf.

Aber die Schmerzen vergingen nicht in zwei Tagen, sie wurden schlimmer und immer schlimmer, als ob in ihr etwas mit einem Draht enger und enger umwunden und schließlich abgeklemmt würde. Der Schmerz dauerte Stunden und Stunden, ließ dann für ein paar Minuten nach, nur um dann um so stärker wieder einzusetzen. Aspirin verschaffte ihr nur wenig Linderung, und sie hatte Angst, sie könne zuviel davon nehmen. Wenn sie endlich einschlief, so hatte sie quälende Träume, in denen sie gegen riesige Spinnen kämpfte, die in den Ecken ihres Badezimmers hockten, oder sie zerrte verzweifelt an einem kleinen schwarzen Busch, der fest verwurzelt mitten auf ihrem Wohnzimmerteppich wuchs. Erschöpft erwachte sie zu noch stärkeren Schmerzen.

»Das kommt manchmal vor«, tröstete sie Dr. Sapirstein. »Das hört an einem der nächsten Tage auf. Haben Sie mich auch ganz gewiß nicht über Ihr Alter belogen? Im allgemeinen sind es ältere Frauen mit weniger beweglichen Gelenken, die diese Art von Schwierigkeiten haben.«

Minnie, die ihr ihren Morgentrunk brachte, sagte: »Sie armes Ding. Aber regen Sie sich nicht auf, meine Liebe.

Eine Nichte von mir in Toledo hatte genau die gleichen Schmerzen, und von zwei anderen Frauen habe ich das gleiche gehört. Aber ihre Geburten waren leicht und sie hatten schöne, gesunde Kinder.«

»Danke«, sagte Rosemarie.

Ganz beleidigte Rechtschaffenheit, schlug Minnie zurück: »Was wollen Sie damit sagen? Das ist so wahr wie das Evangelium. Ich schwöre bei Gott, es ist so, Rosemarie.«

Ihr Gesicht wurde verhärmmt, blaß und verschattet. Sie sah jammervoll aus. Aber Guy bestand darauf: »Du siehst großartig aus. Wovon redest du nur? Es ist dieser *Haarschnitt*, der so abscheulich aussieht, wenn du die Wahrheit wissen willst, Liebling. Das war der größte Fehler, den du je in deinem Leben gemacht hast.«

Der Schmerz wurde ihr ständiger Begleiter, ohne ihr auch nur eine Ruhepause zu gönnen. Sie ertrug ihn und lebte mit ihm, schlief ein paar Stunden in der Nacht und nahm nur ein Aspirin, obwohl Dr. Sapirstein ihr zwei Tabletten erlaubt hatte. Von Ausgehen mit Joan und Elise, von der Arbeit in der Bildhauerklasse oder vom Einkaufen war keine Rede mehr. Die Lebensmittel bestellte sie telefonisch und blieb in der Wohnung, nähte Vorhänge für das Kinderzimmer und begann endlich »Verfall und Untergang des Römischen Reiches« zu lesen. Manchmal, am Nachmittag, kamen Minnie oder Roman herüber, um mit ihr zu schwatzen und zu fragen, ob sie irgend etwas brauchte. Einmal brachte Laura-Louise ihr einen großen Teller voller Ingwerkekse herunter. Man hatte ihr noch nicht erzählt, daß Rosemarie in anderen Umständen war. »Aber nein«,

rief sie, »was haben Sie für einen hübschen Haarschnitt, Rosemarie. Wie hübsch und modern sehen Sie aus.« Sie war überrascht, als sie hörte, daß Rosemarie sich nicht wohl fühlte.

Als die Aufnahmen für den ersten Film abgedreht waren, blieb Guy die meiste Zeit zu Hause. Er hatte aufgehört, mit Dominick, seinem Sprachlehrer, zu arbeiten, und verbrachte seine Nachmittage nicht mehr mit Vorsprechen und Gesehenwerden. Er hatte zwei gute Werbesendungen an der Hand – für Pall Mall und Texaco –, und die Proben für »Don't I Know You From Somewhere?« sollten – nun ganz bestimmt – Mitte Januar beginnen. Er half Rosemarie beim Putzen, und sie spielten Scrabble miteinander, die Partie um einen Dollar. Er ging ans Telefon, wenn jemand anrief und galt der Anruf Rosemarie, erfand er glaubhafte Ausreden.

Sie hatte vorgehabt, für einige Freunde, die, wie sie, keine Familie in der Nähe hatten, ein Thanksgiving-Dinner zu geben; aber mit den ständigen Schmerzen und der unablässigen Sorge über Andrew-oder-Melindas Wohlbefinden beschloß sie, es nicht zu tun, und so gingen sie schließlich statt dessen zu Minnie und Roman hinüber.

Eines Nachmittags im Dezember, als Guy gerade einen Werbespot für Pall Mall drehte, rief Hutch an. »Ich bin gleich um die Ecke am City Center und hole Karten für Marcel Marceau«, sagte er. »Wollen Sie und Guy am Frei-

tagabend mitkommen?«

»Ich glaube nein, Hutch«, sagte Rosemarie. »Ich fühle mich in der letzten Zeit nicht so ganz wohl, und Guy hat zwei Werbesendungen in dieser Woche.«

»Was ist los mit Ihnen?«

»Ach, gar nichts. Ich bin nicht so ganz auf der Höhe.«

»Darf ich für einen Augenblick herüberkommen?«

»O ja, das wäre schön!«

Schnell schlüpfte sie in lange Hosen und eine Jerseyjacke, malte ihre Lippen an und bürstete ihr Haar. Der Schmerz wurde heftiger – er zwang sie, einen Augenblick mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen stehenzubleiben –, dann sank er auf die gewöhnliche Stärke zurück; dankbar atmete sie aus und bürstete weiter ihr Haar.

Als Hutch sie sah, starnte er sie an und sagte: »Mein Gott!«

»Das ist die Folge von Vidal Sassoons Dauerwelle. Sie ist sehr stark geraten.«

»Was ist denn mit Ihnen los?« fragte er. »Ich rede nicht von Ihrem Haar.«

»Sehe ich so schlecht aus?« Sie nahm ihm Hut und Mantel ab, hängte sie auf und lächelte maskenhaft.

»Sie sehen entsetzlich aus«, sagte Hutch. »Sie haben Gott-weiß-wieviele Pfunde abgenommen und haben Ringe um die Augen, um die Sie ein Katzenbär beneiden könnte. Sie leben doch nicht etwa nach einer dieser ›Zen‹-Diäten, oder?«

»Nein.«

»Was ist dann los mit Ihnen? Waren Sie schon beim

Arzt?«

»Ich kann es Ihnen auch ebensogut sagen. Ich bin in anderen Umständen, im dritten Monat.«

Hutch starrte sie völlig verblüfft an. »Das ist lächerlich«, sagte er. »Schwangere Frauen *nehmen zu*, nicht ab. Und sie sehen *gesund* aus, nicht –«

»Ach, da ist eine kleine Komplikation«, sagte Rosemarie und ging ihm voran ins Wohnzimmer. »Ich habe steife Gelenke oder so etwas, und daher habe ich Schmerzen, daß ich fast die ganze Nacht wachliege. Eigentlich *einen* Schmerz, der immerzu andauert. Es ist aber nichts Ernstes und wird wohl in den nächsten Tagen aufhören.«

»Ich habe noch nie gehört, daß »steife Gelenke« ein Problem sind«, sagte Hutch.

»Steife Beckengelenke, das gibt es oft.«

Hutch saß in Guys Ohrensessel. »Na, dann gratuliere ich Ihnen«, sagte er voller Zweifel. »Sie müssen sehr glücklich sein.«

»Bin ich auch«, entgegnete Rosemarie. »Wir sind beide sehr glücklich.«

»Wer ist Ihr Arzt?«

»Er heißt Abraham Sapirstein. Er ist –«

»Ich kenne ihn«, sagte Hutch. »Wenigstens vom Hören-sagen. Er hat zwei Babys von Doris zur Welt gebracht.« Doris war die älteste Tochter von Hutch.

»Er ist einer der Besten in der Stadt.«

»Wann waren Sie zuletzt dort?«

»Vorgestern. Und er sagte genau das, was ich Ihnen eben sagte: Das kommt oft vor und wird in ein paar Tagen aufhören. Allerdings sagt er das schon, seit die Schmerzen

anfingen ...«

»Wieviel haben Sie an Gewicht verloren?«

»Nur drei Pfund. Es sieht ...«

»Unsinn! Sie haben viel mehr abgenommen.«

Rosemarie lächelte. »Sie reden wie unsere Waage im Badezimmer. Guy hat sie schließlich rausgeschmissen, weil sie mich so aufregte. Nein, ich habe nur drei Pfund und ein bißchen darüber abgenommen. Und es ist ganz normal, in den ersten Monaten ein bißchen abzunehmen. Später werde ich dann schon wieder zunehmen.«

»Das hoffe ich wirklich«, sagte Hutch. »Sie sehen aus, als hätten Sie jede Nacht Vampirbesuch. Sind Sie ganz sicher, daß Sie keine Saugmale haben?« Rosemarie lächelte. »Also gut«, sagte Hutch und lehnte sich zurück, »nehmen wir also an, daß Dr. Sapirstein weiß, wovon er redet. Er müßte es ja bei Gott, denn seine Rechnungen sind hoch genug. Guy muß ja unwahrscheinlich verdienen.«

»Tut er«, sagte Rosemarie. »Aber wir bekommen einen Vorzugspreis. Unsere Nachbarn, die Castevets, sind seine Freunde. Sie haben mich hingeschickt, er berechnet uns seinen besonderen Nicht-High-Society-Preis.«

»Heißt das, daß Axel und Doris zur High Society gehören?« fragte Hutch. »Sie werden entzückt sein, das zu erfahren.«

Die Türglocke läutete. Hutch wollte aufmachen, aber Rosemarie ließ es nicht zu. »Es tut weniger weh, wenn ich mich bewege«, sagte sie und ging hinaus. Dabei überlegte sie, ob sie irgend etwas bestellt hatte, das noch nicht geliefert worden war.

Es war Roman, der sich verlegen wand. Rosemarie lä-

chelte und sagte: »Vor zwei Sekunden habe ich Ihren Namen genannt.«

»Hoffentlich im günstigen Sinn«, sagte er. »Brauchen Sie etwas? Minnie geht gleich fort, und unser Haustelefon scheint nicht in Ordnung zu sein.«

»Nein, nichts, danke«, sagte Rosemarie. »Es ist nett von Ihnen, daß Sie fragen. Aber ich habe heute früh alles telefonisch bestellt.«

Roman schaute einen Augenblick über sie hinweg und fragte dann, ob Guy schon zu Hause wäre.

»Nein, er kommt frühestens um sechs zurück«, sagte Rosemarie. Und weil Roman mit einem wartenden Lächeln auf dem Gesicht stehenblieb, fügte sie hinzu: »Ein alter Freund von uns ist gerade da.« Das fragende Lächeln blieb. So sagte sie: »Möchten Sie ihn kennenlernen?«

»Ja, gern, wenn ich nicht störe.«

»Aber, keineswegs.« Rosemarie führte ihn ins Zimmer. Er trug eine schwarz-weiß karierte Jacke über einem blauen Hemd und eine breite Krawatte mit Türkennuster. Er ging nahe an ihr vorbei, und zum erstenmal bemerkte sie, daß seine Ohren durchbohrt waren – jedenfalls das linke.

Sie folgte ihm zur Tür des Wohnzimmers. »Das ist Edward Hutchins«, stellte sie vor und wandte sich lächelnd zu Hutch, der aufstand: »Das ist Roman Castevet, der Nachbar, von dem ich gerade sprach.« Sie erläuterte, zu Roman gewandt: »Ich erzählte Hutch, daß Sie und Minnie es waren, die mir Dr. Sapirstein empfohlen haben.«

Die zwei Männer schüttelten sich die Hände. Hutch sagte: »Eine meiner Töchter war auch bei Dr. Sapirstein. Er hat sie zweimal entbunden.«

»Er ist ein hochbegabter Mann«, sagte Roman. »Wir kennen ihn erst seit dem letzten Frühjahr, aber er ist einer unserer besten Freunde geworden.«

»Setzen Sie sich doch bitte«, sagte Rosemarie. Die Herren setzten sich, und Rosemarie saß neben Hutch.

»So hat Rosemarie Ihnen also die freudige Nachricht mitgeteilt?« fragte Roman.

»Ja, das hat sie«, antwortete Hutch.

»Wir müssen dafür sorgen, daß sie möglichst viel Ruhe hat«, sagte Roman, »und völlig frei ist von Sorgen und Ängsten.«

»Das wäre der Himmel auf Erden«, sagte Rosemarie.

»Ich war ein bißchen beunruhigt über ihr Aussehen«, sagte Hutch, während er zu Rosemarie herübersah, seine Pfeife aus der Tasche zog und einen Tabaksbeutel aus gestreiftem Rips.

»Ja?« fragte Roman.

»Aber zu wissen, daß Dr. Sapirstein sie behandelt, erleichtert mich natürlich sehr.«

»Sie hat nur zwei oder drei Pfund abgenommen, nicht wahr, Rosemarie?« sagte Roman.

»Jawohl«, sagte Rosemarie.

»Und das ist ganz normal während der ersten Monate der Schwangerschaft«, fuhr Roman fort. »Später wird sie zunehmen, und wahrscheinlich mehr, als ihr lieb ist.«

»Das wollen wir hoffen«, sagte Hutch und stopfte seine Pfeife.

Rosemarie erzählte: »Mrs. Castevet macht mir jeden Tag einen Vitamintrunk mit einem rohen Ei und Milch und frischen Kräutern, die sie selbst zieht.«

»Alles natürlich nach Dr. Sapirsteins Vorschrift«, fiel Roman ein. »Er hat eine Abneigung gegen die fabrikmäßig hergestellten Vitaminpills.«

»Tatsächlich?« fragte Hutch und steckte seinen Tabaksbeutel wieder ein. »Ich wüßte nichts, das mir weniger verdächtig wäre. Sie werden doch unter jeder nur erdenklichen Vorsicht hergestellt.« Er strich zwei Streichhölzer zusammen an, saugte die Flamme in seine Pfeife und stieß Wolken von aromatischem weißem Rauch aus. Rosemarie stellte einen Aschenbecher neben ihn.

»Das ist richtig«, räumte Roman ein. »Aber Pillen aus der Fabrik können monatelang in einem Warenhaus oder in einer Apotheke herumliegen und eine Menge ihrer ursprünglichen Kraft verlieren.«

»Ja, daran hatte ich nicht gedacht«, gab Hutch zu. »Das ist gut möglich.«

Rosemarie sagte: »Mir ist der Gedanke lieb, daß alles frisch und natürlich ist, was ich zu mir nehme. Ich wette, daß schwangere Mütter schon vor Hunderten und Aberhunderten von Jahren Stückchen von Tannis-Wurzeln kauten, als noch niemand etwas von Vitaminen wußte.«

»Tannis-Wurzeln?« fragte Hutch.

»Das ist eines der Kräuter in dem Getränk«, erklärte Rosemarie. »Es ist doch ein Kraut?« Sie sah fragend zu Roman herüber. »Kann eine Wurzel ein Kraut sein?« Aber Roman beobachtete Hutch und hörte ihr nicht zu.

»Tannis?« sagte Hutch. »Davon habe ich noch nie gehört. Sind Sie sicher, daß Sie nicht ›Anis‹ meinen oder ›Orriswurzel?«

»Tannis«, sagte Roman.

»Hier«, sagte Rosemarie und zog ihr Amulett heraus. »Es bedeutet auch Glück, theoretisch. Machen Sie sich auf was gefaßt. An den Geruch muß man sich ein bißchen gewöhnen.«

Hutch schnupperte daran, schnitt eine Grimasse und wandte sich ab. »Das glaube ich auch«, sagte er. Er nahm die Kugel an der Kette zwischen zwei Finger und betrachtete sie von fern. »Sieht gar nicht aus wie eine Wurzel«, sagte er, »eher wie eine Flechte oder irgendein Pilz.« Er schaute zu Roman herüber. »Gibt es dafür noch einen anderen Namen?« fragte er.

»Meines Wissens nicht«, antwortete Roman.

»Ich werde im Lexikon nachschlagen und alles darüber herausfinden«, sagte Hutch. »Tannis. Was für ein hübscher Behälter oder was immer es ist. Wo haben Sie das her?«

Mit einem schnellen Blick zu Roman erwiderte Rosemarie: »Das haben mir die Castevets geschenkt.« Sie steckte das Amulett wieder unter ihre Jacke.

Hutch sagte zu Roman: »Sie und Ihre Gattin scheinen sich mehr um Rosemarie zu kümmern als ihre eigenen Eltern.«

»Wir hängen sehr an ihr«, erwiderte Roman, »und auch an Guy.«

Er stemmte sich aus seinem Sessel hoch. »Entschuldigen Sie mich, ich muß jetzt gehen«, sagte er. »Meine Frau wartet auf mich.«

»Natürlich«, sagte Hutch und erhob sich. »Es war mir ein Vergnügen, Sie kennengelernt zu haben.«

»Wir werden uns wiedersehen«, entgegnete Roman, »ganz bestimmt. Und machen Sie sich keine Sorgen,

Rosemarie!«

»Nein, ich mache mir keine Sorgen.« Sie begleitete ihn bis zur Eingangstür. Jetzt sah sie, daß auch sein rechtes Ohr durchbohrt war, und auf seinem Nacken verliefen schmale Narben, wie fliegende Vögel. »Danke, daß Sie hereingeschaut haben«, sagte sie.

»Aber bitte«, entgegnete Roman. »Ihr Freund Mr. Hutchins gefällt mir. Er scheint außergewöhnlich intelligent zu sein.«

»Das ist er«, sagte Rosemarie und öffnete ihm die Tür.

»Ich freue mich, ihn kennengelernt zu haben«, sagte Roman. Lächelnd winkte er noch einmal mit der Hand und ging davon.

»Auf Wiedersehen«, sagte Rosemarie und winkte zurück.

Hutch stand vor den Bücherregalen. »Das ist ein prachtvoller Raum«, sagte er. »Sie haben ihn wunderbar eingerichtet.«

»Danke«, erwiderte Rosemarie. »Ich habe daran gearbeitet, bis es mit meinen Schmerzen anfing. Roman hat durchstochene Ohren. Ich habe das heute zum erstenmal gesehen.«

»Durchstochene Ohren und stechende Augen«, sagte Hutch. »Was war er, ehe er ins pensionsreife Alter kam?«

»Nahezu alles. Und er ist überall in der Welt herumgekommen. Wirklich überall.«

»Unsinn. Das tut niemand. Warum hat er bei Ihnen geläutet – falls ich das fragen darf?«

»Um zu hören, ob ich etwas mitgebracht haben wollte. Das Haustelefon funktioniert nicht. Es sind großartige

Nachbarn. Sie würden mir sogar das Putzen abnehmen, wenn ich es ihnen erlaubte.«

»Und wie ist sie?«

Rosemarie erzählte es ihm. »Guy hat sich sehr mit ihnen angefreundet«, sagte sie. »Ich habe so das Gefühl, sie sind eine Art von Elternfiguren für ihn geworden.«

»Und Sie?«

»Ich weiß nicht recht. Manchmal bin ich ihnen so dankbar, daß ich ihnen einen Kuß geben könnte, und manchmal habe ich das erstickende Gefühl, als wären sie *zu* freundlich und *zu* hilfsbereit. Aber wie kann ich mich beklagen? Erinnern Sie sich an den Stromausfall?«

»Wie könnte ich den je vergessen! Ich war in einem Aufzug.«

»Nein!«

»Ja, wirklich. Fünf Stunden in totaler Finsternis mit drei Frauen und einem Rechtsradikalen, und alle waren überzeugt, daß eine Bombe gefallen wäre.«

»Wie entsetzlich!«

»Aber was wollten Sie sagen?«

»Wir saßen hier, Guy und ich, und zwei Minuten, nachdem das Licht ausgegangen war, stand Minnie vor der Tür mit einer Handvoll Kerzen.« Sie zeigte auf den Kamimantel. »Wie kann man an solchen Nachbarn etwas auszusetzen haben?«

»Sie offenbar nicht«, erwiderte Hutch und betrachtete den Kaminsims. »Sind es die dort?« fragte er. Zwei Zinnleuchter standen zwischen einer Schale mit polierten Steinen und einem Mikroskop aus Messing. In den Leuchtern steckten noch die Reste schwarzer Kerzen, an denen das

Wachs heruntergelaufen war.

»Die letzten der Mohikaner«, sagte Rosemarie. »Sie brachte so viele, daß es für einen ganzen Monat gereicht hätte. Was haben Sie?«

»Waren sie alle schwarz?« fragte er.

»Ja«, sagte sie, »warum?«

»Es fällt mir nur auf.« Hutch wandte sich vom Kamin ab und lächelte ihr zu. »Würden Sie mir bitte eine Tasse Kaffe machen, ja? Und mir mehr von Mrs. Castevet erzählen? Wo zieht sie ihre Kräuter? In Fensterkästen?«

Sie saßen am Küchentisch und tranken ihren Kaffee, als zehn Minuten später die Eingangstür aufgeschlossen wurde und Guy hereinstürzte. »Ha, was für eine Überraschung!« sagte er, kam um den Tisch herum und packte Hutchs Hand, eher der aufstehen konnte. »Wie geht es Ihnen, Hutch? Fein, daß Sie da sind.« Er nahm Rosemaries Kopf in seine andere Hand, beugte sich nieder und küßte sie auf Mund und Wange. Er war noch nicht abgeschminkt. Sein Gesicht war orangefarben, seine Augen hatten schwarze Wimpern und waren umrandet.

»Das ist mal eine Überraschung!« sagte Rosemarie. »Was ist denn passiert?«

»Ach, sie haben mittendrin aufgehört und wollen etwas umschreiben, diese Bastarde. Morgen früh geht's weiter. Bleibt alle, wo ihr seid. Keiner röhrt sich. Ich will nur eben die Schmiere von meinem Gesicht abwaschen.« Er ging ins Bad.

»Möchtest du auch Kaffee?« rief Rosemarie hinter ihm her.

»Aber gern.«

Sie stand auf und goß eine Tasse für ihn ein, und für Hutch und sich selbst eine zweite. Hutch sog an seiner Pfeife und sah gedankenvoll vor sich hin.

Guy kam zurück, die Hände voll Pall Mall-Päckchen. »Beute«, sagte er und ließ sie auf den Tisch fallen.

»Hutch?«

»Nein, danke.«

Guy riß ein Päckchen auf, knipste die Zigaretten hoch und zog eine heraus. Er blinzelte Rosemarie zu, während sie sich wieder setzte.

Hutch sagte: »Glückwünsche scheinen angebracht.«

Guy zündete sich die Zigarette an und sagte: »Hat Rosemarie es Ihnen erzählt? Ist es nicht wunderbar? Wir sind so froh. Natürlich bin ich fest davon überzeugt, daß ich ein ganz lausiger Vater sein werde. Aber Rosemarie wird eine so großartige Mutter sein, daß sie das ausgleichen wird.«

»Und wann soll das Baby kommen?« fragte Hutch.

Rosemarie sagte es ihm und berichtete Guy, daß Dr. Sapirostein zwei Enkelkinder von Hutch zur Welt gebracht hatte.

Hutch sagte: »Ich habe Ihren Nachbarn Roman Castevet kennengelernt.«

»Oh«, sagte Guy. »Komischer alter Kauz, nicht wahr? Aber er weiß ein paar interessante Geschichten über Otis Skinner und Modjeska. Er ist ein richtiger Theaternarr.«

Rosemarie sagte: »Hast du jemals bemerkt, daß seine Ohren durchbohrt sind?«

»Mach keine Witze«, sagte Guy.

»Nein, ich mach keine, ich hab's gesehen.«

Sie tranken ihren Kaffee, sprachen von Guys rascher

Karriere und davon, daß Hutch im Frühjahr nach Griechenland und in die Türkei reisen wollte.

»Es ist eine Schande, daß wir Sie so lange nicht gesehen haben«, sagte Guy, als Hutch sich entschuldigte und aufstand, um zu gehen. »Aber ich habe so viel zu tun, und bei dem Zustand von Rosemarie haben wir wirklich keinen Menschen bei uns gesehen.«

»Vielleicht können wir bald einmal wieder zusammen zu Abend essen«, sagte Hutch. Guy stimmte zu und ging hinaus, um seinen Mantel zu holen.

Rosemarie sagte: »Vergessen Sie nicht, wegen der Tennis-Wurzel nachzusehen.«

»Bestimmt nicht«, erwiderte Hutch. »Und sagen Sie Dr. Sapirstein, er soll seine Waage nachsehen lassen. Ich glaube immer noch, daß Sie mehr als drei Pfund abgenommen haben.«

»Reden Sie keinen Unsinn«, sagte Rosemarie. »Die Waagen von Ärzten sind in Ordnung.«

Guy, der ihm den Mantel hinhielt, sagte: »Es ist nicht meiner, so muß es der Ihre sein.«

»Sie haben recht«, sagte Hutch. Er drehte sich um und fuhr mit beiden Armen hinein. »Haben Sie schon über Namen nachgedacht?« fragte er Rosemarie, »oder ist es dazu noch zu früh?«

»Andrew oder Douglas, wenn es ein Junge ist, und Melinda oder Sarah, wenn es ein Mädchen ist.«

»Sarah?« fragte Guy. »Was ist denn mit ›Susan‹ passiert?« Er reichte Hutch den Hut.

Rosemarie bot Hutch die Wange zum Kuß.

»Hoffentlich hören Ihre Schmerzen bald auf«, sagte er.

»Das werden sie«, antwortete sie lächelnd. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

Guy fügte hinzu: »Es ist ein ziemlich übler Zustand.«

Hutch fingerte in seinen Taschen herum. »Lieg da noch einer davon herum?« fragte er und zeigte ihnen einen braunen, pelzgefütterten Handschuh und suchte noch einmal in seinen Taschen.

Rosemarie schaute suchend auf den Boden, und Guy ging in den Nebenraum, schaute dort auf den Boden und hinauf auf die Ablage. »Ich sehe keinen, Hutch«, sagte er.

»Wie ärgerlich«, sagte Hutch. »Wahrscheinlich habe ich ihn im City Center liegengelassen. Ich werde auf dem Rückweg dort nachfragen. Aber wir wollen uns wirklich zum Abendessen treffen, nicht wahr?«

»Bestimmt«, sagte Guy, und Rosemarie fügte hinzu: »Nächste Woche.«

Sie sahen ihm nach, bis er um die erste Flurbiegung herum war, dann gingen sie in ihre Wohnung zurück und schlossen die Tür.

»Das war eine nette Überraschung«, sagte Guy. »War er lange hier?«

»Nicht sehr«, antwortete Rosemarie. »Rate mal, was er gesagt hat?«

»Was?«

»Ich sähe entsetzlich aus.«

»Der gute alte Hutch«, sagte Guy, »verbreitet Zuversicht, wo er geht und steht.« Rosemarie sah ihn fragend an. »Na, er ist doch von Berufswegen ein Schwarzseher und Miesmacher, Liebling«, sagte er. »Denke doch daran, wie er versucht hat, uns dieses Haus schwarz in schwarz zu ma-

len!«

»Er ist kein Miesmacher von Beruf«, verteidigte ihn Rosemarie und ging in die Küche, um den Tisch abzuräumen.

Guy lehnte sich gegen den Türpfosten. »Dann ist er sicher einer der besten Amateure auf diesem Gebiet.«

Wenige Minuten später zog er seinen Mantel an und ging fort, um eine Zeitung zu kaufen.

Um halb elf abends klingelte das Telefon; Rosemarie lag schon im Bett und las, und Guy saß in dem kleinen Raum vor dem Fernseher. Er hob den Hörer ab und brachte gleich darauf den Apparat zu Rosemarie in das Schlafzimmer. »Hutch will dich sprechen«, sagte er, stellte den Apparat auf das Bett und bückte sich, um ihn einzustöpseln. »Ich sagte ihm, daß du schon liegst, aber er meinte, was er dir zu sagen hätte, könne nicht warten.«

Rosemarie nahm den Hörer auf. »Hutch?« sagte sie.

»Hallo, Rosemarie«, antwortete Hutch. »Sagen Sie mal, gehen Sie überhaupt noch aus, oder bleiben Sie den ganzen Tag zu Hause?«

»Ja«, sagte sie und blickte nach Guy hinüber. »Ich bin die ganze Zeit nicht ausgegangen, aber ich könnte es. Warum?«

»Weil ich gerne mit Ihnen über etwas sprechen möchte«, sagte Hutch. »Können Sie mich morgen früh um elf vor dem Seagram Building treffen?«

»Ja, wenn Sie das wollen«, antwortete sie. »Was ist denn los? Können Sie es mir nicht jetzt sagen?«

»Lieber nicht«, antwortete er. »Es ist nicht welterschütternd wichtig. Denken Sie also nicht weiter darüber nach.

Wir können ein spätes Frühstück oder einen frühen Lunch zusammen haben, wenn Sie mögen.«

»Das wäre nett.«

»Also gut, morgen früh um elf vor dem Seagram.«

»In Ordnung. Haben Sie Ihren Handschuh wiedergefunden?«

»Nein, sie hatten ihn nicht«, sagte er. »Aber es war sowieso Zeit für ein neues Paar. Gute Nacht, Rosemarie, schlafen Sie gut.«

»Sie auch. Gute Nacht!«

Sie legte auf.

»Was wollte er?« fragte Guy.

»Ich soll ihn morgen früh treffen, er will mit mir über etwas sprechen.«

»Und er hat nicht gesagt worüber?«

»Keine Silbe.«

Guy schüttelte lächelnd den Kopf. »Mir scheint, seine Abenteuergeschichten verdrehen ihm den Kopf«, sagte er.

»Wo sollst du ihn treffen?«

»Vor dem Seagram Building, um elf Uhr.«

Guy zog den Telefonstecker heraus und ging mit dem Apparat hinaus, kam jedoch fast augenblicklich wieder zurück. »Du bist in anderen Umständen, und ich habe die seltsamen Gelüste«, sagte er, steckte das Telefon wieder ein und stellte es auf den Nachttisch. »Ich werde ausgehen und mir ein Eis kaufen. Willst du auch eins?«

»Okay«, sagte Rosemarie.

»Vanille?«

»Fein.«

»Ich bin gleich wieder da.«

Er ging hinaus und Rosemarie lehnte sich in die Kissen zurück und starrte an die Decke. Ihr Buch lag vergessen auf der Decke. Worüber wollte Hutch mit ihr reden? Nichts welterschütternd wichtiges, hatte er gesagt. Aber es mußte auch nicht unwichtig sein, sonst hätte er sie nicht so gedrängt, zu kommen. War es wohl wegen Joan? – Oder war es das andere Mädchen, mit dem sie zusammengewohnt hatte?

Ganz entfernt hörte sie, wie die Türglocke der Castevels einmal kurz anschlug. Wahrscheinlich war es Guy, der fragte, ob sie auch Eis wollten oder eine Morgenzeitung. Nett von ihm.

Und wieder überfiel sie der Schmerz mit voller Wucht.

### 3

Am folgenden Morgen rief Rosemarie Minnie über das Haustelefon an und bat sie, ihr den Trank nicht um elf herüberzubringen, sie ginge aus und würde nicht vor ein oder zwei Uhr zurück sein.

»Aber gewiß, meine Liebe«, sagte Minnie. »Machen Sie sich nur keine Sorgen darum. Sie müssen ihn nicht um eine bestimmte Zeit trinken. Nur irgendwann. Und gehen Sie aus. Es ist ein so schöner Tag heute, und die frische Luft wird Ihnen guttun. Wenn Sie zurückkommen, klingeln Sie im Vorbeigehen bei mir, und ich komme dann herüber und bringe ihn Ihnen.«

Es war wirklich ein schöner Tag, sonnig, kalt und klar, ein beschwingender Tag. Rosemarie ging langsam ihres

Wegs, bereit zu lächeln, als verspüre sie keinerlei Schmerzen. Die Weihnachtsmänner der Heilsarmee in ihren Verkleidungen, mit denen sie doch niemand zum Narren halten konnten, schwangen an jeder Ecke ihre Glocken. Alle Schaufenster waren schon weihnachtlich dekoriert. In der Park Avenue stand die übliche Reihe von Weihnachtsbäumen.

Viertel vor elf war sie vor dem Seagram Building, und da sie noch Zeit hatte und weit und breit nichts von Hutch zu sehen war, setzte sie sich ein Weilchen auf die niedrige Mauer des Vorhofes, ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen und hörte voll Vergnügen die eiligen Schritte und die Gesprächsfetzen um sich herum, die Autos, die Lastwagen und das Gebrumm eines Hubschraubers. Das Kleid unter ihrem Mantel spannte – zu ihrer Befriedigung, zum ersten Male – fest über ihrem Leib. Vielleicht ginge sie nach dem Lunch zu Bloomingdale, um sich Umstandskleider anzusehen. Sie freute sich, daß Hutch sie auf diese Weise herausgelockt hatte (aber worüber wollte er wohl mit ihr sprechen?); Schmerz, selbst ständiger Schmerz war keine Entschuldigung, so selten auszugehen, wie sie es getan hatte. Sie würde jetzt dagegen angehen, ihn mit frischer Luft und Sonne und Tätigkeit bekämpfen, sich nicht in der Dämmerung des Bramford von ihm und Minnies gutgemeinten Hätscheleien unterkriegen lassen. *Weg mit dem Schmerz!* dachte sie. *Ich will dich nicht mehr haben!* Aber der Schmerz blieb, unbeeinflußt von solchen positiven Entschlüssen.

Fünf Minuten vor elf stand sie auf und stellte sich vor die Glastüren des Eingangs, aus dem der Verkehr zäh

herausquoll. Hutch kommt sicherlich aus dem Inneren des Gebäudes, dachte sie, von einer Besprechung; oder warum hätte er sonst gerade diesen Platz gewählt, um sie zu treffen? Sie beobachtete die Gesichter der Herauskommenden, so gut sie konnte, sah ihn, hatte sich aber geirrt, sah dann einen Mann, mit dem sie sich öfter verabredet hatte, ehe sie Guy kennenlernte, und wieder war es ein Irrtum. Sie blieb stehen und schaute, reckte sich hie und da auf die Zehenspitzen, aber ohne Sorge, denn selbst wenn sie ihn nicht sehen sollte, Hutch würde sie bestimmt sehen.

Fünf nach elf war er noch nicht da. Auch zehn nach elf noch nicht. Um Viertel nach elf ging sie in das Gebäude hinein, um im Einwohnerverzeichnis nachzusehen, ob sie darin einen Namen fände, den Hutch ihr gegenüber früher einmal erwähnt hatte und wo sie vielleicht anrufen und nach ihm fragen könnte. Das Verzeichnis war entsetzlich lang und enthielt viel zu viele Namen, um es sorgfältig durchzusehen. Trotzdem ging sie seine enggedruckten Zeilen mit dem Finger darunter durch. Als sie keinen bekannten Namen fand, ging sie wieder nach draußen.

Sie setzte sich wieder auf das Mäuerchen, auf dem sie vorher gesessen hatte, und beobachtete nun die Vorderseite des Gebäudes und immer wieder die Stufen, die vom Bürgersteig aus hinaufführten. Männer und Frauen trafen sich mit anderen Männern und Frauen, aber von Hutch war nichts zu sehen, und er kam doch, wenn überhaupt, fast nie zu spät zu einer Verabredung.

Um elf Uhr vierzig ging Rosemarie wieder in das Seagram hinein und wurde von einem Schuhputzer in den Keller gewiesen, wo sich am Ende eines weißen Ganges ein

netter kleiner Warteraum fand mit modernen schwarzen Stühlen, einem abstrakten Wandgemälde und einer Telefonzelle aus Chromstahl. Dort telefonierte gerade ein Negermädchen, aber sie war bald fertig und kam freundlich lächelnd heraus. Rosemarie schlüpfte hinein und wählte ihre eigene Telefonnummer. Nach fünfmaligen Läuten meldete sich der Auftragsdienst. Nein, für Rosemarie war nichts durchgegeben worden, nur eine Nachricht für Guy von einem Rudy Horn, nichts von einem Mr. Hutchins. Sie nahm einen zweiten Groschen und wählte die Nummer von Hutch – vielleicht wußte sein Auftragsdienst, wo er war, oder er hatte eine Nachricht für sie. Gleich nach dem ersten Läuten antwortete eine aufgeregte Frauenstimme, die nicht dem Auftragsdienst gehören konnte: »Ja, bitte?«

»Ist dort die Wohnung von Edward Hutchins?« fragte Rosemarie.

»Ja. Bitte, wer spricht?« Es war die Stimme einer Frau, weder alt noch jung – so ungefähr vierzig.

Rosemarie sagte: »Mein Name ist Rosemarie Woodhouse. Ich war für elf Uhr mit Mr. Hutchins verabredet, und er ist bis jetzt noch nicht gekommen. Wissen Sie vielleicht, ob er noch kommt?«

Schweigen – und immer noch Schweigen. – »Hallo«, rief Rosemarie.

»Hutch hat mir von Ihnen erzählt, Rosemarie«, sagte die Stimme. »Ich bin Grace Cardiff. Eine Freundin von Hutch. Er ist in der vergangenen Nacht krank geworden. Oder, um genau zu sein, heute, am frühen Morgen.«

Rosemaries Herz hämmerte. »Er ist krank?« fragte sie.

»Ja. Er liegt in tiefer Bewußtlosigkeit. Die Ärzte konnten noch nicht herausfinden, was daran schuld ist. Er liegt im St. Vincent's Hospital.«

»Oh – das ist ja *entsetzlich*«, sagte Rosemarie. »Ich habe heute nacht um halb elf noch mit ihm telefoniert, und da klang seine Stimme *völlig gesund*.«

»Ich habe nicht viel später mit ihm gesprochen«, sagte Grace Cardiff, »und mir ist auch nichts aufgefallen. Aber seine Aufwartefrau kam heute morgen herein und fand ihn bewußtlos auf dem Boden in seinem Schlafzimmer.«

»Und man weiß noch nicht warum?«

»Noch nicht. Aber es ist noch früh, und ich bin sicher, daß man es bald herausfinden wird, und dann kann man mit der Behandlung anfangen. Im Augenblick reagiert er auf gar nichts.«

»Wie furchtbar«, sagte Rosemarie. »Und er hat noch nie so etwas gehabt?«

»Noch nie«, bestätigte Grace Cardiff. »Ich gehe jetzt wieder ins Krankenhaus, und wenn Sie mir eine Nummer geben, unter der ich Sie telefonisch erreichen kann, rufe ich Sie an, sobald sich etwas ändert.«

»Oh, ich danke Ihnen!« sagte Rosemarie. Sie gab ihre Telefonnummer an und fragte, ob sie irgendwie helfen könnte.

»Eigentlich nicht«, erwiderte Grace Cardiff. »Ich habe gerade seine Töchter angerufen, und das ist wohl alles, was man im Augenblick tun kann, wenigstens bis er zu sich kommt. Sollte irgend etwas sein, so werde ich Sie anrufen.«

Rosemarie kam aus dem Seagram heraus und ging durch den Vorhof, die Stufen hinunter und nordwärts zur

Ecke der 53. Straße. Sie kreuzte die Park Avenue und ging langsam zum Madison Square, immer darüber grübelnd, ob Hutch wohl sterben werde oder nicht. Und wenn er starb, ob sie (wie selbstsüchtig!) jemals wieder jemanden fände, auf den sie sich so selbstverständlich und völlig verlassen konnte. Sie grübelte auch über Grace Cardiff nach, deren Stimme nach silbergrauen Haaren und so anziehend geklungen hatte. Ob sie und Hutch wohl ein stilles, ihren Jahren entsprechendes Verhältnis hatten? Sie hoffte es. Vielleicht würde dieser Kampf mit dem Tod – das würde es sein, ein *Kampf* mit dem Tod, nicht der Tod selbst, das war einfach nicht möglich! – vielleicht würde dieser Kampf mit dem Tod sie beide dazu bringen, zu heiraten und sich so am Ende als ein versteckter Segen auswirken. Vielleicht. Vielleicht.

Sie kreuzte den Madison Square, und irgendwo zwischen Madison und Fifth Avenue ertappte sie sich dabei, daß sie in ein Schaufenster starrte, in dem eine kleine, hell beleuchtete Krippe stand mit entzückenden Porzellanfiguren von Maria mit dem Kinde und Joseph, den Heiligen Drei Königen, den Hirten und den Tieren im Stall. Sie lächelte dem zärtlichen Bilde zu, das so voller Bedeutung war und sie trotz ihres Freidenkertums ergriff.

Und dann sah sie im Schaufenster, wie einen Schleier, der vor dem Weihnachtsbild hing, das Spiegelbild ihres Lächelns, mit den knochigen Backen und den schwarzen Ringen um die Augen, die Hutch gestern so erschreckt hatten und nun sie selbst zutiefst erschreckten.

»Nein, das nenne ich aber einen Zufall!« rief Minnie und kam lächelnd auf sie zu, als Rosemarie sich umdrehte. Sie

trug einen weißen Mantel aus Lederersatz, einen roten Hut und ihre Brille an der Kette um den Hals. »Ich sagte mir, solange Rosemarie spazierengeht, kannst du auch gehen und deine paar Weihnachtseinkäufe machen. Und da sind *Sie* und da bin *ich!* Gerade als wären wir von der Art, die ständig dieselben Dinge tut! Aber was ist denn mit Ihnen los, meine Liebe? Sie sehen so traurig und niedergeschlagen aus?«

»Ich habe gerade eine schlechte Nachricht bekommen«, sagte Rosemarie. »Ein alter Freund von mir ist schwer krank. Im Krankenhaus.«

»Aber nein«, sagte Minnie. »Wer denn?«

»Er heißt Edward Huchtins«, antwortete Rosemarie.

»Etwa der, den Roman gestern nachmittag bei Ihnen kennengelernt hat? Mein Gott! Er hat mir über eine Stunde erzählt, was das für ein netter und kluger Mann wäre. Ist das nicht ein Jammer? Was hat er denn?« Rosemarie berichtete es ihr.

»Du meine Güte!« sagte Minnie, »hoffentlich geht es besser aus als mit der armen Lily Gardenia! Und die Ärzte wissen überhaupt nicht, was es ist? Na, wenigstens geben sie es zu. Gewöhnlich verdecken sie sonst ihre Unkenntnis hinter hochtrabenden lateinischen Worten. Wenn das Geld, das für Astronautenreisen ausgegeben wird, für die medizinische Forschung hier auf Erden verwandt würde, ginge es wahrscheinlich uns allen besser. Das ist *meine Meinung*. Wie fühlen Sie sich, Rosemarie?«

»Der Schmerz ist ein bißchen stärker.«

»Armes Ding! Wissen Sie was? Ich meine, wir gehen jetzt nach Hause, meinen Sie nicht auch?«

»Nein, nein! Machen Sie ruhig Ihre Weihnachtseinkäufe fertig.«

»Ach, Unsinn!« sagte Minnie. »Bis Weihnachten sind es noch zwei Wochen. Halten Sie sich die Ohren zu.« Sie hob ihr Handgelenk an den Mund und pfiff schrill auf einer Pfeife, die an einem goldenen Armband hing. Ein Taxi schwenkte zu ihnen herüber. »Na, das nenne ich prompte Bedienung«, sagte sie. »Und noch ein schönes großes Taxi dazu!«

Bald danach war Rosemarie wieder in ihrer Wohnung. Sie trank das kalte, saure Getränk aus dem blau-grün gestreiften Glas, und Minnie stand daneben und schaute befriedigt zu.

## 4

Bisher hatte sie ihr Fleisch kurz gebraten gegessen; jetzt aß sie es fast roh, briet es nur so lange an, daß der Frost des Tiefkühlfaches auftaute und der Saft darin stockte.

Die Wochen vor den Ferien und die Ferienzeit selbst waren trostlos. Der Schmerz wurde immer stärker, wurde so bohrend, daß etwas in Rosemarie zerbrach – ein Zentrum des Widerstandes und die Erinnerung daran, daß man sich wohl fühlen konnte. Sie reagierte nicht mehr auf den Schmerz, sie erwähnte ihn nicht mehr bei Dr. Sapirstein, sie dachte nicht einmal mehr an den Schmerz. War er bis dahin in ihr gewesen, so war sie jetzt vom Schmerz eingeschlossen. Alles um sie herum war Schmerz, das Wetter, die Zeit, die ganze Welt. Erstarrt und erschöpft

begann sie mehr zu schlafen und mehr zu essen – mehr fast rohes Fleisch.

Sie tat, was sie immer getan hatte: kochte und putzte, schrieb Weihnachtspostkarten an ihre Familie – den Mut, sie anzurufen, hatte sie nicht – tat neues Geld in Umschläge für den Aufzugführer, die Pförtner, die Briefträger und Mr. Micklas. Sie blätterte in Zeitungen und versuchte sich dafür zu interessieren, daß Studenten ihre Rekrutierungskarten verbrannten und daß der ganzen Stadt ein Verkehrsstreik drohte. Aber sie konnte es nicht. Das waren lauter Nachrichten aus einer anderen Welt, einer Welt der Fantasie. Das einzige Reale war ihre Welt des Schmerzes. Guy kaufte Weihnachtsgeschenke für Minnie und Roman, im übrigen kamen sie überein, niemandem etwas zu schenken. Minnie und Roman schenkten ihnen Tablets für Weingläser.

Sie gingen ein paarmal in ein nahe gelegenes Kino oder zu Minnie und Roman hinüber, wo sie die Ehepaare Fountain, Gilmore und Wees kennenlernten, dazu eine Mrs. Sabatini, die immer ihre Katze mitbrachte und Dr. Shand, den Zahnarzt im Ruhestand, der die Kette für Rosemaries Tannis-Amulett gemacht hatte – sämtlich ältere Leute, die Rosemarie mit Freundlichkeit und Besorgnis behandelten, da sie offenbar sahen, daß es ihr keineswegs gut ging. Auch Laura-Louise war da, und manchmal kam auch Dr. Sapirstein. Roman war ein betriebsamer Gastgeber; er füllte die Gläser und brachte immer neue Gesprächsthemen auf. Am Silvesterabend brachte er den Toast aus – »Auf 1966, das Jahr Eins« – was Rosemarie rätselhaft blieb, obgleich alle anderen ihn zu verstehen und zu billigen schienen. Sie

hatte das Gefühl, als hätte sie eine literarische Anspielung nicht verstanden – aber sie kümmerte sich nicht weiter darum. Üblicherweise gingen sie und Guy zeitig fort, dann half ihr Guy ins Bett und kehrte zur Gesellschaft zurück. Er war der Liebling der Frauen, die um ihn herumsaßen und über seine Witze lachten.

Hutchs Befinden veränderte sich nicht. Die tiefe, unerklärliche Bewußtlosigkeit blieb. Grace Cardiff rief etwa jede Woche einmal an. »Alles unverändert, alles beim alten« pflegte sie zu sagen. »Man weiß immer noch nicht, was es ist. Er kann morgen früh aufwachen oder noch tiefer in Bewußtlosigkeit versinken und überhaupt nicht mehr erwachen.«

Zweimal ging Rosemarie in das St. Vincent's Hospital, stand an Hutchs Bett und schaute auf seine geschlossenen Augen und seine kaum von Atemzügen bewegte Brust – machtlos, hilflos. Beim zweiten Besuch, Anfang Januar, traf sie seine Tochter Doris, die mit einer Handarbeit am Fenster saß. Rosemarie hatte sie vor einem Jahr in Hutchs Wohnung getroffen; sie war eine kleine fröhliche Frau in den Dreißigern, die einen aus Schweden gebürtigen Psychoanalytiker geheiratet hatte. Sie war das verjüngte Ebenbild ihres Vaters mit Perücke.

Doris erkannte Rosemarie nicht, und als Rosemarie sich erneut vorstellte, entschuldigte sie sich in ehrlicher Bedürbnis.

»Bitte, lassen Sie das«, sagte Rosemarie lächelnd, »ich weiß, ich sehe schrecklich aus.«

»Nein, Sie haben sich kein bißchen verändert«, gab Doris zurück. »Aber ich habe gar kein Gedächtnis für Gesich-

ter. Ich vergesse sogar, wie meine eigenen Kinder aussehen, wirklich.«

Sie legte ihre Arbeit zur Seite, und Rosemarie setzte sich neben sie. Sie sprachen über Hutchs Zustand und sahen einer Pflegerin zu, die hereinkam und die Flasche erneuerte, die an einem Gestell hing und durch einen Schlauch mit seiner Armvene verbunden war.

»Wir haben denselben Frauenarzt«, sagte Rosemarie, als die Schwester gegangen war; und dann sprachen sie von Rosemaries Schwangerschaft und Dr. Sapirsteins Geschick und Ruf. Doris war erstaunt zu hören, daß Rosemarie jede Woche zu ihm kommen mußte. »Ich ging nur jeden Monat einmal hin«, sagte sie, »bis fast zuletzt, natürlich. Dann alle zwei Wochen und zuletzt jede Woche, aber das war nur im letzten Monat. Ich hielt das für das Übliche.«

Rosemarie wußte nichts darauf zu erwidern, und Doris sah plötzlich wieder betrübt drein. »Aber ich glaube, jede Schwangerschaft hat ihre eigenen Gesetze«, sagte sie mit einem Lächeln, das ihre Taktlosigkeit wiedergutmachen sollte.

»Das hat er mir auch gesagt«, erwiderte Rosemarie.

An diesem Abend erzählte sie Guy, daß Dr. Sapirstein Doris nur einmal im Monat hatte kommen lassen. »Bei mir stimmt etwas nicht«, sagte sie, »und er hat es von Anfang an gewußt.«

»Sei nicht albern«, sagte Guy. »Er hätte es dir gesagt. Und wenn nicht dir, dann bestimmt mir.«

»Hat er dir was gesagt? Irgend etwas?«

»Absolut gar nichts, Ro. Ich schwöre es dir, bei Gott.«

»Warum muß ich dann jede Woche hingehen?«

»Vielleicht macht er es jetzt so. Oder vielleicht kümmert er sich mehr um dich, weil du mit Minnie und Roman befreundet bist.«

»Nein.«

»Also, ich weiß es nicht. Frag ihn doch selbst«, sagte Guy. »Vielleicht macht es ihm mehr Spaß, dich zu untersuchen als Doris.«

Zwei Tage später fragte sie Dr. Sapirstein. »Rosemarie, Rosemarie«, sagte er zu ihr, »habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollten nicht mit Ihren Freundinnen reden? Sagte ich nicht, daß jede Schwangerschaft anders verläuft?«

»Ja, aber ...«

»Und da muß auch die Behandlung verschieden sein. Doris Allert hatte bereits zweimal entbunden, ehe sie zu mir kam, und hatte niemals irgendwelche Komplikationen gehabt. Sie brauchte nicht die besondere Überwachung wie eine Erstgebärende.«

»Lassen Sie alle Erstgebärenden jede Woche einmal kommen?«

»Ich versuche es«, antwortete er. »Aber immer kann ich es nicht. Es ist alles in Ordnung mit Ihnen, Rosemarie, der Schmerz wird sehr bald aufhören.«

»Ich habe rohes Fleisch gegessen, gerade nur ein wenig angebraten«, sagte sie.

»Sonst noch etwas Außergewöhnliches?«

»Nein«, sagte sie verschüchtert, »reicht das nicht?«

»Essen Sie, was immer Sie mögen«, sagte er. »Ich sagte es Ihnen ja schon, Sie werden seltsame Gelüste bekommen. Ich hatte Frauen, die aßen Papier. Und hören Sie endlich auf, sich Gedanken zu machen. Ich verberge meinen Pati-

enten nichts. Das macht das Leben viel zu schwierig. Ich sage Ihnen die Wahrheit. Okay?«

Sie nickte.

»Grüßen Sie Minnie und Roman von mir, und auch Guy.«

Sie begann den zweiten Band »Verfall und Untergang« zu lesen und fing dann an, einen rot und orange gestreiften Schal zu stricken, den Guy bei der Probenarbeit tragen sollte. Der angedrohte Verkehrsstreik war ausgebrochen, betraf sie aber kaum, da sie beide die meiste Zeit zu Hause waren. Spätnachmittags schauten sie aus dem Fenster auf die sich langsam vorwärts schiebenden Massen unten auf der Straße. »Geht zu Fuß, ihr Bauern!« sagte Guy. »Los! Marschiert! Nach Hause, nach Hause, und zwar schnell.«

Nicht lange nachdem Rosemarie Dr. Sapirstein erzählt hatte, daß sie halbrohes Fleisch äße, ertappte sie sich dabei, daß sie dastand und ein rohes, tropfendes Hühnerherz kaute – morgens in der Küche um Viertel nach vier. Sie starrte sich selbst an, in der Seite des Toasters, wo der Reflex ihrer Bewegung ihr Auge gefangen genommen hatte, und dann schaute sie auf ihre Hand, auf den Rest des Herzens, den sie noch nicht gegessen hatte und in rottropfenden Fingern hielt. Nach einem Augenblick ging sie hinüber und warf das Herz in den Mülleimer, drehte den Wasserhahn auf und spülte sich die Hand ab, dann – während das Wasser noch lief – beugte sie sich über die Spülle und erbrach.

Als das vorüber war, trank sie etwas Wasser, wusch sich Gesicht und Hände und reinigte den Spülstein mit der Brause. Sie drehte das Wasser ab, trocknete sich ab und

stand eine Weile nachdenklich da. Dann nahm sie einen Block und einen Bleistift aus der Schublade, ging an den Tisch und begann zu schreiben.

Kurz vor sieben kam Guy im Pyjama herein. Sie hatte das Kochbuch von LIFE vor sich liegen und schrieb ein Rezept daraus ab. »Was zum Teufel machst du denn da?« fragte er.

Sie sah auf. »Ich plane das Menü«, antwortete sie. »Für eine Party. Wir werden am zweiundzwanzigsten Januar eine Party geben. Samstag in acht Tagen.« Sie sah einige Zettel durch, die vor ihr auf dem Tisch lagen und zog einen heraus. »Wir werden Elise Dunstan und ihren Mann einladen, Joan mit ihrem Freund, Jimmy und Tiger, Allan mit seiner Freundin, Lou und Claudia, die Chens, die Wendells, Dee Bertillon und seine Freundin, falls du nichts gegen ihn hast, Mike und Pedro, Bob und Thea Goodman, die Kapps« – sie deutete mit dem Kopf in die Richtung, wo sie wohnten – »und Doris und Axel Allert, falls sie kommen. Doris ist Hutchs Tochter.«

»Ich weiß«, sagte Guy.

Sie legte ihren Zettel hin. »Minnie und Roman werden nicht eingeladen«, sagte sie. »Weder Laura-Louise oder die Fountains oder die Gilmores und die Weeses, noch Dr. Sapirstein. Dies ist eine ganz besondere Party. Man muß entschieden unter Sechzig sein, um zugelassen zu werden.«

»Hallo!« sagte Guy. »Vor einer Minute habe ich noch gar nicht gewußt, daß ich eine Party geben würde.«

»Oh, du gibst sie«, entgegnete Rosemarie. »Du machst den Barmann.«

»Großartig!« sagte Guy. »Findest du das wirklich eine so

großartige Idee?«

»Ich bin überzeugt, daß es die beste Idee ist, die ich seit Monaten hatte.«

»Meinst du nicht, du solltest erst Dr. Sapirstein fragen?«

»Wieso? Ich gebe einfach eine Party. Ich habe nicht die Absicht, über den Ärmelkanal zu schwimmen oder auf den Annapurna zu klettern.«

Guy ging zur Spüle und drehte das Wasser auf. Er hielt ein Glas darunter. »Du weißt, daß ich dann Proben habe«, sagte er. »Wir fangen am Siebzehnten an.«

»Du wirst gar keine Arbeit damit haben«, sagte Rosemarie. »Du brauchst nur nach Hause zu kommen und charmant zu sein.«

»Und den Barmann zu machen.« Er drehte das Wasser ab, hob sein Glas hoch und trank.

»Wir werden einen Barmann *mieten*«, sagte Rosemarie. »Den Mann, den auch Joan und Dick immer hatten. Und wenn du müde bist und schlafen willst, schmeiße ich alle raus.«

Guy drehte sich um und sah sie an.

»Ich möchte sie einmal wieder hier haben«, sagte sie. »Nicht Minnie und Roman. Minnie und Roman hängen mir allmählich zum Halse heraus.«

Er schaute von ihr fort, dann auf den Boden und blickte ihr dann wieder in die Augen. »Und was ist mit deinem Schmerz?« fragte er.

Sie lächelte trocken. »Hast du es nicht gehört? Er wird in ein bis zwei Tagen vorüber sein. Hat Dr. Sapirstein mir gesagt.«

Alle konnten sie kommen, außer den Allerts wegen Hutchs Erkrankung und den Chens, die nach London mußten, um dort Aufnahmen von Charlie Chaplin zu machen. Der Barmahn war nicht frei, kannte aber einen anderen, der für ihn einspringen konnte. Rosemarie brachte ein lose fallendes Gesellschaftskleid aus braunem Samt in die Reinigung, vereinbarte einen Termin beim Friseur, bestellte Wein, Likör, Eiswürfel und die Zutaten für ein chilenisches Krabbengericht, genannt ›chupe‹.

Am Donnerstag morgen vor der Party kam Minnie mit dem Getränk, während Rosemarie Krabbenfleisch und Hummerschwänze sortierte. »Das sieht interessant aus«, sagte Minnie und schaute in die Küche. »Was ist das?«

Rosemarie erzählte es ihr, an der Eingangstür stehend mit dem gestreiften Glas, das ihre Hand durchkältete.

»Ich werde das einfrieren und dann am Samstagabend backen«, sagte sie. »Wir erwarten ein paar Gäste.«

»Oh, fühlen Sie sich wohl genug, um Gäste bei sich zu sehen?« fragte Minnie.

»Ja, natürlich«, trotzte Rosemarie. »Das sind alte Freunde, die wir lange nicht mehr bei uns hatten. Sie wissen nicht einmal, daß ich in anderen Umständen bin.«

»Ich würde Ihnen gern helfen, wenn Sie wollen«, sagte Minnie. »Ich könnte Ihnen beim Servieren und Anrichten helfen.«

»Danke, das ist reizend von Ihnen«, sagte Rosemarie, »aber das kann ich sehr gut selbst tun. Wir machen ein Büfett, und da habe ich nicht viel Arbeit.«

»Ich könnte Ihnen helfen, den Leuten die Mäntel abzunehmen!«

»Nein danke, Minnie, Sie tun so schon mehr als genug für mich. Wirklich.«

Minnie sagte: »Gut, aber sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie es sich anders überlegt haben. Trinken Sie jetzt Ihr Glas aus.«

Rosemarie besah sich das Glas in ihrer Hand. »Jetzt lieber nicht«, sagte sie und blickte Minnie an. »Nicht jetzt. Ich werde es später trinken und Ihnen das Glas zurückbringen.«

Minnie sagte: »Man darf es nicht stehenlassen.«

»Ich lasse es nicht lange stehen«, sagte Rosemarie. »Gehen Sie ruhig. Ich bringe Ihnen das Glas später herüber.«

»Ich werde warten und Ihnen den Weg ersparen.«

»Nein, das werden Sie nicht«, sagte Rosemarie. »Ich werde nervös, wenn mir jemand beim Kochen zuschaut. Ich gehe nachher aus und komme dann sowieso an Ihrer Tür vorbei.«

»Sie gehen aus?«

»Einkaufen. Aber nun gehen Sie. Sie sind zu nett zu mir, wirklich, zu nett.«

Minnie ging rückwärts. »Warten Sie nicht zu lange damit«, warnte sie. »Es verliert sonst seine Vitamine.«

Rosemarie schloß die Tür. Sie ging in die Küche, hielt das Glas einen Augenblick in der Hand, ging dann zum Ausguß und ließ seinen Inhalt in einem dünnen blaßgrünen Strahl direkt hineinlaufen.

Sie machte ihre ›chupe‹ fertig, summte vor sich hin und war mit sich selbst zufrieden. Sobald sie zugedeckt und im Gefrierfach verstaut war, machte sie sich ihr eigenes Getränk aus Milch, Sahne, einem Ei, Zucker und Sherry

zurecht; nachdem sie alles tüchtig in einem Schüttelbecher durchgeschüttelt hatte, goß sie ein lohfarbenes, köstlich aussehendes Gemisch in ein Glas und kostete. »Halt dich da dran, David-oder-Amanda«, sagte sie, schlürfte und fand, daß es großartig schmeckte.

## 5

Um halb neun sah es für eine Weile so aus, als käme niemand. Guy legte einen neuen Brocken Kännelkohle aufs Feuer, stocherte dann mit den Zangen herum und wischte seine Hände am Taschentuch ab. Rosemarie kam frisch frisiert und in braunem Samtkleid aus der Küche und verhielt den Schritt, starr vor Schmerzen. Der Barmann, an der Tür zum Schlafzimmer, machte sich mit Zitronenschale, Servietten, Gläsern und Flaschen zu schaffen. Er war Italiener, hieß Renato und erweckte den Eindruck, es ginge ihm so gut, daß er den Barmann aus Zeitvertreib spiele und ginge, sobald er sich noch mehr langweilte, als er es jetzt schon tat.

Dann kamen die Wendells – Ted und Carole –, eine Minute später Elise Dunstan und ihr hinkender Mann Hugh. Dann kamen Allan Stone, Guys Agent, mit dem schönen Negermodell Rain Morgan, Jimmy und Tiger, Lou und Claudia Comfort und Claudias Bruder Scott. Guy legte noch mehr Kohlen auf; Renato mixte seine Drinks und blickte weniger gelangweilt drein. Rosemarie stellte vor: Jimmy, Tiger, Rain, Allan, Elise, Hugh, Carole, Ted, Claudia und Lou und Scott.

Bob und Thea Goodman brachten noch ein anderes Paar mit, Peggy und Stan Keeler. »Aber natürlich ist mir das recht«, sagte Rosemarie, »seien Sie doch nicht lächerlich. Je mehr wir sind, um so lustiger wird es!«

Die Kapps kamen ohne Mäntel. »Was für eine Reise!« stöhnte Mr. Kapp, »ein Bus, drei Züge und eine Fähre! Wir sind vor fünf Stunden von zu Hause aufgebrochen!«

»Darf ich mich umschauen?« fragte Claudia. »Wenn alles übrige auch so hübsch ist, platze ich vor Neid!«

Mike und Pedro brachten zwei herrliche Sträuße roter Rosen mit. Pedro, seine Wange an Rosemaries Wange, murmelte: »Sagen Sie ihm, er soll Sie besser füttern, Baby. Sie sehen ja aus wie eine Flasche Jod.«

Und wieder stellte Rosemarie vor: Phyllis, Bernard, Peggy, Stan, Thea, Bob, Lou, Scott, Carole ...

Sie trug die Rosen in die Küche. Elise kam mit einem gefüllten Glas hinter ihr her, in der Hand die Imitation einer Zigarette, weil sie dabei war, sich das Rauchen abzugehn. »Was haben Sie für ein Glück!« sagte sie. »Das ist die hübscheste Wohnung, die ich je gesehen habe. Allein die Küche! Fühlen Sie sich ganz wohl, Rosie? Sie sehen ein bißchen abgespannt aus?«

»Vielen Dank für die Untertreibung«, sagte Rosemarie. »Ich bin nicht ganz auf der Höhe, aber das wird wieder. Ich bin in anderen Umständen.«

»Aber nein? Das ist ja großartig? Wann denn?«

»Zum achtundzwanzigsten Juni. Am Freitag beginnt mein fünfter Monat.«

»Wunderbar!« sagte Elise. »Wie gefällt Ihnen Dr. Hill? Ist er nicht der Traumarzt der westlichen Welt?«

»Ja, aber ich gehe nicht zu ihm«, sagte Rosemarie.

»Nein?«

»Ich bin bei einem Dr. Sapirstein, einem älteren Mann.«

»Aber warum? Er kann unmöglich besser sein als Hill!«

»Er ist ziemlich bekannt und ist ein Freund von Freunden von uns«, antwortete Rosemarie.

Guy schaute herein.

Elise sagte: »Herzlichen Glückwunsch!«

»Danke«, erwiderte Guy. »Schon gut. Soll ich die Soße hereintragen, Ro?«

»O ja, das wäre nett von dir. Schau dir die Rosen an!  
Von Mike und Pedro!«

Guy nahm eine Platte mit Crackers und eine Schüssel mit Soße vom Tisch. »Würden Sie bitte die andere nehmen«, bat er Elise.

»Aber gern«, sagte sie, nahm eine zweite Schüssel auf und folgte ihm.

»Ich komme in einer Minute!« rief Rosemarie ihnen nach.

Dee Bertillon brachte die Schauspielerin Portia Haynes mit, und Joan rief an, um zu sagen, daß sie und ihr Freund noch auf einer anderen Party festsäßen, aber in einer halben Stunde kämen.

Tiger sagte: »Sie abscheuliche Geheimniskrämerin!« umarmte Rosemarie und küßte sie.

»Wer ist hier in anderen Umständen?« fragte jemand, und jemand anderes antwortete: »Rosemarie.«

Sie stellte die eine Vase mit Rosen auf den Kamin.

»Gratuliere«, sagte Rain Morgan, »ich höre, daß Sie in anderen Umständen sind.« Die andere Vase trug sie ins

Schlafzimmer und stellte sie auf den Frisiertisch. Als sie herauskam, mixte Renato ihr einen Scotch mit Wasser. »Die ersten mache ich immer stark«, sagte er, »um die Stimmung anzuheizen. Dann mache ich sie leichter und spare.«

Mike signalisierte ihr über die Köpfe der anderen »Gratuliere!« zu, und sie lächelte ein »Danke« zurück.

Jemand sagte: »Hier haben die Schwestern Trench gelebt«, und Bernard Kapp fügte hinzu, »und Adrian Marcano und Keith Kennedy.«

»Und Pearl Ames«, sagte Phyllis Kapp.

»Die Schwestern Trent?« fragte Jimmy.

»Trench«, verbesserte Phyllis. »Die fraßen Kinder.«

»Sie meint nicht vor Liebe«, bedeutete Pedro, »sondern sie fraßen sie.«

Rosemarie schloß die Augen und hielt den Atem an, wieder durchbohrte sie der Schmerz. Vielleicht wegen des Getränks. Sie stellte ihr Glas zur Seite.

»Was haben Sie?« fragte Claudia.

»Ach, nichts«, lächelte sie. »Nur einen Krampf.«

Guy unterhielt sich mit Tiger, Portia Haynes und Dee.

»Das kann man noch nicht sagen«, sagte er. »Wir proben erst seit sechs Tagen. Aber es spielt sich sehr viel besser, als es sich liest.«

»Es könnte sich kaum schlechter spielen«, widersprach Tiger. »Sagen Sie mal, was ist denn mit dem anderen Burschen los? Ist er immer noch blind?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Guy.

Portia mischte sich ein. »Donald Baumgart? Aber den kennen Sie doch, Tiger. Der Mann, der mit Zoe Piper

zusammenlebt.«

»Ach, der ist es?« sagte Tiger. »Ich wußte wirklich nicht, daß es jemand war, den ich kenne.«

»Er schreibt eben an einem großartigen Stück«, erzählte Portia. »Zumindest die zwei ersten Szenen sind großartig. Wirklich flammender Zorn, wie Osborne, bevor er's schaffte.«

Rosemarie fragte: »Und er ist immer noch blind?«

»Ja«, antwortete Portia. »Man hat so ziemlich die Hoffnung für ihn aufgegeben. Er durchlebt eine Hölle im Bemühen, sich mit der neuen Situation abzufinden. Aber daraus entsteht dieses großartige Stück. Er diktiert, und Zoe schreibt.«

Joan kam. Ihr Freund war über Fünfzig. Sie nahm Rosemarie beim Arm, zog sie zur Seite und fragte voll Schrecken: »Was ist denn mit Ihnen los? Was fehlt Ihnen denn?«

»Nichts«, sagte Rosemarie, »ich bin nur in anderen Umständen.«

Sie stand in der Küche mit Tiger und wendete den Salat, als Joan und Elise hereinkamen und die Tür hinter sich zumachten.

Elise sagte: »Wie sagten Sie doch, hieß Ihr Arzt?«

»Sapirstein«, antwortete Rosemarie.

Joan fragte: »Und er ist mit Ihrem Zustand zufrieden?«

Rosemarie nickte.

»Claudia sagte mir, Sie hatten vorhin einen Krampfanfall gehabt.«

»Ja«, antwortete sie. »Ich habe Schmerzen. Aber die werden bald aufhören; das ist ganz normal.«

Tiger sagte: »Was sind das für Schmerzen?«

»Ach – eben Schmerzen. Ein stechender Schmerz. Das ist alles. Es kommt davon, daß mein Becken sich ausdehnt und ich ein wenig steife Gelenke habe.«

Elise sagte: »Rosie, ich habe das auch gehabt – zweimal – , aber immer nur für ein paar Tage, Schmerzen, wie ein Roß, im ganzen Leib.«

»Das ist wohl bei jedem anders«, sagte Rosemarie, hob den Salat zwischen zwei Löffeln hoch und ließ ihn in die Schüssel zurückfallen. »Jede Schwangerschaft verläuft anders.«

»Nicht so anders«, sagte Joan. »Sie sehen aus wie Miß KZ 1966. Sind Sie sicher, daß Ihr Arzt weiß, was er tut?«

Rosemarie begann zu schluchzen, still und besiegt, die Salatlöffel in den Händen. Tränen rannen ihr über die Backen.

»Mein Gott«, sagte Joan und blickte sich hilfesuchend nach Tiger um, die Rosemaries Schulter umfaßte und tröstete: »Psst, psst, weinen Sie doch nicht, Rosemarie, psst.«

»Das tut ihr gut«, sagte Joan. »Lassen Sie sie. Sie war schon den ganzen Abend so aufgedreht wie – wie – ich weiß nicht was.«

Rosemarie weinte. Schwarze Streifen liefen über ihre Backen. Elise schob ihr einen Stuhl unter, Tiger nahm ihr die Löffel aus der Hand und stellte die Salatschüssel an das andere Ende des Tisches.

Jemand wollte die Tür aufmachen, aber Joan stürzte hin und stemmte sich dagegen. Es war Guy. »He!« sagte er. »Laßt mich rein!«

»Tut mir leid«, antwortete Joan. »Hier ist nur für Damen.«

»Ich muß Rosemarie etwas sagen.«

»Sie kann nicht, sie hat zu arbeiten.«

»Hören Sie«, sagte er, »ich muß Gläser spülen.«

»Gehen Sie ins Bad.« Sie stemmte sich mit den Schultern gegen die Tür, die wieder ins Schloß schnappte.

»Verdammt noch mal! Machen Sie auf!« schalt er von draußen.

Rosemarie weinte weiter, ihr Kopf hing herunter, und ihre Schultern bebten, ihre Hände lagen im Schoß. Elise beugte sich über sie und trocknete unermüdlich ihre Wangen mit dem Ende eines Handtuchs. Tiger strich ihr übers Haar und legte ihr die Hände beruhigend auf die Schultern.

Langsam hörte sie auf zu weinen.

»Es tut so weh«, sagte sie und hob ihr Gesicht zu ihnen auf. »Und ich habe solche Angst, daß das Kind stirbt.«

»Tut er irgendwas für Sie?« fragte Elise. »Hat er Ihnen eine Medizin verordnet, oder behandelt er Sie sonst irgendwie?«

»Nichts, gar nichts.«

Tiger sagte: »Und wann hat das angefangen?«

Sie schluchzte nur.

Elise fragte: »Wann hat das mit den Schmerzen angefangen, Rosie?«

»Vor Thanksgiving, im November.«

»Im November?« wiederholte Elise, und Joan sagte von der Tür her: »Was?!«

Tiger sagte: »Seit November haben Sie diese Schmerzen,

und er tut nichts für Sie?«

»Er sagt, das würde sich geben.«

Joan sagte: »Hat er Sie mal von einem anderen Arzt untersuchen lassen?«

Rosemarie schüttelte den Kopf. »Er ist ein sehr guter Arzt«, sagte sie, während Elise ihr die Tränen trocknete. »Er ist sehr bekannt. Er war in ›Open End‹.«

»Mir kommt es aber beinahe so vor, als wäre er ein sadistischer Narr«, sagte Tiger.

Und Elise fügte hinzu: »Solche Schmerzen sind ein Zeichen, daß etwas nicht stimmt. Es tut mir leid, Rosie, wenn ich Ihnen zu nahe trete, aber gehen Sie zu Dr. Hill, und lassen Sie sich von ihm untersuchen. Lassen Sie sich von *irgend jemand* anderem untersuchen, außer diesem ...«

»Diesem Narren!« ergänzte Tiger.

Elise sagte: »Es kann nicht richtig sein, Sie so weiter leiden zu lassen.«

»Ich will aber keine Abtreibung«, sagte Rosemarie.

Joan lehnte sich von der Tür vor und flüsterte: »Wer spricht denn von Abtreibung? Sie sollen einfach nur zu einem anderen Arzt gehen und sich untersuchen lassen. Weiter nichts.«

Rosemarie nahm Elise das Handtuch ab und drückte es an die Augen. »Er hat gesagt, so würde es kommen«, sagte sie und betrachtete das Maskara an ihrem Handtuch, »daß meine Freundinnen sagen würden, sie hätten normale Schwangerschaften gehabt und meine sei nicht normal.«

»Was meinen Sie da?« fragte Tiger.

Rosemarie sah sie an. »Er sagte mir, ich solle nicht auf das hören, was meine Freundinnen sagen.«

Tiger fuhr auf: »Sie werden auf das hören, was Ihre Freundinnen sagen! Was ist denn das für ein gemeiner Rat, den er Ihnen da gegeben hat!«

Elise sagte: »Wir raten Ihnen ja nur, einen anderen Arzt zu einer Kontrolluntersuchung heranzuziehen. Ich meine, kein Arzt, der auf seinen Ruf hält, wird seinen Patienten das verweigern, wenn es zu ihrer Seelenruhe beiträgt.«

»Also, das tun Sie«, sagte Joan, »als allererstes am Montag früh.«

»Ich werde es tun«, sagte Rosemarie.

»Versprechen Sie es?« fragte Elise.

Rosemarie nickte. »Ja, ich verspreche es.« Sie lächelte Elise zu, dann Tiger und Joan. »Es geht mir schon viel besser«, sagte sie. »Vielen Dank!«

»Immerhin sehen Sie jetzt noch schrecklicher aus«, sagte Tiger und machte ihr Handtäschchen auf. »Machen Sie Ihre Augen zurecht, machen Sie sich ganz neu zurecht.«

Sie legte große und kleine Döschen vor Rosemarie auf den Tisch, dazu zwei große Tuben und eine kleine.

»Schauen Sie sich mein Kleid an«, sagte Rosemarie.

»Ein feuchtes Tuch!« sagte Elise und ging mit einem Handtuch zur Spüle.

»Das Knoblauch-Brot!« schrie Rosemarie auf.

»Wo ist es? Drin oder draußen?«

»Drin.« Mit der Maskarabürste deutete Rosemarie auf zwei in Folie eingepackte Laibe, die oben auf dem Kühl-schrank lagen.

Tiger begann den Salat zu wenden, und Elise rieb an Rosemaries Kleid herum. »Wenn Sie wieder mal weinen wollen«, sagte sie, »dann ziehen Sie möglichst kein Samt-

kleid an.«

Guy kam herein und schaute sich um.

Tiger sagte: »Wir tauschen gerade Schönheitsgeheimnisse aus. Sollen wir Ihnen auch welche verraten?«

»Wie fühlst du dich?« fragte er Rosemarie.

»Danke, gut«, erwiderte sie lächelnd.

»Hat ein bißchen Salatsoße auf ihr Kleid verspritzt«, sagte Elise.

Und Joan sagte: »Bekommt das Küchenpersonal hier auch etwas zu trinken? Was meinen Sie?«

Die ›chupe‹ war ein Erfolg und ebenso der Salat. (Tiger hauchte Rosemarie ins Ohr: »Die Tränen haben ihm den letzten Pfiff gegeben.«)

Renato lobte den Wein, öffnete die Flaschen nach einer feierlichen Ankündigung und schenkte ein.

Claudias Bruder Scott, der mit einem Teller auf den Knien im kleinen Zimmer saß, sagte: »Er heißt Altizer und ist eben unten in Atlanta, glaube ich. Und er sagt, daß der Tod Gottes ein historisches Ereignis ist, das gerade jetzt, in unserer Zeit, stattgefunden hat. Daß Gott wortwörtlich gestorben ist.« Die Kapps, Rain Morgan und Bob Goodman saßen dabei, hörten ihm zu und kauten.

Jimmy, an einem der Fenster im Wohnzimmer, sagte: »Schaut euch das an! Es fängt an zu schneien!«

Stan Steeler erzählte gepfefferte polnische Witze am laufenden Band, und Rosemarie lachte laut darüber.

»Vorsicht! Trink nicht zuviel«, flüsterte ihr Guy zu. Sie wandte sich um, zeigte ihm ihr Glas und sagte, immer noch lachend: »Es ist nur Limonade.«

Joans Freund über fünfzig saß neben ihrem Sessel auf

dem Boden und sprach zu ihr empor, wobei er ihre Füße und Knöchel streichelte. Elise sprach mit Pedro, er nickte und beobachtete Mike und Allan auf der anderen Seite des Raums. Claudia begann aus der Hand wahrzusagen.

Der Scotch wurde knapp, aber alles andere war reichlich da.

Rosemarie servierte Kaffee, leerte Aschenbecher und spülte Gläser. Tiger und Carole Wendell halfen ihr dabei.

Später saß sie in einer Erkernische mit Hugh Dunstan, trank langsam Kaffee und beobachtete die dicken nassen Schneeflocken, die endlos und dicht niederfielen und von denen hie und da eine an die Scheibe wehte, schmolz und als Tropfen herunterlief.

»Jedes Jahr sage ich von neuem, daß ich die Stadt verlassen werde«, sagte Hugh Dunstan. »Fort von den Verbrechen und dem Lärm und all dem anderen. Und jedes Jahr schneit es, oder der ›New Yorker‹ hat ein Bogart-Festival, und ich bin immer noch da.«

Rosemarie lächelte und beobachtete den Schnee. »Deshalb wollte ich diese Wohnung haben«, sagte sie, »um hier zu sitzen und zu sehen, wie es schneit und der Kamin brennt.«

Hugh sah sie an und meinte: »Ich wette, Sie lesen immer noch Dickens.«

»Tue ich«, sagte sie, »natürlich. Niemand hört je auf, Dickens zu lesen.«

Guy kam und suchte sie. »Bob und Thea wollen sich verabschieden.«

Gegen zwei waren alle fort; sie saßen allein im Wohnzimmer, umgeben von gebrauchten Gläsern, schmutzigen

Servietten und überquellenden Aschenbechern an allen Ecken und Enden. (»Vergessen Sie's nicht«, hatte ihr Elise beim Abschied zugeflüstert. Sie würde es nicht vergessen.)

»Jetzt müssen wir uns tummeln«, sagte Guy und schaute sich um.

»Guy.«

»Ja?«

»Am Montag früh gehe ich zu Dr. Hill.«

Er sagte nichts und schaute sie an.

»Ich möchte, daß er mich untersucht«, sagte sie. »Entweder belügt mich Dr. Sapirstein, oder er ist nicht recht bei Trost. Solche Schmerzen sind ein Zeichen, daß etwas nicht stimmt.«

»Rosemarie«, sagte Guy.

»Ich werde auch das Zeug von Minnie nicht mehr trinken«, fuhr sie fort. »Ich will Vitaminpillen, wie alle anderen. Ich habe es jetzt drei Tage nicht getrunken. Ich habe sie es hinstellen lassen und es dann weggeschüttet.«

»Du hast ...«

»Ich habe mir statt dessen mein eigenes Getränk zurechtgemacht«, sagte sie.

Er deutete über die Schulter nach der Küche und schrie all seine Überraschung und seinen Zorn heraus. »Das war es also, was diese Huren dir da drin gegeben haben? Ist *das* ihr Ratschlag für heute? Arztwechsel?«

»Es sind meine Freundinnen«, sagte sie. »Nenne sie nicht Huren.«

»Sie sind ein Haufen Huren mit Spatzengehirnen, die sich um ihre eigenen gottverdammten Angelegenheiten kümmern sollten!« schrie er.

»Sie haben nur gesagt, ich soll einen zweiten hören.«

»Du hast den besten Arzt von ganz New York, Rosemarie. Weißt du, wer Dr. Hill ist? Ein Niemand! Weiter nichts!«

»Ich bin es müde, zu hören, was für ein großer Mann Dr. Sapirstein ist«, sagte sie und begann zu weinen. »Seit Thanksgiving habe ich diese Schmerzen, und er erzählt mir immer wieder, sie würden aufhören.«

»Du wirst keinen anderen Arzt nehmen«, sagte Guy. »Wir müssen sonst Dr. Sapirstein und Dr. Hill bezahlen. Das kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Ich will ja gar nicht wechseln«, sagte Rosemarie. »Ich will nur, daß Hill mich untersucht und mir sagt, was er davon hält.«

»Das gibt's nicht!« sagte Guy. »Das – das ist nicht fair gegenüber Sapirstein!«

»Nicht fair? Von was sprichst du denn? Was ist denn fair mir gegenüber?«

»Du willst noch einen anderen hören? Gut. Sage es Sapirstein. Laß dir einen von ihm nennen. Zeig wenigstens so viel Anstand gegenüber dem ersten Mann auf seinem Gebiet.«

»Ich will Dr. Hill haben«, sagte sie. »Wenn du das nicht bezahlen willst, so werde ich es aus meiner –« Sie hörte mitten im Satz auf und stand bewegungslos, erstarrt, nichts an ihr rührte sich. Eine Träne glitt im Bogen zu ihrem Mundwinkel herunter.

»Ro?« fragte Guy.

Der Schmerz hatte aufgehört. Er war weg. Wie eine Autohupe mit Kurzschluß, die man endlich in Ordnung

gebracht hatte. Wie alles aufhört und weg ist und für immer und alle Zeiten weg ist und nie wiederkommen wird, dem Himmel sei Dank! Weg und zu Ende und oh, wie gut würde sie sich fühlen, wenn sie nur erst wieder atmen konnte.

»Ro?« sagte Guy und machte besorgt einen Schritt auf sie zu.

»Er hat aufgehört«, sagte sie. »Der Schmerz.«

»Aufgehört?« fragte er.

»In diesem Augenblick.« Es gelang ihr, ihm zuzulächeln.  
»Er hat aufgehört. Einfach so.«

Sie schloß die Augen und atmete tief und noch tiefer, tiefer, als sie es sich seit Ewigkeiten gestattet hatte. Seit Thanksgiving.

Als sie die Augen öffnete, starrte Guy sie noch immer voller Verwirrung an.

»Was war in dem Getränk, das du dir gemacht hast?« fragte er sie.

Das Herz fiel ihr in die Schuhe. Sie hatte ihr Baby umgebracht. Mit dem Sherry. Oder mit einem verdorbenen Ei. Oder mit der Mischung. Das Baby war tot. Der Schmerz hatte aufgehört. Der Schmerz war das Baby, und sie hatte es mit ihrer Anmaßung umgebracht.

»Ein Ei«, sagte sie, »Milch, Sahne, Zucker.« Sie zwinkerte mit den Augen, wischte sich die Backe ab und schaute ihn an. »Sherry«, sagte sie und versuchte das Wort auf eine Art auszusprechen, die jeden Gedanken an Gift ausschloß.

»Wieviel Sherry?« fragte er.

Etwas in ihr bewegte sich.

»Viel?«

Und wieder, wo sich zuvor nie etwas bewegt hatte, ein kleiner, wellenförmiger Druck. Sie kicherte.

»Rosemarie, um Christi willen, wieviel denn?«

»Es lebt«, sagte sie und kicherte wieder. »Es bewegt sich. Alles ist in Ordnung. Es ist nicht tot. Es bewegt sich.« Sie schaute herunter auf ihren von braunem Samt überspannten Leib und legte ihre Hände leicht darüber. Jetzt bewegten sich zwei Dinge, zwei Hände oder Füße, eines hier und eines da.

Sie streckte die Hand nach Guy aus, ohne ihn anzusehen, und griff nach der seinen. Er kam näher an sie heran und gab sie ihr. Sie legte sie auf ihren Bauch und hielt sie dort fest. Und wieder die Bewegung. »Fühlst du es?« fragte sie und sah ihn an. »Da, wieder, fühlst du es?«

Er zog seine Hand zurück, blaß im Gesicht. »Ja«, sagte er, »ich hab's gefühlt.«

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte sie lachend. »Es beißt nicht.«

»Das ist wunderbar«, sagte er.

»Nicht wahr?« Und wieder hielt sie ihre Hand auf den Bauch und sah darauf herunter. »Es lebt. Es strampelt. Es ist da drin.«

»Ich werde mal ein bißchen aufräumen hier«, sagte Guy, nahm einen Aschenbecher und ein Glas und noch ein Glas.

»Jetzt ist alles gut, David-oder-Amanda«, sagte Rosemarie. »Du hast uns deine Gegenwart kundgetan. Nun sei so freundlich, und lieg wieder still; laß deine Mama aufräumen.« Sie lachte. »Mein Gott!« sagte sie. »Was ist das lebhaft! Das ist sicher ein Bub, meinst du nicht?« Sie wand-

te sich entzückt an Guy.

»Schon gut«, sagte er. »Mach dir keinen Kummer drum, es dauert noch fünf Monate, spar also deine Kräfte.«

Sie lachte. »Sprich mit ihm, Guy, du bist sein Vater. Sag ihm, es soll nicht so ungeduldig sein!«

Und sie lachte und lachte und weinte in einem Atem und hielt ihren Leib mit beiden Händen.

## 6

So schlecht es ihr bisher gegangen war, so gut ging es ihr jetzt. Mit dem Aufhören des Schmerzes kam der Schlaf, tiefer, traumloser Zehnstundenschlaf, und mit dem Schlaf kam der Appetit, für durchgebratenes Fleisch – nicht für rohes –, für Eier und Gemüse, für Obst, Käse und Milch. Innerhalb weniger Tage hatte Rosemaries Totenkopfgesicht seine Ecken und Kanten verloren. Innerhalb weniger Wochen sah sie aus, wie man es von schwangeren Frauen erwartet, strahlend, gesund, stolz und hübscher denn je. Sie trank Minnies Gebräu, sobald sie es ihr brachte, und trank es bis zum letzten kalten Tropfen, als bäre sie mit diesem Ritual um Vergebung dafür, daß sie einmal geglaubt hatte, *ich habe mein Kind umgebracht*. Zu dem Getränk gab es jetzt einen kleinen weißen Keks, rauh und süß wie Marzipan. Auch den aß sie sofort, ebenso sehr, weil ihr der Bonbongeschmack zusagte, als aus dem Entschluß, die gewissenhafteste werdende Mutter der Welt zu sein.

Dr. Sapirstein hätte selbstgefällig darauf hinweisen können, daß der Schmerz aufgehört hatte, aber das tat er

nicht, bei Gott nicht. Er sagte einfach: »Es ist auch an der Zeit« und setzte sein Stethoskop auf Rosemaries nun wirklich starken Leib. Während er auf das sich bewegende Kind horchte, zeigte er eine Erregung, die sie bei einem Mann, der Hunderte und Aberhunderte von Schwangerschaften geleitet hatte, erstaunte. Rosemarie dachte, diese unbeherrschte Erregung bei den ersten Bewegungen des Kindes unterscheide eben den *großen* Frauenarzt von dem nur *guten*.

Sie kaufte sich Umstandskleider, ein zweiteiliges schwarzes, ein beigefarbenes Kostüm und ein rotes Kleid mit lustigen weißen Tupfen. Zwei Wochen nach ihrer eigenen Party ging sie mit Guy zu einer Einladung von Lou und Claudia Comfort. »Ich fasse das einfach nicht, wie Sie sich verändert haben«, sagte Claudia und hielt Rosemarie an beiden Händen fest. »Sie sehen hundert Prozent besser aus, Rosemarie! Nein, tausend Prozent!«

Und Mrs. Gould kam quer durch die Halle auf sie zu: »Wissen Sie, wir haben uns wirklich ernste Sorgen um Sie gemacht vor ein paar Wochen. Sie sahen so ausgesogen und jammervoll aus. Aber jetzt sind Sie ein völlig anderer Mensch. Wirklich. Gerade gestern abend sprach Arthur darüber.«

»Ich fühle mich jetzt viel besser«, sagte Rosemarie. »Es gibt eben Schwangerschaften, die schlecht anfangen und gut enden, und andere, bei denen es umgekehrt geht. Ich bin froh, daß ich die schlechte Zeit zuerst hatte und sie nun los bin.«

Sie spürte jetzt kleinere Schmerzen, die die große Qual vorher überschattet hatte – Schmerzen im Rücken und den

geschwollenen Brüsten. Aber diese Schmerzen waren in dem Buch, das sie auf Dr. Sapirsteins Veranlassung weggeworfen hatte, als typisch bezeichnet worden. Sie fühlte sich jetzt auch *typisch*, und das verstärkte ihren Willen, sich wohl zu fühlen. Von Salz wurde ihr noch immer übel, aber was war schließlich Salz?

Guys Show wechselte zweimal den Regisseur und dreimal den Titel. Die Eröffnungsvorstellung fand Mitte Februar in Philadelphia statt. Dr. Sapirstein erlaubte Rosemarie nicht, auf die erste Tournee außerhalb New Yorks mitzugehen, und so fuhr sie mit Minnie und Roman und Jimmy und Tiger am Nachmittag der Eröffnungsvorstellung in Jimmys altem Packard nach Philadelphia. Die Fahrt war wenig vergnüglich. Rosemarie, Jimmy und Tiger hatten einen Durchlauf des Spiels auf der Bühne ohne Dekorationen und Kostüme gesehen, ehe das Stück New York verließ, und gaben ihm keine großen Chancen. Das Beste, was sie erhofften, war, daß Guy von einem oder mehreren Kritikern lobend erwähnt würde, eine Hoffnung, in der Roman sie bestärkte, indem er Geschichten großer Schauspieler erzählte, die ihren Durchbruch in Stücken fanden, welche selbst nur wenig oder gar keinen Erfolg hatten.

Mit den Dekorationen, den Kostümen und der Beleuchtung war das Stück immer noch langweilig und weiterschweifig. Die Party danach splitterte sich in kleine Gruppen auf, die schweigsam herumsaßen. Guys Mutter, die von Montreal hergeflogen war, verkündete unaufhörlich an ihrem Tisch, wie großartig Guy gewesen sei, und behauptete, auch das Stück sei großartig. Schmal, blond und

lebhaft, überschüttete sie Rosemarie, Allan Stone, Jimmy und Tiger, Guy, Minnie und Roman mit ihrer Überzeugung. Rosemarie war der Meinung, Guy sei noch mehr als großartig gewesen, aber das hatte sie auch gedacht, als sie ihn in »Luther« und »Nobody Loves An Albatross« gesehen hatte, und in keinem dieser Stücke hatte er die Aufmerksamkeit der Kritiker erregt.

Nach Mitternacht kamen die zwei ersten Kritiken heraus. Beide lobten das Stück und strichen Guy enthusiastisch heraus; der eine widmete ihm sogar zwei Absätze. Eine dritte Besprechung, die am nächsten Morgen erschien, war überschrieben »Verblüffende Aufführung – Nova am Komödienhimmel« und sprach von Guy als einem »praktisch unbekannten jungen Schauspieler von überragender Autorität«, der »sicherlich seinen Weg zu größeren und besseren Produktionen machen wird.«

Die Fahrt nach New York zurück war wesentlich fröhlicher als die Hinfahrt.

Während Guy auf Tournee war, hatte Rosemarie vieles, was sie in Trab hielt. Die weiß-gelbe Tapete mußte bestellt werden, ebenso das Babybettchen, der Wickeltisch und das Badewännchen. Briefe, die sie lange liegengelassen hatte, mußten beantwortet werden, die Familie mußte alle Neugkeiten erfahren, sie mußte Babywäsche und Umstandskleider kaufen. Sie mußte sich schlüssig werden über die Form der Geburtsanzeige, ob sie das Kind stillen oder mit der Flasche ernähren wollte und wie es heißen sollte. Der Name! Der Name! Andrew oder Douglas oder David; Amanda oder Jenny oder Hope.

Und dann mußte sie Gymnastik machen, morgens und

abends, denn sie wollte ihr Kind auf natürlichem Wege bekommen. Sie hatte darüber eine sehr feste Ansicht, und Dr. Sapirstein stimmte ihr aus vollem Herzen zu. Er würde ihr nur im allerletzten Augenblick, wenn sie danach verlangte, eine kleine Narkose geben. Auf dem Boden liegend, hob sie die Beine hoch und hielt sie in der Luft, bis sie zehn gezählt hatte, sie übte flaches Atmen und Keuchen, und stellte sich den Augenblick vor, wenn sie schweißüberströmt sehen würde, was da Zoll für Zoll aus ihrem tatkräftig mithelfenden Körper herauskam.

Sie verbrachte ihre Abende bei Minnie und Roman, gelegentlich auch bei den Kapps und bei Hugh und Elise Dunstan. (»Haben Sie schon eine Pflegerin?« fragte Elise. »Sie hätten sich schon längst um eine kümmern müssen. Jetzt sind sie alle vergeben.« Aber Dr. Sapirstein, den sie am nächsten Tag anrief, sagte ihr, er habe eine gute Pflegerin für sie an der Hand, die nach der Geburt *so* lange bei ihr bleiben werde, wie sie es wünschte. Hatte er ihr das denn nicht schon gesagt? Miß Fitzpatrick; eine der besten.)

Guy rief jeden zweiten oder dritten Tag nach der Vorstellung an. Er berichtete Rosemarie von den Änderungen, die gemacht wurden, von dem rauschenden Beifall, den er in »Variety« geerntet hatte; sie erzählte ihm von Miß Fitzpatrick und der Tapete und all den Kinderstrümpfchen, die Laura-Louise strickte und die alle keine Fasson hatten.

Nach fünfzehn Vorstellungen war die Show vorbei und Guy wieder zu Hause, aber nur, um schon nach zwei Tagen zu einer Probeaufnahme für Warner Brothers nach Kalifornien zu fliegen. Und dann war er wieder für ganz zu Hause, konnte sich von zwei großen Rollen für die nächste

Saison eine aussuchen und hatte dreizehn Aufnahmen von je einer halben Stunde von »Greenwich Village«. Warner Brothers machten ihm ein Angebot, aber Guy lehnte es ab.

Das Baby strampelte wie wild. Rosemarie sagte ihm, es solle aufhören, oder sie werde zurücktreten.

Der Mann ihrer Schwester Margaret rief an und teilte die Geburt eines achtpfündigen Jungen mit, Kevin Michael, und später folgte eine entzückende Anzeige: ein unmöglich rosafarbenes Baby, das Namen, Geburtsdatum, Gewicht und Länge durch ein Megaphon in die Welt posaunte. (Guy sagte: »Was, keine Blutgruppe?«) Rosemarie entschloß sich für einfache, gedruckte Anzeigen, mit nur dem Namen des Babys, dem Geburtsdatum und dem Namen der Eltern. Es würde Andrew John oder Jennifer Susan heißen. Und es bekäme die Brust, nicht die Flasche.

Sie stellten den Fernsehapparat in das Wohnzimmer und verschenkten die übrigen Möbel an Freunde, die sie brauchen konnten. Die Tapete wurde geliefert und war genau das, was sie gewollt hatten; es wurde tapeziert. Das Bettchen, die Wickelkommode und die Badewanne wurden angeliefert und bald hierhin und bald dorthin gestellt. In die Wickelkommode tat Rosemarie Windeln, wasserdichte Höschen und Hemdchen, so winzig, daß sie laut loslachen mußte, als sie eins davon in die Höhe hielt.

»Andrew John Woodhouse«, sagte sie, »hör auf zu wachsen! Es dauert noch zwei Monate!«

Sie feierten ihren zweiten Hochzeitstag und Guys dreißigsten Geburtstag, sie gaben noch eine Party – ein Abendessen am festlich gedeckten Tisch – für die Dunstans, die Chens und Jimmy und Tiger. Sie gingen in

»Morgan« und sahen eine Generalprobe von »Marne«.

Rosemarie wurde stärker und stärker. Ihre Brüste standen prall über ihrem hohen Leib, der fest und dessen Nabel ganz glatt war und sich mit den Bewegungen des Kindes darin bewegte. Sie machte morgens und abends ihre Übungen, hob ihre Beine hoch, hockte sich auf die Fersen, atmete flach und keuchte.

Ende Mai, als sie in den neunten Monat ging, packte sie ein kleines Köfferchen mit den Dingen, die sie im Krankenhaus brauchen würde – Nachthemden, Stillbüstenhalter, einem neuen gesteppten Morgenrock und verschiedenen anderen Dingen – und stellte es griffbereit neben die Schlafzimmertür.

Hutch starb am Freitag, dem 3. Juni, in seinem Bett im St. Vincent's Hospital. Axel Allert, sein Schwiegersohn, rief Rosemarie am Samstag morgen an und sagte es ihr. Die Trauerfeier sollte am Dienstag morgen um elf Uhr im Kulturzentrum in der 64. Straße stattfinden.

Rosemarie weinte, teils, weil Hutch tot war, teils, weil sie in den letzten Monaten gar nicht mehr an ihn gedacht und nun das Gefühl hatte, sie hätte seinen Tod beschleunigt. Ein- oder zweimal hatte Grace Cardiff sie angerufen und sie einmal Doris Allert. Aber sie war nicht zu Hutch gegangen, ihn besuchen; es schien so sinnlos zu sein, da er noch in meiner Bewußtlosigkeit eingefroren lag; und nachdem sie selbst jetzt ihre Gesundheit wiedererlangt hatte, verspürte sie einen Widerwillen gegen die Nähe von Kranken, als würde ihr Baby dadurch gefährdet.

Als Guy von Hutchs Tod hörte, wich alles Blut aus seinem Gesicht, er wurde aschgrau und war stundenlang

schweigsam und verschlossen. Rosemarie war von dieser tiefen Reaktion überrascht.

Sie ging allein zur Gedächtnisfeier. Guy filmte und konnte sich nicht frei machen, und Joan entschuldigte sich wegen einer Virusinfektion. Etwa fünfzig Menschen füllten das hübsch getäfelte Auditorium. Die Feier begann gleich nach elf und war ganz kurz. Axel Allert sprach und nach ihm ein anderer Mann, der Hutch offensichtlich viele Jahre lang gekannt hatte. Danach folgte Rosemarie den anderen zur Vorderseite des Saales, um den Allerts und Huchs anderer Tochter, Edna, und ihrem Mann ein Wort des Beileids zu sagen. Eine Dame berührte sie am Arm und sagte: »Entschuldigen Sie bitte, sind Sie nicht Rosemarie?« Es war eine elegant angezogene Dame, Anfang der Fünfzig, mit grauem Haar und einem auffallend schönen Teint. »Ich bin Grace Cardiff.« Rosemarie gab ihr die Hand, begrüßte sie und dankte ihr für ihre verschiedenen Anrufe.

»Dies wollte ich Ihnen gestern abend mit der Post schicken«, sagte Grace Cardiff und hielt ihr ein in braunes Papier verpacktes Päckchen von Buchgröße hin. »Aber dann dachte ich, daß ich Sie doch gewiß heute früh sehen würde.« Sie gab Rosemarie das Päckchen. Rosemarie las ihren Namen und ihre Adresse und als Absender Grace Cardiffs Namen.

»Was ist das?« fragte sie.

»Es ist ein Buch, von dem Hutch wollte, daß Sie es bekommen. Es lag ihm ungeheuer viel daran.«

Rosemarie begriff nicht.

»Kurz vor seinem Ende war er für ein paar Minuten bei Bewußtsein«, erklärte Grace Cardiff. »Ich war nicht bei

ihm, aber er sagte einer Pflegerin, sie sollte mich beauftragen, Ihnen das Buch auf seinem Schreibtisch zu geben. Er bestand erregt darauf, zwei-, dreimal, berichtete die Schwester und ließ sich von ihr versprechen, daß sie es nicht vergäße. Und ich soll Ihnen sagen: »Der Name ist ein Anagramm.«

»Der Name des Buchs?«

»Es scheint so. Er delirierte, deshalb kann man nicht sicher sein. Es schien, als wollte er sich aus seiner Bewußtlosigkeit herauskämpfen und wäre dann vor Erschöpfung gestorben. Erst glaubte er, es wäre der nächste Morgen, der Morgen, nachdem er in Bewußtlosigkeit gefallen war, und er sprach davon, daß er Sie um elf Uhr treffen müßte.«

»Ja – wir hatten eine Verabredung«, sagte Rosemarie.

»Und dann schien er zu begreifen, was passiert war; und sagte der Schwester, sie solle mir sagen, daß ich Ihnen das Buch geben müsse. Das wiederholte er ein paarmal, und das war dann das Ende.« Grace Cardiff lächelte liebenswürdig, als ob sie Konversation machte. »Es ist ein englisches Buch über Zauberei«, sagte sie.

Rosemarie blickte zweifelnd auf das Päckchen und sagte: »Ich kann mir gar nicht vorstellen, warum er wollte, daß ich das bekomme.«

»Er wollte es aber. Und hier ist es. Und der Name ist ein Anagramm. Der gute Hutch. Bei ihm klang alles wie ein Abenteuer für Jungen, nicht wahr?«

Sie verließen zusammen das Auditorium und gingen hinaus auf den Bürgersteig.

»Ich fahre zum Stadtrand. Kann ich Sie irgendwo absetzen?« fragte Grace Cardiff.

»Nein, danke, ich muß durch die Innenstadt«, sagte Rosemarie.

Sie gingen zur Straßenecke. Andere Leute, die an der Feier teilgenommen hatten, winkten Taxis herbei. Eines fuhr vor, und die zwei Herren, die es herangewinkt hatten, boten es Rosemarie an. Sie versuchte abzulehnen, aber als sie darauf bestanden, bot sie es Grace Cardiff an, die jedoch auch ablehnte. »Bestimmt nicht«, sagte sie. »Nutzen Sie Ihren Zustand nur aus. Wann soll das Baby kommen?«

»Am achtundzwanzigsten Juni«, antwortete Rosemarie. Sie dankte den Herren und stieg ein. Es war ein Wein-Taxi, und es war nicht einfach für sie, hineinzukommen.

»Viel Glück!« sagte Grace Cardiff und schloß die Tür.

»Danke«, sagte Rosemarie, »und vielen Dank auch für das Buch.« Dem Fahrer sagte sie »Zum Bramford, bitte.« Durch das offene Fenster lächelte sie Grace Cardiff zu, als das Taxi anfuhr.

Zuerst dachte sie daran, das Buch im Taxi auszupacken, aber der Wagen war von seinem Besitzer so verschwenderisch mit Extra-Aschenbechern und -Spiegeln und einer handgeschriebenen Bitte um Sauberkeit und Achtsamkeit ausgestattet, daß sie nicht wagte, Papier und Bindfaden darin zu hinterlassen. Sie ging nach Hause, zog Schuhe, Kleid und Mieder aus und Hausschuhe und eine neue, weite, pfefferminzgrüne gestreifte Kittelschürze an.

Die Türklocke läutete, und sie öffnete, das noch unaus-

gepackte Päckchen in der Hand. Es war Minnie mit dem Getränk und dem kleinen weißen Keks. »Ich hörte Sie heimkommen«, sagte sie. »Das hat ja nicht lange gedauert.«

»Es war sehr nett«, sagte Rosemarie. »Sein Schwiegersohn und ein anderer Herr sprachen ein paar Worte – was er gewesen war und warum man ihn vermissen wird. Das war alles.« Sie trank von dem dünnen hellgrünen Getränk.

»Das klingt recht vernünftig«, sagte Minnie. »So sollte man es machen. Haben Sie schon Post?«

»Nein, das hat mir jemand gegeben«, sagte Rosemarie und trank wieder, entschlossen, sich nicht auf ein Gespräch über das Wer und Warum und die ganze Geschichthe von der Wiederkehr von Hutchs Bewußtsein einzulassen.

»Hier, ich werde das halten«, sagte Minnie und nahm ihr das Päckchen ab, (»Oh, danke«, sagte Rosemarie) – so daß Rosemarie den weißen Keks nehmen konnte.

Rosemarie aß und trank.

»Ein Buch?«, fragte Minnie und wog das Päckchen in der Hand.

»Mm-hm. Sie wollte es mir schicken, und dann fiel ihr ein, daß sie mich ohnehin treffen würde.«

Minnie las den Absender. »Oh, das Haus kenne ich. Da wohnten die Gilmorens, ehe sie dahin zogen, wo sie jetzt sind.«

»Oh?«

»Da war ich oft. ›Grace‹. Das ist einer meiner Lieblingsnamen. Eine Jugendfreundin von Ihnen?«

»Ja«, sagte Rosemarie. Das war einfacher, als eine lange

Erklärung und machte wirklich keinen Unterschied. Sie war mit dem Keks und dem Getränk fertig, nahm Minnie das Päckchen wieder ab und gab ihr das Glas. »Danke«, sagte sie und lächelte.«

»Hören Sie«, sagte Minnie, »Roman geht nachher zur Reinigung. Haben Sie etwas mitzugeben oder abzuholen?«

»Nein, danke, nichts. Wir sehen uns später.«

»Ja. Machen Sie jetzt ein Nickerchen.«

»Gewiß doch. Wiedersehen.«

Sie schloß die Tür und ging in die Küche. Mit einem Schälmesser zerschnitt sie die Kordel und packte das Buch aus. Es war *'All Of Them Witches'* von J. R. Hanslet. *Sie alle sind Hexen.* Es war ein schwarzes Buch, nicht neu, der Golddruck war völlig abgegriffen. Auf dem Vorsatzblatt stand Hutchs Name. Darunter *Torquay 1934*. Am unteren Ende der ersten Innenseite war ein kleiner blauer Stempel: *J. Waghorn & Son, Booksellers.*

Rosemarie nahm das Buch ins Wohnzimmer mit und blätterte darin. Hie und da waren Fotos achtbar aussehender Menschen der Viktorianischen Zeit, und im Text hatte Hutch einiges unterstrichen oder mit Randbemerkungen versehen; sie kannte das aus Büchern, die er ihr während ihres Higgins-Eliza-Verhältnisses geliehen hatte. Einer der unterstrichenen Sätze lautete: »Der Pilz, den sie *'Teufelspfeffer'* nennen.«

Sie setzte sich an ein Erkerfenster und schaute das Inhaltsverzeichnis durch. Der Name Adrian Marcato sprang ihr in die Augen. Es war der Titel des vierten Kapitels. Andere Kapitel beschäftigten sich mit anderen Leuten – alle, wie man nach dem Titel des Buches annehmen muß-

te, Hexen: Gilles de Rais, Jane Wenham, Aleister Crowley, Thomas Weir. Die letzten Kapitel beschäftigten sich mit *Hexenbräuchen und Zauberei und Satanismus*.

Rosemarie schlug das vierte Kapitel auf und überflog seine rund zwanzig Seiten. Marcato war 1846 in Glasgow geboren, später nach New York gebracht worden (das war unterstrichen) und starb 1922 auf der Insel Korfu. Es wurde von den Tumulten berichtet, die er hervorgerufen hatte, als er 1896 behauptete, er hätte Satan beschworen, und wie ihn der Mob vor dem Bramford angegriffen hatte (nicht in der Vorhalle, wie Hutch gesagt hatte) und von ähnlichen Vorkommnissen in Stockholm, 1898, und in Paris, 1899. Er war ein schwarzäugiger Mann mit hypnotischen Augen, der – in einer Aufnahme, auf der er aufrecht stand – Rosemarie merkwürdig bekannt vorkam. Auf der anderen Seite war eine weniger formelle Aufnahme von ihm, an einem Kaffeehaustischchen in Paris mit seiner Frau Hessia und seinem Sohn Steven (unterstrichen).

Hatte Hutch gewollt, daß sie das Buch bekam, damit sie sich ausführlich über Adrian Marcato unterrichten konnte? Aber warum? Hatte er seine Warnungen nicht vor langer Zeit ausgesprochen und später zugegeben, daß sie ungerechtfertigt waren? Sie blätterte den Rest des Buches durch und las andere Stellen, die unterstrichen waren. Eine hieß: »Ein Umstand bleibt unwiderlegbar bestehen: ob *wir* glauben oder nicht, *sie* tun es ganz gewiß.« Und ein paar Seiten weiter: »Der allgemeine Glaube an die Macht des frischen Blutes«, und »umgeben von Kerzen, die – man braucht es nicht besonders zu erwähnen – natürlich auch schwarz sind.«

Die schwarzen Kerzen, die Minnie herübergebracht hatte, in der Nacht, als der Strom ausgefallen war! Hutch waren sie aufgefallen, und er hatte angefangen, Fragen über Minnie und Roman zu stellen. Wollte das Buch das sagen, daß sie *Hexen* waren? Minnie mit ihren Kräutern und ihrem Tannis-Amulett? Roman mit seinen stechenden Augen? Aber es *gab* doch keine Hexen; oder gab es sie etwa? Nicht in *Wirklichkeit*.

Sie erinnerte sich des anderen Teils von Hutchs Botschaft, daß der Name des Buches ein Anagramm sei. »*All Of Them Witches*«. Sie versuchte, die Buchstaben in ihrem Kopf umzustellen, hin und her, ihnen irgendeine Enthüllung zu entreißen. Sie konnte es nicht. Es waren zu viele. Sie brauchte Papier und Bleistift. Oder noch besser das Scrabble-Spiel.

Sie holte es aus dem Schlafzimmer, und an ihren Platz im Erker zurückgekehrt, nahm sie aus der Schachtel die Buchstaben heraus, die sie für *All Of Them Witches* brauchte. Das Baby, das sich den ganzen Morgen ruhig verhalten hatte, begann sich zu bewegen. *Du wirst noch der geborene Scrabble-Spieler*, dachte sie lächelnd. Es trat. »He, nicht so kräftig«, sagte sie.

Sie legte die Buchstaben zusammen, immer von neuem, aber nie kam etwas heraus, dem sie einen Sinn entnehmen konnte, und immer blieben ein paar Buchstaben übrig. Also war es kein echtes Anagramm. Es war die reine Narrheit. Wie konnte der Titel eines Buches eine in einem Anagramm verborgene Botschaft für sie enthalten – für sie allein? Hutch hatte deliriert. Hatte Grace Cardiff nicht so gesagt? Sie vertat nur ihre Zeit – aber sie versuchte es

weiter.

Aber vielleicht war es der Name des Autors, nicht des Buches, der das Anagramm war. Vielleicht war J. R. Hanslet ein Pseudonym. Er klangt nicht sehr echt, wenn man begann, darüber nachzudenken.

Sie nahm neue Buchstaben heraus.

Das Baby trat.

J. R. Hanslet war Jan Shrelt oder J. H. Snartle.

Das gab nun wirklich keinen Sinn.

Armer Hutch.

Sie nahm das Steckbrett auf und schüttelte die Buchstaben in die Schachtel zurück. In dem Buch, das offen auf dem Fenstersitz unter der Schachtel lag, blätterte sich eine Seite um und zeigte ihr das Bild Adrian Marcatos mit Frau und Sohn. Vielleicht hatte Hutch das Buch hier stark aufgebogen, als er »Steven« unterstrich. Das Baby lag ruhig und bewegte sich nicht.

Sie nahm das Steckbrett wieder auf den Schoß und aus der Schachtel die Buchstaben für *Steven Marcato*. Als der Name ausgeschrieben vor ihr lag, schaute sie ihn einen Augenblick an und begann dann die Buchstaben umzustellen. Ohne einen Augenblick zu zögern oder sich zu irren, legte sie sie um zu *Roman Castevet*.

Und wieder zu *Steven Marcato*.

Und wieder zu *Roman Castevet*.

Das Baby bewegte sich leicht in ihr.

Sie las das Kapitel über Adrian Marcato, dann das über Hexenbräuche und ging dann in die Küche, wo sie Thunfischsalat aß und grünen Salat und Tomaten und das Gelesene dabei überdachte. Sie begann gerade das Kapitel

über »Zauberei und Satanismus« zu lesen, als die Wohnungstür aufgeschlossen wurde und gegen die Sicherheitskette klirrte. Die Türglocke läutete, und sie ging hin, um zu sehen, wer es sei. Es war Guy.

»Warum hast du die Kette vorgelegt?« fragte er, als sie ihn hereinließ.

Sie gab keine Antwort, sondern schloß die Tür hinter ihm und legte wieder die Kette vor.

»Was ist los?« Er hatte ihr einen Strauß Maßliebchen und eine Schachtel Pralinen mitgebracht.

»Das sage ich dir drinnen«, antwortete sie, als er ihr mit einem Kuß die Maßliebchen gab.

»Geht es dir gut?« fragte er.

»Ja«, sagte sie und ging in die Küche.

»Wie war die Gedenkfeier?«

»Sehr hübsch. Sehr kurz.«

»Ich habe das Hemd gekriegt, das im ›New Yorker‹ angezeigt war«, sagte er und ging ins Schlafzimmer. »He«, rief er weiter, »›On a Clear Day‹ und ›Skyscraper‹ werden beide nicht weitergespielt.«

Sie stellte die Maßliebchen in einen blauen Topf und trug sie ins Wohnzimmer. Guy kam herein und zeigte ihr das Hemd. Sie bewunderte es.

Dann sagte sie: »Weißt du, wer Roman in Wirklichkeit ist?«

Guy schaute sie an, blinzelte und runzelte die Brauen. »Was meinst du, Liebling?« fragte er. »Er ist Roman.«

»Er ist Adrian Marcatos Sohn«, sagte sie. »Der Sohn des Mannes, der behauptete, er hätte Satan beschworen, und der unten vom Mob angefallen wurde. Roman ist sein

Sohn Steven. ›Roman Castevet‹ ist ›Steven Marcato‹ – umgestellt, ein Anagramm.«

›Wer hat dir das gesagt?«

›Hutch‹, antwortete Rosemarie. Sie erzählte Guy von dem Buch »*All Of Them Witches*« und von Hutchs Botschaft. Sie zeigte ihm das Buch, und er legte sein Hemd fort und nahm es, besah die Titelseite und das Inhaltsverzeichnis, ließ dann die Seiten langsam unter seinem Daumen umspringen und betrachtete sie alle. »Da ist er, als er dreizehn war«, sagte Rosemarie. »Siehst du seine Augen?«

›Vielleicht ist es doch nur eine zufällige Ähnlichkeit‹, sagte Guy.

›Und ein anderer Zufall, daß er hier lebt? In demselben Haus, in dem Steven Marcato erzogen wurde?‹ Rosemarie schüttelte den Kopf. »Auch das Alter paßt«, fuhr sie fort. »Steven Marcato wurde im August 1886 geboren und wäre jetzt neunundsiebzig, so alt wie Roman. Das ist kein Zufall.«

»Nein, das glaube ich auch nicht«, sagte Guy und übersprang mehrere Seiten. »Ich glaube auch, daß er Steven Marcato ist. Der arme, alte, komische Kauz. Kein Wunder, daß er seinen Namen umgestellt hat, bei einem so verrückten Vater.«

Rosemarie schaute Guy unsicher an und sagte: »Und du glaubst nicht, daß er – dasselbe ist wie sein Vater?«

»Was meinst du?« fragte Guy und lächelte ihr zu. »Ein Hexenmeister? Ein Teufelsanbeter?«

Sie nickte.

»Ro«, sagte er, »hältst du mich zum besten? Glaubst du wirklich ...« Er lachte und gab ihr das Buch zurück.

»Ach, Ro«, sagte er.

»Es ist eine Religion«, beharrte sie. »Eine alte Religion, die man in die Ecke gestoßen hat.«

»Schon recht«, sagte er, »aber *heutzutage?*«

»Sein Vater war ein *Märtyrer* dieser Religion«, sagte sie. »Du mußt das von dieser Seite sehen. Weiß du, wo Adrian Marcato starb? In einem Stall. Auf Korfu. So ist das. Weil man ihn in kein Hotel hereinließ. Wirklich. ›Kein Raum in der Herberge.‹ So starb er in einem Stall. Und *er* war bei ihm. Roman. Glaubst du, er wäre *danach* abtrünnig geworden?«

»Aber liebes Kind, wir leben im Jahre 1966.«

»Dieses Buch wurde 1933 veröffentlicht«, sagte Rosemarie. »Es gab Hexenversammlungen – so nennen sie das – in Europa, in Nord- und Südamerika, in Australien. Glaubst du, die seien alle in genau dreiunddreißig Jahren ausgestorben? Hier haben sie auch eine Hexenversammlung, Minnie und Roman, mit Laura-Louise und den Fountains und den Gilmores und den Weeses. Diese Gesellschaften mit der Flöte und dem Gesang, das sind *Hexensabbate* oder *Esbate* oder was auch immer sie sind.«

»Liebes, reg dich nicht auf, laß uns ...« sagte Guy.

»Lies, was sie tun, Guy«, unterbrach sie ihn, hielt ihm das Buch hin und zeigte mit dem Finger auf eine Seite. »Sie gebrauchen *Blut* bei ihren Ritualen, weil Blut Macht hat, und das Blut, das die meiste *Macht* hat, ist das Blut eines *neugeborenen Kindes*, eines noch ungetauften Kindes, und sie gebrauchen noch mehr als Blut. Sie gebrauchen auch das *Fleisch!*«

»Um Gottes willen, Rosemarie!«

»Warum sind sie so freundlich zu uns gewesen?« fragte sie.

»Weil sie freundliche Leute sind. Was glaubst du, was sie sind, Wahnsinnige?«

»Ja! Ja! Wahnsinnige, die glauben, sie hätten eine magische Gewalt, die glauben, sie seien die wahren Hexenmeister, wie sie im Buch stehen, *die alle Arten von irrsinnigen Ritualen* und Praktiken vollziehen, weil sie kranke und irre Wahnsinnige sind.«

»Liebes ...«

»Die schwarzen Kerzen, die uns Minnie herübergebracht hat, stammen von einer schwarzen Messe! Dadurch ist Hutch darauf gekommen. Und ihr Wohnzimmer ist in der Mitte frei von Möbeln, damit sie Raum dafür haben.«

»Liebling«, sagte Guy, »es sind alte Leute, und sie haben einen Haufen alter Freude, und Dr. Shand spielt zufällig Blockflöte. Du kannst schwarze Kerzen in jedem einschlägigen Geschäft kaufen, ebenso wie rote und grüne und blaue. Und ihr Wohnzimmer ist in der Mitte freigelassen, weil Minnie nichts vom Einrichten einer Wohnung versteht. Romans Vater war ein Narr, zugegeben, aber deswegen muß doch Roman nicht auch einer sein.«

»Sie setzen mir den Fuß nicht mehr in unsere Wohnung«, sagte Rosemarie. »Keiner von ihnen. Und sie kommen mir keine fünfzig Schritt in Reichweite des Babys.«

»Daß Roman seinen Namen geändert hat, beweist doch nur, daß er nicht so ist wie sein Vater«, sagte Guy. »Andernfalls wäre er stolz auf seinen Namen und hätte ihn behalten.«

»Er hat ihn behalten«, erwiderte Rosemarie. »Er hat ihn nur umgestellt, aber nicht gegen einen völlig anderen ausgewechselt. Und so kann er in Hotels gehen.« Sie ging von Guy fort zum Fenster, wo noch das Scrabble lag. »Ich lasse sie nicht wieder über meine Schwelle«, sagte sie. »Und sobald das Baby groß genug ist, werden wir die Wohnung unvermieten und ausziehen. Ich will sie nicht in unserer Nähe haben. Hutch hatte recht, wir hätten niemals hier einziehen sollen.«

Sie schaute aus dem Fenster, hielt das Buch mit beiden Händen umklammert und zitterte am ganzen Körper.

Guy beobachtete sie einen Augenblick. »Und was ist mit Dr. Sapirstein?« fragte er. »Gehört er auch zur Hexenversammlung?«

Sie wandte sich um und schaute ihn an.

»Es hat immer schon wahnsinnige Ärzte gegeben, nicht wahr? Er hat wahrscheinlich den Ehrgeiz, seine Hausbesuche auf einem Besenstiel zu machen.«

Sie schaute wieder aus dem Fenster; ihr Gesicht war ruhig.

»Nein, ich glaube nicht, daß er einer von denen ist«, sagte sie. »Er ist zu intelligent.«

»Und außerdem ist er Jude«, sagte Guy und lachte. »Ich bin nur froh, daß du *einen* Menschen von deinem Charakter-Massenmord ausgenommen hast. Sprichst von Hexenjagd! Aiweh! Und Schuld durch Zugehörigkeit!«

»Ich sage nicht, daß sie wirkliche Hexen sind«, sagte Rosemarie. »Ich weiß, daß sie keine *echte* Macht haben. Aber es sind Menschen, die *glauben*, selbst wenn wir es nicht tun. Geradeso wie meine Familie glaubt, daß Gott ihre

Gebete erhört und daß die Oblate der wahre Leib Christi ist. Minnie und Roman glauben an *ihre* Religion, sie glauben an sie und praktizieren sie. Ich weiß, daß sie das tun, und ich werde nicht das geringste Risiko eingehen, das die Sicherheit meines Kindes gefährden könnte.«

»Wir werden nicht unvermieten und ausziehen«, sagte Guy.

»Doch, wir werden«, erwiederte Rosemarie und wandte sich ihm zu.

Er nahm sein neues Hemd auf. »Wir sprechen später weiter«, sagte er.

»Er hat dich angelogen«, sagte sie. »Sein Vater war kein Theaterleiter. Er hatte überhaupt nicht das geringste mit dem Theater zu tun.«

»Gut, dann ist er eben ein Angeber«, sagte Guy. »Wer zum Teufel ist es nicht?« Er ging ins Schlafzimmer.

Rosemarie setzte sich wieder neben das Scrabble. Sie packte es zusammen, und nach einem Augenblick öffnete sie das Buch und begann das letzte Kapitel »Zauberei und Satanismus« zu lesen.

Guy kam ohne das Hemd zurück. »Ich meine, du solltest nicht mehr weiter darin lesen«, sagte er.

»Nur noch dies letzte Kapitel«, wandte Rosemarie ein.

»Nicht heute, Liebling«, sagte Guy und kam zu ihr herüber. »Du hast dich so schon genug aufgereggt. Das ist nicht gut für dich und auch nicht für das Baby.« Er streckte die Hand aus und wartete, daß sie ihm das Buch gab.

»Ich bin nicht aufgereggt«, sagte sie.

»Die Aufregung schüttelt dich«, erwiederte er. »Du zitterst jetzt schon seit fünf Minuten am ganzen Leib. Komm,

gib es mir. Du wirst morgen weiterlesen.«

»Guy ...«

»Nein«, sagte er. »Ich will es. Komm, gib es mir.«

Sie sagte »Oh!« und gab es ihm. Er ging hinüber zu den Bücherregalen, reckte sich und legte es, so hoch er nur reichen konnte, quer über die beiden Kinsey-Berichte.

»Morgen wirst du weiterlesen«, sagte er. »Duhattest heute schon viel zuviel Aufregung mit der Gedenkfeier und allem anderen.«

## 8

Dr. Sapirstein war aufs höchste verwundert. »Phantastisch!« sagte er, »absolut phantastisch! Wie sagten Sie doch, war der Name? ›Machado‹?«

»Marcato«, verbesserte Rosemarie.

»Phantastisch!« wiederholte Dr. Sapirstein. »Davon hatte ich keine Ahnung. Ich meine, er hätte mir einmal erzählt, sein Vater wäre Kaffeeimporteur gewesen. Ja, ich erinnere mich, er sprach von den verschiedenen Graden und Arten des Mahlens von Kaffeebohnen.«

»Er hat Guy erzählt, er wäre Theaterdirektor gewesen.«

Dr. Sapirstein schüttelte den Kopf. »Kein Wunder, daß er sich der Wahrheit schämt«, sagte er. »Und kein Wunder, daß Sie sich aufgeregt haben, als Sie das entdeckten. Ich bin völlig sicher, daß Roman sich in keiner Weise mehr an den Hexenglauben seines Vaters hält, aber ich kann voll und ganz verstehen, wie beunruhigt Sie sein müssen, mit ihm sozusagen Wand an Wand zu leben.«

»Ich wünsche nichts mehr mit ihm oder mit Minnie zu tun zu haben«, sagte Rosemarie. »Das mag unfair sein von mir. Aber ich will auch nicht das geringste Risiko in Kauf nehmen, wo es um die Sicherheit meines Kindes geht.«

»Absolut«, stimmte ihr Dr. Sapirstein zu. »Jede Mutter würde so denken.«

Rosemarie beugte sich vor.

»Ist es denkbar«, sagte sie, »daß Minnie mir irgend etwas Schädliches in das Getränk oder in die kleinen Kekse getan hat?«

Dr. Sapirstein lachte. »Entschuldigen Sie, meine Liebe«, sagte er, »ich sollte nicht so lachen, aber wirklich – eine so alte Frau und so besorgt um das Wohlergehen des Kindes ... Nein, das kommt gar nicht in Frage, daß sie Ihnen etwas Schädliches gegeben hat. Das hätte ich längst bemerkt, an Ihnen oder an dem Kind.«

»Ich habe sie über das Haustelefon angerufen und ihr gesagt, ich fühlte mich nicht wohl und wollte nichts mehr von ihr haben.«

»Das hätten Sie nicht nötig gehabt«, sagte Dr. Sapirstein. »Ich kann Ihnen ein paar Pillen geben, die für diese letzten Wochen geeigneter sind. Das wäre auch ein Weg zur Lösung des Problems von Minnie und Roman.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Rosemarie.

»Sie wollen verreisen«, sagte Dr. Sapirstein, »und zwar bald. Roman geht es nicht gut, wissen Sie. In der Tat und im strengsten Vertrauen, er hat nur noch einen oder zwei Monate zu leben. Er will noch ein letztes Mal ein paar von den Städten besuchen, die er besonders liebt. Beide fürchteten schon, Sie möchten beleidigt sein, wenn sie Sie so

gewissermaßen am Vorabend der Geburt des Kindes verlassen. Sie wollten von mir wissen, wie Sie es wohl auffassen würden. Sie wollen Sie nicht aufregen, indem sie Ihnen den wahren Grund für diese Reise erzählen.«

»Es tut mir leid zu hören, daß es Roman nicht gut geht«, sagte Rosemarie.

»Aber Sie sind froh darüber, daß sie fortgehen?« lächelte Dr. Sapirstein. »Eine völlig verständliche Reaktion«, fuhr er fort, »wenn man alles überlegt. Angenommen, wir verfahren so, Rosemarie: Ich werde ihnen erzählen, ich hätte Sie ausgehorcht und Sie seien keineswegs beleidigt, daß sie verreisen wollten, und bis sie fahren – soviel ich weiß, am Sonntag –, machen Sie weiter wie bisher und lassen Roman nicht ahnen, daß Sie wissen, wer er in Wirklichkeit ist. Ich bin sicher, das würde ihn aufregen und unglücklich machen, und ich meine, es wäre eine Schande, ihn aufzuregen, wenn es sich nur noch um drei oder vier Tage handelt.«

Rosemarie dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Sind Sie ganz sicher, daß sie am Sonntag fahren werden?«

»Ich weiß, daß sie fahren wollten«, antwortete Dr. Sapirstein.

Rosemarie überlegte. »Gut«, sagte sie dann, »ich werde weitermachen wie bisher, aber nur bis Sonntag.«

»Wenn Sie es wünschen«, sagte Dr. Sapirstein, »kann ich Ihnen die Pillen morgen früh zuschicken. Sie können dann Minnie veranlassen, das Getränk und den Keks dazulassen, sie später wegwerfen und statt dessen die Pillen nehmen.«

»Das wäre wunderbar«, sagte Rosemarie. »Ich wäre ge-

radezu glücklich darüber.«

»Das ist jetzt die Hauptsache«, meinte Dr. Sapirstein,  
»Sie müssen glücklich bleiben.«

Rosemarie lächelte. »Wenn es ein Junge wird, möchte ich ihn am liebsten Abraham Sapirstein Woodhouse nennen.«

»Da sei Gott vor!« sagte Dr. Sapirstein.

Als Guy davon hörte, war er ebenso froh wie Rosemarie. »Tut mir ja leid, daß Roman auf dem letzten Loch pfeift«, sagte er, »aber um deinetwillen bin ich froh, daß sie verreisen. Ich bin sicher, du wirst dich dann besser fühlen.«

»Das kannst du mir glauben«, sagte Rosemarie. »Ich fühle mich jetzt schon wohler, nur dadurch, daß ich es weiß.«

Offenbar hatte Dr. Sapirstein keine Zeit verloren, Minnie und Roman von Rosemaries Äußerungen zu unterrichten, denn noch am gleichen Abend kamen Minnie und Roman herüber und berichteten, sie führen nach Europa. »Sonntag früh um zehn«, sagte Roman. »Wir fliegen direkt nach Paris und bleiben etwa eine Woche dort, und dann gehen wir nach Zürich, Venedig und der schönsten Stadt der Welt, nach Dubrovnik in Jugoslawien.«

»Ich werde grün vor Neid«, sagte Guy.

Roman sagte zu Rosemarie: »Ich hoffe, diese Nachricht trifft Sie nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel, meine Liebe«, und zwinkerte ihr dabei mit seinen tiefliegenden Augen zu wie ein Verschwörer.

»Dr. Sapirstein erwähnte, daß Sie die Absicht hätten, zu verreisen«, sagte Rosemarie.

»Wir wären so gern dageblieben, bis das Baby da ist ...«, sagte Minnie.

»Das wäre doch unsinnig gewesen«, fiel ihr Rosemarie ins Wort, »jetzt, wo es hier so heiß ist.«

»Wir schicken Ihnen viele Fotos«, versprach Guy.

»Wenn Roman die Wanderlust packt«, sagte Minnie, »dann ist er nicht mehr zu halten.«

»Das ist wahr, das ist wahr«, sagte Roman. »Wenn man sein Leben lang gereist ist, dann kann man einfach nicht länger als ein Jahr in einer Stadt bleiben. Und jetzt sind es schon vierzehn Monate, seit wir von Japan und den Philippinen zurück sind.«

Er erzählte ihnen von dem besonderen Zauber von Dubrovnik, von Madrid und von den Hebriden. Rosemarie beobachtete ihn und fragte sich, wer er wirklich war, ein liebenswürdiger alter Plauderer oder der irre Sohn eines irren Vaters.

Am nächsten Tag machte Minnie keinerlei Schwierigkeiten, als sie das Getränk und den Keks dalassen sollte. Sie hätte vor der Reise noch eine lange Liste von Besorgungen zu erledigen. Rosemarie bot ihr an, ein Kleid zu ihrer Reinigung mitzunehmen und Zahnpasta und ein Mittel gegen die Luftkrankheit für sie zu besorgen. Als sie das Getränk ausgoß, den Keks wegwarf und statt dessen eine der großen weißen Kapseln nahm, die Dr. Sapirstein geschickt hatte, kam sie sich fast ein bißchen lächerlich vor.

Am Samstagmorgen sagte Minnie: »Nicht wahr, Sie wissen, wer Romans Vater war.«

Überrascht nickte Rosemarie.

»Ich merkte das, an der Art, wie Sie plötzlich kühl zu

uns waren«, sagte Minnie. »Oh, entschuldigen Sie sich nicht, meine Liebe. Sie sind nicht die erste, und Sie werden nicht die letzte sein. Oh, ich könnte den verrückten alten Mann *umbringen*, wenn er nicht schon tot wäre. Er hat die ganze Existenz meines armen Roman vergiftet. Deswegen reist er so gern. Überall möchte er am liebsten schon fortgehen, bevor die Leute entdecken, wer er ist. Sagen Sie aber nichts darüber zu ihm, nicht wahr? Er mag Sie und Guy so gern, das würde ihm fast das Herz brechen. Ich möchte, daß er eine wirklich fröhliche und sorglose Reise hat, denn es wird wohl die letzte sein. Reise, meine ich. Hätten Sie gern die verderblichen Sachen aus meinem Kühlschrank? Dann schicken Sie Guy nachher herüber, und ich gebe sie ihm mit.«

Laura-Louise gab am Samstagabend eine Abschiedsparty in ihrer kleinen, dunklen, nach Tannis riechenden Wohnung im zwölften Stock. Die Weeses und die Gilmores kamen, auch Mrs. Sabatini mit ihrer Katze Flash und Dr. Shand. (Woher wußte Guy, daß es Mr. Shand war, der die Blockflöte spielte? Und daß es eine Blockflöte war und keine Querflöte oder Klarinette? Sie mußte ihn danach fragen.) Roman erzählte von der geplanten Reise und erstaunte Mrs. Sabatini, die es gar nicht glauben konnte, daß er Rom und Florenz ausließ. Laura-Louise bot selbstgebackene Plätzchen an und einen leicht alkoholischen Fruchtpunsch. Das Gespräch wandte sich den Tornados und den Bürgerrechten zu. Rosemarie, die zuhörte und die Menschen beobachtete, die ihren Onkeln und Tanten in Omaha so ähnlich waren, fand es schwierig, an ihrer Überzeugung festzuhalten, daß sie wirklich alle zu einer Hexen-

versammlung gehörten. Der kleine Mr. Wees hörte Guy zu, der von Martin Luther King sprach. Konnte ein schwächlicher alter Mann, selbst in seinen Träumen, sich einbilden, einen Zauberbann ausüben zu können oder ein Hexenmeister zu sein? Und schlampige alte Weiber wie Laura-Louise und Minnie und Helen Wees, konnten sie es wirklich über sich bringen, bei Orgien, die religiöse Feiern nachhäfftten, nackt herumzutanzen? (Aber hatte sie sie nicht alle schon nackt gesehen? Nein! Nein! Das war ein Traum, ein wilder Traum, den sie vor langer, langer Zeit gehabt hatte.)

Die Fountains wünschten Minnie und Roman telefonisch glückliche Reise und so auch Dr. Sapirstein und noch zwei oder drei Leute, deren Namen Rosemarie nicht kannte. Laura-Louise übergab ein Geschenk, zu dem sie alle beigesteuert hatten, ein Transistorradio in einer schweinsledernen Tragetasche, und Roman dankte dafür in einer wortreichen Ansprache, bei der ihm die Stimme vor Rührung brach. *Er weiß, daß er sterben wird*, dachte Rosemarie, und er tat ihr ehrlich leid.

Guy bestand darauf, ihnen am nächsten Morgen zu helfen, obwohl Roman dagegen protestierte. Guy stellte sich den Wecker auf halb neun, und als er losschnurrte, fuhr er schnell in Hemd und Hose und ging zu Minnie und Roman hinüber. Rosemarie begleitete ihn in ihrer pfefferminzgrünen Kittelschürze. Es gab nur wenig zu tragen: zwei Handkoffer und eine Hutschachtel. Minnie trug eine Kamera und Roman sein neues Radio. »Alle, die mehr als einen Handkoffer brauchen«, sagte er, als er den Schlüssel zweimal in seiner Tür herumdrehte, »sind Touristen, nicht

Reisende.«

Auf dem Bürgersteig – während der Portier nach einem Taxi pfiff – sah Roman noch einmal seine Fahrkarten, Pässe, Reiseschecks und sein französisches Geld durch. Minnie packte Rosemarie an der Schulter. »Einerlei, wo wir auch sind«, sagte sie, »unsere Gedanken begleiten Sie in jeder Minute, mein Liebling, bis Sie wieder glücklich und schlank sind und ihren kleinen Jungen oder ihr kleines Mädchen in den Armen halten.«

»Danke«, sagte Rosemarie und küßte Minnie auf die Wange. »Danke für alles.«

»Und hören Sie, sorgen Sie dafür, daß Guy uns viele Fotos schickt«, sagte Minnie und küßte Rosemarie ihrerseits.

»Aber ganz bestimmt«, sagte Rosemarie.

Minnie wandte sich an Guy. Roman nahm Rosemaries Hand. »Ich werde Ihnen kein Glück wünschen«, sagte er, »weil Sie das nicht brauchen. Sie werden ein sehr, sehr glückliches Leben haben.«

Sie küßte ihn. »Ich wünsche Ihnen eine ganz wundervolle Reise«, sagte sie, »und kommen Sie uns gesund wieder.«

»Vielleicht«, sagte er lächelnd. »Aber vielleicht bleibe ich in Dubrovnik oder Pescara oder vielleicht auch auf Mallorca. Wir werden sehen, wir werden sehen ...«

»Kommen Sie zurück«, sagte Rosemarie und merkte, daß sie es ehrlich meinte. Sie gab ihm noch einen Kuß.

Ein Taxi kam. Guy und der Pförtner verstauten die Koffer neben dem Fahrer. Minnie schob sich mühsam hinein. Ihr weißes Kleid hatte Schweißflecken unter den Armen. Roman drückte sich neben sie. »Zum Kennedy-Flughafen«, sagte er, »TWA-Gebäude.«

Und noch einmal verabschiedeten und küßten sie sich durch das offene Fenster, und dann standen Rosemarie und Guy da und winkten dem Taxi nach, aus dessen einem Fenster ihnen eine behandschuhte und aus dessen andrem Fenster ihnen eine unbehandschuhte Hand zuwinkte, während es eilig davonfuhr.

Rosemarie fühlte sich weniger glücklich, als sie es erwartet hatte.

Am Nachmittag wollte sie in *All Of Them Witches* weiterlesen, einzelnes noch einmal nachlesen und es vielleicht unsinnig und lächerlich finden.

Das Buch war weg. Es lag nicht mehr auf den Kinsey-Berichten, und sie konnte es auch sonst nirgendwo entdecken. Sie fragte Guy danach, und er sagte ihr, er habe es am Donnerstagvormittag in den Müll geworfen.

»Es tut mir leid, Liebling«, sagte er, »aber ich wollte einfach nicht, daß du noch mehr davon liest und dich dabei aufregst.«

Sie war überrascht und verärgert. »Guy«, sagte sie, »Hutch hat mir das Buch geschenkt. Es war sein Verächtnis.«

»Daran habe ich nicht gedacht«, entschuldigte sich Guy. »Ich wollte einfach nicht, daß du dich noch weiter aufregst. Es tut mir leid.«

»Das ist furchtbar, daß du das getan hast.«

»Es tut mir leid, ich habe nicht an Hutch gedacht.«

»Selbst wenn er es mir nicht geschenkt hätte, man wirft nicht Bücher weg, die anderen Leuten gehören. Wenn ich etwas lesen will, dann will ich es lesen.«

»Entschuldige«, sagte er.

Das beschäftigte sie den ganzen Tag über. Und sie hatte etwas vergessen, das sie ihn fragen wollte, und das beschäftigte sie auch.

Am Abend erinnerte sie sich daran, als sie aus der Scala, einem Restaurant in der Nähe ihrer Wohnung, zurückgingen. »Woher wußtest du, daß Dr. Shand Blockflöte spielt?« fragte sie.

Er verstand nicht.

»Neulich«, sagte sie, »als ich das Buch las und wir uns darüber unterhielten, da sagtest du, daß Dr. Shand Blockflöte spielt. Woher wußtest du das?«

»Oh«, sagte Guy. »Das hat er mir erzählt. Vor langer Zeit. Ich sagte, daß wir ein- oder zweimal eine Flöte oder so etwas durch die Wand gehört hätten, und da sagte er, das wäre er gewesen. Wie kommst du darauf, daß ich das wußte?«

»Oh«, sagte Rosemarie, »ich wunderte mich nur ...«

Sie konnte keinen Schlaf finden. Sie lag wach auf dem Rücken und starrte an die Decke. Das Baby in ihr schließt friedlich, aber sie fand keine Ruhe. Sie war aufgerüttelt und voller Sorgen, ohne zu wissen, weshalb.

Natürlich wegen des Kindes und ob alles so verlaufen würde, wie es sollte. Sie hatte in der letzten Zeit bei ihren Übungen etwas gemogelt. Das wollte sie nicht mehr tun. Sie versprach es sich selbst feierlich.

Es war wirklich schon Montag, der dreizehnte. Noch fünfzehn Tage, noch zwei Wochen. Vermutlich waren alle Frauen während der letzten beiden Wochen gereizt und

unruhig. Und konnten nicht schlafen, weil es sie elend und müde machte, immer nur auf dem Rücken zu liegen. Wenn alles vorbei war, würde sie als erstes volle vierundzwanzig Stunden auf dem Bauch liegen und schlafen, das Kopfkissen im Arm und ihr Gesicht tief hineingedrückt.

Sie hörte ein Geräusch aus Minnies und Romans Wohnung, aber das mußte aus dem oberen oder unteren Stockwerk kommen. Alle Geräusche veränderten und verwirrten sich, wenn die Belüftungsanlage angestellt war.

Sie waren jetzt schon in Paris. Die Glücklichen. Eines Tages würden sie und Guy auch hinfahren mit ihren drei hübschen Kindern.

Das Baby erwachte und begann sich zu bewegen.

## 9

Sie kaufte Wattebüsche, baumwollene Waschlappen, Talkumpuder und Babyöl. Sie abonnierte einen Windeldienst und räumte die Babywäsche in den Schubladen der Wickelkommode um. Sie bestellte die Anzeigen – Guy würde den Namen telefonisch durchgeben – und versah schmale, elfenbeinfarbige Briefumschläge mit Anschriften und Briefmarken. Sie las das Buch »Summerhill«, das einen Musterfall fehlerloser Kindererziehung behandelt, und besprach sich darüber mit Elise und Joan.

Sie begann Wehen zu spüren; eine an einem Tag, eine am nächsten, dann keine, dann zwei.

Aus Paris kam eine Postkarte mit dem Bild des Arc de Triomphe und einer sauber geschriebenen Botschaft:

»Denken an Sie beide. Herrliches Wetter, vorzügliches Essen. Flug hierher war herrlich. Alles Gute, Minnie.«

Das Baby senkte sich in ihr, bereit geboren zu werden.

Früh am Nachmittag des Freitag, 24. Juni, bei Tiffany, am Stand für Schreibpapier, wo sie sich noch fünfundzwanzig Umschläge holen wollte, traf Rosemarie auf Dominick Pozzo, der früher Guys Sprechlehrer gewesen war. Er war ein unersetzer, dunkelhäutiger, buckliger Mann mit einer krächzenden, unangenehmen Stimme. Er packte Rosemarie bei der Hand und beglückwünschte sie zu ihrem Aussehen und Guys Glück in der letzten Zeit, für das er jedes Verdienst ablehnte. Rosemarie erzählte ihm von dem Stück, für das Guy sich verpflichtet hatte, und von dem letzten Angebot von Warner Brothers. Dominick war begeistert. Jetzt, sagte er, könne Guy aus einem intensiven Training wirklich Nutzen ziehen. Er erklärte ihr auch, warum, und ließ sich von Rosemarie versprechen, daß sie dafür sorgen würde, daß Guy ihn anriefe. Dann wünschte er ihr nochmals alles Gute und wandte sich dem Aufzug zu. Rosemarie packte ihn am Arm. »Ich habe Ihnen noch gar nicht für die Karten zu ›The Fantasticks‹ gedankt«, sagte sie. »Es hat mir so gut gefallen. Es geht immer und immer weiter, wie das Agatha-Christie-Stück in London.«

»›The Fantasticks?« fragte Dominick.

»Sie haben doch Guy zwei Karten dafür gegeben. Oh, es ist schon eine ganze Zeit her. Im Herbst. Ich bin mit einer Freundin hingegangen. Guy hatte es schon gesehen.«

»Ich habe Guy niemals Karten für ›The Fantasticks‹ gegeben.«

»Aber doch; im letzten Herbst.«

»Nein, meine Liebe. Ich habe niemals *irgend jemandem* Karten für ›The Fantasticks‹ gegeben. Ich hatte niemals welche zu vergeben. Sie irren sich.«

»Ich bin ganz sicher, daß er mir sagte, er hätte sie von Ihnen«, sagte Rosemarie.

»Dann hat *er* sich geirrt«, sagte Dominick. »Also, Sie sagen ihm, daß er mich anrufen soll, nicht wahr!«

»Ja, ja, gewiß.«

Seltsam, dachte Rosemarie, als sie darauf wartete, die Fifth Avenue zu überqueren. Guy *hatte* gesagt, Dominick hätte ihm die Karten gegeben. Dessen war sie ganz sicher. Sie erinnerte sich, daß sie noch überlegt hatte, ob sie sich schriftlich bei Dominick bedanken sollte, und hatte schließlich gefunden, das sei unnötig. Sie *konnte* sich nicht irren.

»Gehen«, grünes Licht. Sie überquerten die Straße.

Aber auch Guy konnte sich nicht irren.

Er bekam nicht alle Tage Freikarten. Er *mußte* sich daran erinnern, wer sie ihm gegeben hatte. Hatte er sie mit Absicht belogen? Vielleicht hatte er die Karten überhaupt nicht geschenkt bekommen, sondern sie gefunden und behalten. Nein, das hätte zu einer Szene im Theater führen können, der er sie nicht ausgesetzt hätte.

Sie ging auf der 57. Straße weiter, ging sehr langsam, denn ihr starker Leib behinderte sie, und der Rücken tat ihr weh von dem Widerstand gegen sein ziehendes Gewicht.

Der Tag war heiß und feucht; schon 36 Grad, und die Temperatur stieg weiter. Sie ging sehr langsam.

Hatte er sie in jener Nacht aus irgendeinem Grund aus der Wohnung haben wollen? Hatte er die Karten selbst gekauft? Um in Ruhe allein an der Szene zu arbeiten, die er studierte? Aber wenn das der Fall gewesen wäre, hätte er sie doch nicht zu täuschen brauchen. Mehr als einmal, in ihrer alten Einzimmerwohnung, hatte er sie gebeten, ein paar Stunden fortzugehen, und sie hatte ihm stets gern den Wunsch erfüllt. Meistens aber war es ihm lieb, wenn sie blieb, um ihm zu soufflieren und ihm zuzuhören.

Hatte er ein Mädchen? Eine seiner alten Flammen, für die ein paar Stunden nicht ausreichten und deren Parfüm er sich unter der Dusche abgewaschen hatte, ehe sie nach Hause kam? Nein, es war Tannis-Wurzel und kein Parfüm, wonach die Wohnung in jener Nacht gerochen hatte. Sie hatte das Amulett deswegen in Folie verpacken müssen. Und Guy war viel zu heftig und zu verliebt gewesen, um den ersten Teil der Nacht mit jemand anderem verbracht zu haben. Er hatte sie ungewöhnlich heftig geliebt, dessen erinnerte sie sich. Später, als er schlief, hatte sie die Klarinette und das Singen aus der Wohnung von Minnie und Roman gehört.

Nein, nicht der Klarinette – der Blockflöte von Dr. Shand.

Wußte Guy von daher von der Blockflöte? War er an jenem Abend drüben gewesen? Bei dem Sabbat ...?

Sie blieb stehen und schaute in das Schaufenster von Henri Bendel, weil sie nicht mehr an Hexen und Hexenversammlungen und Babyblut denken wollte. Warum hatte sie den blöden Dominick getroffen? Sie hätte überhaupt nicht ausgehen sollen heute. Es war allzu heiß und

stickig.

Da war ein großes himbeerfarbenes Seidenkleid ausgestellt. Es sah aus wie ein Modell von Rudi Gernreich. Nach Dienstag, wenn sie wieder ihre Figur hatte, würde sie vielleicht hingehen und nach dem Preis fragen. Und nach einem Paar zitronengelber Hosen im St.-Tropez-Stil und einer himbeerfarbenen Jacke.

Endlich aber mußte sie weitergehen. Weitergehen, weiterdenken, und das Baby in ihr bewegte sich hin und her.

Das Buch (*das Guy weggeworfen hatte*) hatte von Einweihungszeremonien gesprochen, von Hexenversammlungen, die Neulinge mit Schwüren und Taufe aufnahmen, mit Salbung und mit der Anbringung einer »Hexenmarke«. War es möglich (die Dusche, um sich den Geruch der Salbung mit Tannisöl abzuwaschen), daß Guy sich der Hexenversammlung angeschlossen hatte? Daß er (nein, das konnte nicht sein!) einer von ihnen war, mit einem heimlichen Zeichen der Zugehörigkeit irgendwo an seinem Körper?

Er hatte einen fleischfarbenen Pflasterverband auf der Schulter gehabt, damals in seiner Garderobe in Philadelphia, (»Der verdammte Pickel«, hatte er gesagt, als sie ihn deswegen fragte), und den hatte er ein paar Monate zuvor auch schon gehabt. (»Doch nicht derselbe!« hatte sie gesagt.) War er noch da?

Sie wußte es nicht. Er schlief nicht mehr nackt. Das hatte er früher, besonders wenn es heiß war, getan. Aber jetzt nicht mehr, seit Monaten und Monaten nicht mehr. Jetzt trug er jede Nacht einen Pyjama. Wann hatte sie ihn zuletzt nackt gesehen?

Ein Wagen hupte neben ihr. Sie überquerte die Sixth Avenue. »Um Himmels willen, meine Dame!« sagte ein Mann hinter ihr.

Aber warum, *warum*? Er war doch *Guy*, kein verrückter alter Mann, der nichts Besseres zu tun hatte. Er hatte eine *Karriere*, eine aufreibende, erregende Karriere, die ihn jeden Tag höher hinaufführte! Wozu brauchte er Zauberstäbe und Hexenmesser und Weihrauch und – und *Trödel*? Wozu brauchte er die Weeses und die Gilmores und Minnie und Roman? Was konnten die ihm geben, was er nicht anderswo bekommen konnte?

Sie wußte die Antwort, ehe sie sich noch selbst die Frage gestellt hatte. Als sie sich die Frage stellte, hatte sie sich nur gescheut, der Antwort ins Auge zu sehen.

Die Erblindung von Donald Baumgart.

Wenn man daran glaubte.

Aber sie tat es nicht! Tat es nicht!

Aber da war Donald Baumgart, erblindet, nur einen oder zwei Tage nach jenem Samstag. Und Guy war zu Hause geblieben und ans Telefon gestürzt, jedesmal, sobald es schellte. Er hatte die Nachricht erwartet.

Die Erblindung von Donald Baumgart.

Und durch sie war alles andere gekommen. Das Stück, die Revue, das neue Stück, das Filmangebot ... Vielleicht wäre auch Guys Rolle in ›Greenwich Village‹ Donald Baumgart zugefallen, wenn er nicht auf unerklärliche Weise erblindet wäre, einen oder zwei Tage nachdem sich Guy einer (möglichen) Hexenversammlung angeschlossen hatte. (Möglich, möglich.)

Das Buch hatte gesagt, daß es Zauber gebe, um einen

Feind des Augenlichts oder des Gehörs zu berauben.

*All Of Them Witches.* Sie alle sind Hexen! (Aber Guy nicht!) Die vereinte geistige Kraft der ganzen Hexenversammlung, ein konzentrierter Beschuß mit bösem Willen konnte blind machen, taub machen, lähmen und schließlich das erwählte Opfer töten.

Lähmen und schließlich töten.

»Hutch?« Sie fragte es laut und stand bewegungslos vor der Carnegie Hall. Ein kleines Mädchen, das die Hand seiner Mutter umklammerte, schaute zu ihr auf.

Er hatte das Buch gelesen und sie gebeten, ihn am nächsten Morgen zu treffen. Um ihr zu sagen, daß Roman Steven Marcato war. Und Guy wußte von der Verabredung, und weil er das wußte, ging er fort – Eiskrem holen? – und schellte bei Minnie und Roman. Wurde eilig eine Versammlung einberufen? Die vereinten geistigen Kräfte ...? Wie aber wußten sie, was Hutch ihr sagen wollte? Sie selbst hatte es nicht gewußt. Nur er hatte es gewußt.

Angenommen, daß ›Tannis-Wurzel‹ gar nicht ›Tannis-Wurzel‹ war. Hutch hatte doch nie davon gehört? Angenommen, es war das andere Zeug, das er in seinem Buch unterstrichen hatte, ›Teufelspilz‹ oder was auch immer. Er hatte Roman gesagt, er werde darüber nachlesen. War das nicht schon genug, um Roman zu veranlassen, vor ihm auf der Hut zu sein? *Und genau dann und damals hatte Roman einen von Hutchs Handschuhen an sich genommen*, weil der Zauberbann nicht ohne einen Gegenstand aus dem Besitz des Opfers ausgeübt werden kann. Und dann, als Guy ihnen von der Verabredung für den nächsten Morgen erzählte, wollten sie kein Risiko eingehen und

machten sich eiligst ans Werk.

Aber nein, Roman konnte Hutchs Handschuh gar nicht genommen haben. Sie selbst hatte ihn doch hereingelassen und ihn auch hinausbegleitet und war beide Male neben ihm hergegangen.

*Guy* hatte den Handschuh genommen. Er war, die Schminke noch auf dem Gesicht, nach Hause geeilt – was er doch nie tat – und war selbst in den Nebenraum gegangen. Roman mußte ihn gerufen haben, er mußte ihm gesagt haben: »Dieser Mann, Hutch, hat einen Verdacht geschöpft wegen der ›Tannis-Wurzel‹; mach, daß du herkommst und nimm irgend etwas an dich, was ihm gehört, egal was.« Und *Guy* hatte gehorcht. Und Donald Baumgart war blind.

Während sie in der 55. Straße auf das grüne Licht wartete, klemmte sie ihre Handtasche und die Briefumschläge unter den Arm, hakte die Kette hinter ihrem Nacken los, zog die Kette und das Tannisamulett aus ihrem Kleid und ließ alle beide durch das Gullygitter gleiten.

Tannis-Wurzel war erledigt. Teufelsspilz.

Sie fürchtete sich so sehr, daß sie am liebsten laut geschrien hätte.

Weil sie wußte, was *Guy* ihnen im Austausch für seinen Erfolg geben wollte.

Das Baby. Weil sie es bei ihren Ritualen brauchten.

Er hatte nie ein Baby *gewollt*, bevor Donald Baumgart erblindet war. Er fühlte nicht gern, wie es sie bewegte. Er sprach nicht gern von ihm. Er hielt sich so geschäftig und fern von ihm wie nur möglich.

Nur er wußte, was sie damit anfangen wollten, sobald er

es ihnen übergeben hatte.

In der Wohnung, der gottlob kühlen Wohnung, versuchte sie, sich selbst zu sagen, sie sei verrückt. *>In vier Tagen bekommst du dein Kind, du verrücktes Ding. Vielleicht schon früher. Daher bist du so überspannt und närrisch und hast dir eine ganze Verfolgungswahngeschichte aus einem Bündel völlig unzusammenhängender Zufälligkeiten zusammengebraut. Es gibt keine echten Zaubersprüche. Hutch ist eines natürlichen Todes gestorben, auch wenn die Ärzte nicht wußten, woran. Ebenso ist es mit der Erblindung von Donald Baumgart. Und wie, sag mir bitte, wie konnte Guy an etwas aus dem Besitz von Donald Baumgarten kommen, damit ein Zauberbann über ihn gesprochen werden konnte? Siehst du, du Närerin, nichts hält stand, wenn du es anpackst.<* Aber warum hatte er sie mit den Karten belogen?

Sie zog sich aus und duschte lange und kühl, drehte sich langsam immer wieder um sich selbst und hielt dann ihr Gesicht unter die Brause, bemüht, vernünftig zu denken; vernünftig!

Er mußte einen anderen Grund gehabt haben, sie zu belügen. Vielleicht hatte er den Tag bei Downey verbummelt, ja, und hatte die Karten von einem von der Clique dort bekommen. Hätte er ihr dann nicht gesagt, Dominick hätte sie ihm gegeben, damit sie nicht wissen sollte, daß er herumgesoffen hatte?

Natürlich, so mußte es sein. *Siehst du, du dummes Ding!*

Aber warum hatte er sich ihr seit so vielen Monaten nicht mehr nackt gezeigt? Sie war jedenfalls froh, daß sie

das verfluchte Amulett weggeworfen hatte. Das hätte sie schon längst tun sollen. Sie hätte es überhaupt nicht von Minnie annehmen sollen. Wie gut tat es doch, von dem widerlichen Geruch befreit zu sein! Sie trocknete sich ab und besprühte sich über und über mit Kölnisch Wasser.

Er hatte sich nicht mehr nackt gezeigt, weil er irgendeinen kleinen Hautausschlag hatte und ihm das unangenehm war. Schauspieler sind eitel, nicht wahr? Von Natur aus.

Aber warum hatte er das Buch weggeworfen? Und auf die Nachricht von der Erblindung von Donald Baumgart gewartet? Und war noch mit der Schminke auf dem Gesicht nach Hause geeilt, gerade bevor Hutch seinen Handschuh vermißte?

Sie bürstete ihr Haar, band es zusammen, zog einen Büstenhalter und Schläpfer an. Sie ging in die Küche und trank zwei Glas kalte Milch.

Sie wußte keine Antwort.

Sie ging ins Kinderzimmer, schob das Badewännchen von der Wand und befestigte ein Stück Plastik mit Reißnägeln dahinter, um die Tapete zu schützen, wenn das Baby planschte.

Sie wußte sich keine Antwort.

Sie wußte auch nicht, ob sie im Begriff war, verrückt zu werden, ob sie normal war, ob Hexen nur nach Macht gierten oder wirklich Macht hatten, ob Guy ihr liebevoller Gatte war oder ein verräterischer Feind ihres Kindes und ihrer selbst.

Es war fast vier Uhr. In etwa einer Stunde mußte er nach Hause kommen.

Sie rief die Schauspieler-Gewerkschaft an und ließ sich die Nummer von Donald Baumgart geben.

Sofort nach dem ersten Läuten meldete sich eine ungeduldige Stimme: »Ja?«

»Ist dort Donald Baumgart?«

»Ja.«

»Hier ist Rosemarie Woodhouse«, sagte sie. »Die Frau von Guy Woodhouse.«

»Oh?«

»Ich wollte ...«

»Mein Gott«, sagte er, »was müssen Sie für eine glückliche kleine Frau sein in diesen Tagen! Ich höre, Sie leben in fürstlichem Glanz im ›Bram‹, trinken Wein aus goldenen Kelchen, umgeben von einer Schar livrierter Diener, die nur auf Ihren Wink warten.«

Sie sagte: »Ich wollte wissen, wie es Ihnen geht; ob sich eine Besserung abzeichnet.«

Er lachte. »Gott segne Ihr Herz, Mrs. Guy Woodhouse! Mir geht es gut! Mir geht es prächtig! Mir geht es sehr viel besser! Ich habe heute nur sechs Gläser zerbrochen, bin nur drei Treppenfluchten heruntergefallen und nur vor zwei Feuerwehrautos hergelaufen. Jeden Tag geht es mir in jeder Hinsicht besser und besser und besser.«

Rosemarie sagte: »Guy und ich sind beide sehr traurig, daß er seinen Durchbruch Ihrem Unglück verdankt.«

Donald Baumgart schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Oh, zum Teufel, das ist halt so. Einer ist oben, und der andere ist unten. Er wäre schon irgendwie richtig herausgekommen. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, nach dem

zweiten Vorsprechen für ›Two Hours of Sodil Crap‹ war ich sicher, daß er die Rolle bekäme. Er war erschreckend gut.«

»Und er dachte, *Sie* würden die Rolle bekommen«, sagte Rosemarie. »Und er hatte recht.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Es tut mir leid, daß ich damals nicht kam, um Sie zu besuchen«, sagte Rosemarie, »Guy hatte mir gesagt, ich sollte, aber ich konnte nicht.«

»Mich besuchen? Sie meinen an dem Tag, als wir uns auf ein paar Drinks trafen?«

»Ja«, sagte sie. »Das meine ich.«

»Es ist gut, daß Sie *nicht* kamen«, erwiderte er. »Frauen dürfen doch nicht dabeisein. Nein, nach vier dürfen sie, das ist richtig; und es war nach vier. Das war wirklich sehr nett von Guy. Die meisten Leute hätten wohl nicht die – das Format gehabt. Ich hätte es nicht gehabt, das kann ich Ihnen versichern.«

»Der Verlierer lädt den Gewinner zu einem Drink ein«, sagte Rosemarie.

»Und wie wenig ahnten wir, daß eine Woche später – eigentlich weniger als eine Woche später –«

»Ja«, sagte Rosemarie bedrückt. »Es waren nur wenige Tage, ehe Sie –«

»Blind wurden. Ja. Es war an einem Mittwoch oder Donnerstag, denn ich war auf einer Matinee gewesen – Mittwoch war es, glaube ich, und am folgenden Sonntag ist es passiert.« Er lachte: »Guy hat mir doch wohl nicht irgend etwas in den Wein geschüttet, was?«

»Nein, das hat er nicht getan«, sagte Rosemarie. Ihre

Stimme zitterte. »Übrigens«, sagte sie, »er hat etwas von Ihnen, wissen Sie das?«

»Was meinen Sie?«

»Sie wissen's nicht?«

»Nein!«

»Haben Sie an dem Tag nichts vermißt?«

»Nein. Nicht, daß ich wüßte.«

»Sicher nicht?«

»Meinen Sie meine Krawatte?«

»Ja«, sagte sie.

»Na ja, er hat meine, und ich habe seine. Will er seine zurückhaben? Er kann sie haben. *Mir* ist es gleich, was für eine Krawatte ich trage oder ob ich überhaupt eine trage.«

»Nein, er will sie nicht zurückhaben«, sagte Rosemarie.

»Ich hatte das nicht recht verstanden. Ich glaubte, er hätte sie sich nur ausgeliehen.«

»Nein, es war ein Tausch. Das klingt ja, als ob Sie glaubten, er hätte sie *gestohlen*.«

»Ich muß jetzt auflegen«, sagte Rosemarie. »Ich wollte nur hören, ob es Ihnen besser geht.«

»Nein, gar nicht. Es war nett von Ihnen, daß Sie angerufen haben.«

Sie legte auf.

Es war neun nach vier.

Sie zog ihr Mieder an, ein Kleid und Sandalen. Sie nahm den Notpfennig, den Guy unter seiner Wäsche aufbewahrte – es war ein nicht sehr dickes Päckchen Banknoten –, tat es in ihre Handtasche, steckte ihr Adreßbuch ein und das Glas mit den Vitaminkapseln. Eine Wehe kam und verging. Die zweite heute. Sie nahm das Handkofferchen, das

neben der Schlafzimmertür bereitstand, und ging durch den Flur zur Wohnung hinaus.

Auf halbem Weg zum Aufzug kehrte sie um und ging zurück.

Sie fuhr im Haushaltsaufzug mit zwei Botenjungen hinunter.

Auf der 55. Straße nahm sie ein Taxi.

Miß Lark, die Empfangsdame von Dr. Sapirstein, blickte auf ihr Handkofferchen und sagte lächelnd: »Haben Sie denn schon Geburtswehen?

»Nein«, sagte Rosemarie. »Aber ich muß den Herrn Doktor sprechen. Es ist sehr wichtig.«

Miß Lark schaute auf ihre Uhr. »Er muß um fünf weg«, sagte sie, »und da ist noch Mrs. Byron«, sie schaute zu einer Dame herüber, die dasaß und las, und lächelte dann Rosemarie an – »aber ich bin sicher, daß er Sie empfangen wird. Nehmen Sie Platz. Sobald er frei ist, werde ich ihm sagen, daß Sie da sind.«

»Danke«, sagte Rosemarie.

Sie stellte ihr Köfferchen neben den nächsten Stuhl und setzte sich. Der weiße Verschlußknopf ihrer Handtasche war feucht unter ihren Händen. Sie öffnete die Tasche, nahm ein Tuch heraus und trocknete sich die Handflächen, dann die Oberlippe und die Schläfen. Ihr Herz raste.

»Wie ist es draußen?« fragte Miß Lark.

»Furchtbar«, sagte Rosemarie, »vierzig Grad.« Miß Lark stöhnte auf.

Eine Dame kam aus dem Sprechzimmer von Dr. Sapirstein, eine Frau im fünften oder sechsten Monat, die Ro-

semarie schon öfter gesehen hatte. Sie nickten sich zu. Miß Lark ging hinein.

»Bei Ihnen ist es wohl jeden Tag soweit, nicht wahr?« sagte die Dame, die neben dem Schreibtisch wartete.

»Dienstag«, sagte Rosemarie.

»Viel Glück«, sagte die Dame. »Sie haben's gut, daß Sie es vor Juli/August hinter sich haben.«

»Danke«, sagte Rosemarie.

Mrs. Byron ging zu Dr. Sapirstein hinein und schloß die Tür. Die Dame am Schreibtisch verhandelte mit Miß Lark wegen eines Termins und ging dann fort, nachdem sie Rosemarie auf Wiedersehen gesagt und noch einmal Glück gewünscht hatte.

Miß Lark schrieb. Rosemarie nahm eine Ausgabe ›Time‹ auf, die neben ihr lag. »Ist Gott tot?« stand in roten Buchstaben auf schwarzem Grund. Sie fand das Inhaltsverzeichnis und suchte nach den Mitteilungen aus dem Theaterleben. Da war ein Artikel von Barbara Streisand. Sie versuchte, ihn zu lesen.

»Das riecht gut«, sagte Miß Lark und schnupperte in Rosemaries Richtung. »Was ist das?«

»Es heißt Detchema«, sagte Rosemarie.

»Das riecht viel besser als das, was Sie sonst hatten, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf.«

»Das war kein Kölnisch Wasser«, erklärte Rosemarie.

»Es war ein Amulett. Ich habe es weggeworfen.«

»Gut«, sagte Miß Lark. »Hoffentlich folgt der Doktor Ihrem Beispiel.«

Rosemarie tat einen tiefen Atemzug. »Dr. Sapirstein?«

fragte sie.

Miß Lark sagte: »Nun – er hat sein Rasierwasser. Aber das ist es nicht. Dann hat er ein Amulett. Aber er ist nicht abergläubisch. Ich glaube nicht, daß er es ist. Aber immerhin, von Zeit zu Zeit hat er den gleichen Geruch an sich, was immer es auch sei, und wenn er danach riecht, kann ich ihm nicht auf einen Meter nahe kommen. Es ist noch viel schlimmer, als Ihres war. Haben Sie das nie bemerkt?«

»Nein«, sagte Rosemarie.

»Wahrscheinlich waren Sie nie an den richtigen Tagen da«, sagte Miß Lark. »Oder vielleicht haben Sie gedacht, es wäre Ihr eigener Geruch. Was ist das, was Chemisches?«

Rosemarie stand auf, legte die ›Time‹ hin und nahm ihr Köfferchen. »Mein Mann wartet draußen. Ich muß ihm etwas sagen«, sagte sie, »ich bin gleich wieder da.«

»Sie können Ihr Köfferchen ruhig dalassen«, sagte Miß Lark.

Aber Rosemarie nahm es mit.

## 10

Sie ging die Park Avenue bis zur 81. Straße hinauf, wo eine Telefonzelle mit Glaswänden stand. Von dort rief sie Dr. Hill an. Es war sehr heiß in der Zelle.

Ein Auftragsdienst antwortete. Rosemarie gab ihren Namen und die Telefonnummer der Zelle an. »Bitte sagen Sie ihm, er möge mich sofort zurückrufen«, sagte sie. »Es ist ein Notfall, und ich befindet mich in einer Telefonzelle.«

»Jawohl«, sagte die Frauenstimme. Der Hörer wurde

aufgelegt.

Rosemarie hängte ebenfalls auf, nahm aber dann den Hörer wieder ab, drückte jedoch den Haken heimlich mit einem Finger nieder. Sie hielt den Hörer ans Ohr, damit niemand kommen und sie bitten konnte, die Zelle zu verlassen. Das Baby trat und bewegte sich hin und her. Sie schwitzte. *Schnell, Dr. Hill! Bitte! Rufen Sie mich an! Rettet Sie mich!*

Sie alle. Sie alle. Sie alle waren daran beteiligt. Guy, Dr. Sapirstein, Minnie und Roman. Sie alle sind Hexen. »*All Of Them Witches.*« Die sie benutzten, für sie ein Baby zur Welt zu bringen, damit sie es dann nehmen konnten und – *keine Angst, Andy-oder-Jenny, ich bringe sie um, ehe ich dich von ihnen anrühren lassen!*

Das Telefon schellte. Sie riß den Finger vom Haken.

»Ja?«

»Ist dort Mrs. Woodhouse?« Es war wieder der Auftragsdienst.

»Wo ist Dr. Hill?« fragte sie.

»Hatte ich den Namen richtig verstanden?« fragte die Frau. »Spricht dort Rosemarie Woodhouse?«

»Ja.«

»Und Sie sind eine Patientin von Dr. Hill?«

Sie erklärte, daß sie ihn einmal im Herbst aufgesucht hatte. »Bitte, bitte«, sagte sie, »er muß mit mir sprechen! Es ist wichtig! Es ist – bitte! Bitte sagen Sie ihm, daß er mich anruft.«

»Jawohl«, antwortete die Frauenstimme.

Wieder drückte Rosemarie den Haken herunter. Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. *Bitte,*

*Dr. Hill.* Sie stieß die Tür ein wenig auf, um Luft zu bekommen, dann schloß sie sie wieder, als eine Frau in die Nähe kam und wartete. »Oh, das wußte ich nicht«, sagte sie in das Mundstück, den Finger auf dem Haken. »Wirklich? Was sagte er noch?« Ihr Rücken und ihre Achselhöhlen waren naß von Schweiß. Das Baby bewegte sich.

Es war ein Fehler gewesen, aus einer Zelle so nahe bei Dr. Sapirstein zu telefonieren. Sie hätte zum Madison Square oder zur Lexington Avenue gehen sollen. »Das ist wunderbar«, sagte sie, »hat er sonst noch etwas gesagt?«

Jeden Augenblick konnte Dr. Sapirstein aus der Tür treten und sie suchen. Und würde er sie nicht zuerst in der zunächst gelegenen Telefonzelle suchen? Sie hätte ein Taxi nehmen und weit fort fahren sollen. Sie drehte ihren Rücken, so sehr sie konnte, in die Richtung, aus der er kommen mußte. Die Frau draußen ging fort. Gott sei Dank.

Und jetzt kam auch Guy nach Hause. Er sah, daß das Köfferchen nicht mehr da war, und rief Dr. Sapirstein an, weil er dachte, sie wäre im Krankenhaus. Gleich würden sie alle beide nach ihr suchen. Und all die anderen auch; die Weeses, die –

»Ja?« – Der Kreis zerriß.

»Mrs. Woodhouse?«

Es war Dr. Hill, Dr.-Heiland-Retter-Kildare-Wunderbar-Hill. »Danke«, sagte sie. »Danke, daß Sie mich anrufen.«

»Ich dachte, Sie wären in Kalifornien«, sagte er.

»Nein«, sagte sie. »Ich bin zu einem anderen Arzt gegangen, zu dem Freunde mich geschickt hatten. Und er ist nicht gut, Dr. Hill. Er hat mich angelogen und mir unge-

wöhnliche – Getränke und Kapseln verordnet. Das Baby soll am Dienstag kommen – erinnern Sie sich, Sie sagten mir, am Dienstag dem achtundzwanzigsten Juni? Und ich möchte, daß *Sie* mich entbinden. Ich werde Ihnen jede Summe zahlen, die Sie dafür fordern, soviel, als ob ich die ganze Zeit zu ihnen gekommen wäre.«

»Mrs. Woodhouse ...«

»Bitte, lassen Sie mich mit Ihnen sprechen«, flehte sie, die Ablehnung in seiner Stimme hörend, »erlauben Sie mir, zu Ihnen zu kommen und Ihnen alles zu erklären, was da vorgeht. Ich kann nicht länger da bleiben, wo ich jetzt bin. Mein Mann und dieser Arzt und die Leute, die mich zu ihm geschickt haben, die sind alle in – nun ja, in eine Verschwörung verwickelt; ich weiß, das klingt verrückt, Herr Doktor, und Sie denken wahrscheinlich ›Mein Gott, das arme Ding ist völlig übergeschnappt‹, aber ich *bin nicht* übergeschnappt, Herr Doktor, ich schwöre es bei allen Heiligen, ich bin nicht übergeschnappt. Es *gibt* doch hie und da Verschwörungen gegen Menschen, nicht wahr?«

»Ja, das gibt es schon«, sagte er.

»Es ist eine gegen mich und mein Baby«, sagte sie, »und wenn Sie mir erlauben, werde ich Ihnen alles erzählen. Und ich werde Sie nicht bitten, etwas Ungewöhnliches oder Unrechtes oder sonst etwas zu tun. Ich will nur, daß Sie mich in eine Klinik und mein Kind dort zur Welt bringen!«

Er sagte: »Kommen Sie morgen in meine Sprechstunde, nach ...«

»Jetzt«, sagte sie, »gleich jetzt. Sie werden mich suchen.«

»Mrs. Woodhouse«, sagte er, »ich bin jetzt nicht in meiner Praxis. Ich bin zu Hause. Ich bin seit gestern früh auf den Beinen und ...«

»Ich flehe Sie an«, sagte sie. »Ich flehe Sie an.«

Er schwieg.

»Ich sagte: ›Ich will zu Ihnen kommen und Ihnen alles erklären.‹«

»In meiner Praxis, um acht Uhr. Ist Ihnen das recht?«

»Ja«, sagte sie. »Ja. Ich danke Ihnen. Dr. Hill?«

»Ja?«

»Mein Mann könnte bei Ihnen anfragen, ob ich Sie angerufen habe.«

»Ich werde jetzt mit *niemandem* sprechen«, sagte er.

»Ich werde jetzt schlafen.«

»Wollen Sie Ihrem Auftragsdienst sagen, daß er niemandem sagt, daß ich Sie angerufen habe, Herr Doktor?«

»Gut, das will ich tun«, sagte er.

»Danke«, sagte sie.

»Um acht Uhr.«

»Ja. Ich danke Ihnen.«

Ein Mann, der mit dem Rücken zur Zelle stand, drehte sich um, als sie herauskam. Es war nicht Dr. Sapirstein. Es war ein Fremder.

Sie ging zur Lexington Avenue und weiter zur 86. Straße. Dort ging sie in ein Kino, suchte die Toilette auf und saß dann empfindungslos in der sicheren kühlen Dunkelheit vor einem schreienden Farbfilm. Nach einer Weile stand sie auf und ging mit ihrem Köfferchen zu einer Telefonzelle, von wo sie versuchte, ihren Bruder Brian anzurufen. Sie

bekam keine Antwort. Sie ging mit ihrem Köfferchen zurück und setzte sich auf einen anderen Platz. Das Baby lag still und schlief. Jetzt lief ein Film mit Keenan Wynn.

Zwanzig vor acht verließ sie das Kino und fuhr mit einem Taxi zur Praxis von Dr. Hill in der 72. Straße. Dort war sie sicher, dachte sie. Sie würden Joans Wohnung und die von Hugh und Elise beobachten, aber nicht die Praxis von Dr. Hill um acht Uhr abends. Nicht, wenn sein Auftragsdienst gesagt hatte, sie hätte nicht angerufen. Um jedoch ganz sicherzugehen, bat sie den Fahrer, zu warten und aufzupassen, bis sie in der Tür war.

Niemand hielt sie auf. Dr. Hill öffnete ihr selbst die Tür, freundlicher, als sie nach seinem Widerstreben am Telefon erwartet hatte. Er hatte jetzt einen Schnurrbart, blond und kaum wahrnehmbar, aber er sah immer noch wie Dr. Kildare aus. Er trug ein blau-gelb kariertes Sporthemd.

Sie gingen in sein Sprechzimmer, das etwa ein Viertel so groß war wie das von Dr. Sapirstein, und da erzählte ihm Rosemarie ihre Geschichte. Sie hatte die Hände auf die Armlehnen des Sessels gelegt und die Füße überkreuzt. Sie sprach ruhig und gelassen, denn sie wußte, wenn sie auf ihn den Eindruck einer Hysterikerin machte, würde er ihre Angaben bezweifeln und sie für wahnsinnig halten. Sie erzählte ihm von Adrian Marcato und von Minnie und Roman; von den Monaten voller Schmerzen, die sie ausgestanden hatte, und den Kräutertränken und den kleinen weißen Keksen; von Hutch und dem Buch *>All Of Them Witches<*, von den Karten für *>The Fantasticks<*, von den schwarzen Kerzen und von Donald Baumgarts Krawatte.

Sie versuchte alles zusammenhängend und in zeitlicher Folge zu erzählen, aber das konnte sie nicht. Immerhin brachte sie alles vor, ohne hysterisch zu werden; Dr. Shands Blockflöte und Guy, der das Buch wegwarf, und schließlich Miß Larks unbewußte Enthüllung.

»Vielleicht waren das Koma und die Erblindung nur ein zufälliges Zusammentreffen«, sagte sie, »oder vielleicht haben sie eine Art übernatürliche Kräfte, um die Leute zu schädigen. Aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist, daß sie mein Kind haben wollen. Ich bin überzeugt, daß sie es wollen.«

»Das sieht wirklich so aus«, sagte Dr. Hill, »vor allem wenn man bedenkt, welches Interesse sie von Anfang an dafür hatten.«

Rosemarie schloß die Augen. Sie hätte weinen können. Er glaubte ihr. Er hielt sie nicht für verrückt. Sie öffnete die Augen und schaute zu ihm auf. Er war ruhig und gesammelt. Er schrieb. Liebten ihn alle seine Patientinnen? Ihre Handflächen waren feucht. Sie nahm sie von den Armlehnen herunter und preßte sie gegen ihr Kleid.

»Der Arzt heißt Shand, sagten Sie?« fragte Dr. Hill.

»Nein, Dr. Shand ist nur einer von der Clique«, sagte Rosemarie, »einer von der Hexenversammlung. Der Arzt ist Dr. Sapirstein.«

»Abraham Sapirstein?«

»Ja«, bestätigte Rosemarie unbehaglich. »Kennen Sie ihn?«

»Ich habe ihn ein- oder zweimal getroffen«, sagte Dr. Hill und schrieb weiter.

»Wenn Sie ihn sehen oder sogar mit ihm sprechen«, sag-

te Rosemarie, »würden Sie niemals denken, daß er ...«

»Nie im Leben«, sagte Dr. Hill und legte den Füller nieder. »Deshalb sollen wir niemals einen Menschen nach seinem Äußeren beurteilen. Wäre es Ihnen recht, jetzt gleich ins Mount Sinai Hospital zu gehen? Heute abend noch?«

Rosemarie lächelte. »Und wie gern!« sagte sie. »Wäre das möglich?«

»Es wird einen kleinen Telefonkrieg kosten«, sagte Dr. Hill. Er stand auf und ging zu der offenen Tür seines Untersuchungszimmers. »Legen Sie sich jetzt hin und ruhen Sie ein wenig«, sagte er und reichte mit der Hand in den dunklen Raum. Eisblaues, fluoreszierendes Licht blinkte auf. »Ich werde sehen, was ich tun kann, und Sie dann untersuchen.«

Rosemarie stützte sich hoch und ging mit ihrer Handtasche in das Untersuchungszimmer. »Mir ist ganz gleich, was Sie bekommen«, sagte sie, »und wenn es eine Besenkammer ist.«

»Ich bin sicher, daß wir etwas Besseres bekommen«, sagte Dr. Hill. Er folgte ihr ins Zimmer und stellte die Belüftungsanlage in dem Fenster, das ein blauer Vorhang verhüllte, an. Sie war laut.

»Soll ich mich ausziehen?« fragte Rosemarie.

»Nein, noch nicht«, sagte Dr. Hill. »Ich habe mindestens eine halbe Stunde herumzutelefonieren. Legen Sie sich ruhig hin und ruhen Sie.« Er ging hinaus und schloß die Tür.

Rosemarie ging zu der Liege am anderen Ende des Raums und setzte sich schwerfällig auf ihre weichen blauen

Kissen. Ihre Handtasche legte sie auf einen Stuhl daneben.

Gott segne Dr. Hill.

Sie schüttelte die Sandalen von den Füßen und legte sich dankbar zurück. Die Belüftungsanlage blies einen dünnen kühlen Luftzug zu ihr hinüber. Das Baby drehte sich langsam und faul, als spürte es ihn.

Jetzt ist alles gut, Andy-oder-Jenny. Wir werden ein schönes sauberes Bett im Mount Sinai Hospital haben und keine Besucher und ...

Geld. Sie setzte sich auf, öffnete ihre Handtasche und nahm das Geld von Guy heraus, das sie mitgenommen hatte. Es waren hundertundachtzig Dollar. Plus sechzehn und etwas Kleingeld von ihr. Das würde reichen, bestimmt reichen für jede Vorauszahlung, die sie leisten mußte, und wenn sie mehr brauchte, so würde Brian es ihr telegrafisch schicken oder Hugh und Elise würden es ihr leihen. Oder Joan. Oder Grace Cardiff. Sie hatte viele Menschen, an die sie sich wenden konnte.

Sie nahm die Kapseln heraus, tat das Geld wieder in die Handtasche und schloß sie. Dann legte sie sich auf die Liege zurück; auf dem Stuhl neben ihr lagen die Handtasche und die Kapseln. Sie wollte sie Dr. Hill geben, damit er sie untersuchte, ob auch gewiß nichts Schädliches darin war. Das konnte aber *nicht* sein. Sie wollten doch ein gesundes Baby haben für ihre wahnsinnigen Rituale.

Sie fröstelte.

Die – Ungeheuer.

Und Guy.

Unaussprechbar, unausdenkbar.

Ihr Leib verhärtete sich in einer ziehenden Wehe. Der

stärksten, die sie bisher hatte. Sie atmete flach, bis sie vorüber war.

Das war jetzt die dritte am Tag.

Das mußte sie Dr. Hill sagen.

Sie wohnte mit Brian und Dodie in einem weiträumigen modernen Haus in Los Angeles, und Andy hatte gerade angefangen zu sprechen (obwohl er erst vier Monate alt war), als Dr. Hill hereinschaute. Und nun war sie wieder in seinem Untersuchungszimmer und lag auf der Liege in dem kühlenden Luftzug der Belüftungsanlage. Sie schützte ihre Augen mit der Hand und lächelte ihm zu. »Ich habe geschlafen«, sagte sie.

Er stieß die Tür ganz auf und ging fort. Dr. Sapirstein und Guy kamen herein.

Rosemarie fuhr auf und nahm die Hände von den Augen.

Sie kamen herein und standen neben ihr. Guys Gesicht war versteinert und ausdruckslos. Er schaute die Wände an, nur die Wände, nicht sie. Dr. Sapirstein sagte: »Kommen Sie ruhig mit uns, Rosemarie. Sagen Sie nichts, und machen Sie keine Szene, denn wenn Sie noch mehr über Hexen und Zauberei sagen, müßten wir sie in eine Klinik für Geisteskranke bringen. Und dort wären die Möglichkeiten für eine Niederkunft weniger gut. Und das wollen Sie doch nicht. Ziehen Sie also jetzt Ihre Schuhe an.«

»Wir bringen dich nur nach Hause«, sagte Guy und schaute sie endlich an. »Keiner will dir etwas tun.«

»Oder dem Baby«, fügte Dr. Sapirstein hinzu. »Ziehen Sie Ihre Schuhe an.« Er nahm das Glas mit den Kapseln

auf, betrachtete es und steckte es in seine Tasche.

Sie zog ihre Sandalen an, und er gab ihr ihre Handtasche.

Sie gingen hinaus. Dr. Sapirstein führte sie an einem Arm, Guy berührte ihren anderen Ellenbogen.

Dr. Hill hatte ihr Köfferchen. Er gab es Guy.

»Jetzt geht es uns gut«, sagte Dr. Sapirstein. »Wir fahren jetzt nach Hause und ruhen.«

Dr. Hill lächelte ihr zu. »Das kommt vor«, sagte er, »neunmal auf zehn.«

Sie sah ihn an und sagte kein Wort.

»Danke für Ihre Bemühungen, Herr Kollege«, sagte Dr. Sapirstein, und Guy sagte: »Schäm dich, daß du hierhergegangen bist und ...«

»Ich freue mich, daß ich helfen konnte«, sagte Dr. Hill zu Dr. Sapirstein und öffnete die Haustür.

Sie hatten einen Wagen da. Mr. Gilmore fuhr. Rosemarie saß hinten zwischen Guy und Dr. Sapirstein.

Niemand sprach. Sie fuhren zum Bramford.

Der Aufzugführer lächelte ihr zu, als sie durch die Vorhalle auf ihn zukamen. Diego lächelte, weil er sie gern hatte, sie lieber mochte als andere Mieter.

Das Lächeln erinnerte sie an ihre Individualität und weckte etwas in ihr wieder auf.

Sie knipste ihre Handtasche auf, steckte einen Finger durch den Schlüsselring, und vor der Aufzugstür drehte sie die Handtasche um und leerte alles aus, außer den Schlüsseln. Der Lippenstift rollte davon und Münzen, Guys

Zehn- und Zwanzigdollarscheine flatterten durch die Gegend, alles. Sie schaute stur hinunter.

Guy und Dr. Sapirstein hoben die Sachen auf, während sie stumm dabeistand, hilflos durch ihre Schwangerschaft. Diego kam aus dem Aufzug heraus und klickte bedauernd mit der Zunge. Er bückte sich und half. Sie trat in den Aufzug, um nicht im Wege zu stehen, und während sie kein Auge von ihnen ließ – drückte sie den großen runden Etagenknopf. Die Rolltür rollte. Sie schloß das innere Gitter.

Diego faßte nach der Tür, hütete aber seine Finger und kloppte von außen dagegen: »He, Mrs. Woodhouse.«

*Bedaure, Diego.*

Sie zog den Hebel, und der Aufzug schwankte nach oben.

Sie wollte Brian anrufen. Oder Joan. Oder Elise. Oder Grace Cardiff. Irgend jemand.

*Noch haben wir's nicht geschafft, Andy!*

Sie hielt den Aufzug im neunten Stock an, dann im sechsten, dann halbwegs über dem siebenten und dann nahe genug beim siebenten, daß sie das Gitter und die Tür öffnen konnte und nur zehn Zentimeter heruntertreten mußte.

So schnell sie konnte, ging sie durch die Flure. Eine Wehe kam, aber sie ging weiter, ohne darauf zu achten. Der Haushaltaufzug blinkte von vier auf fünf, und sie wußte, daß Guy und Dr. Sapirstein hinter ihr herkamen, um sie abzufangen.

Natürlich ging der Schlüssel nicht ins Schloß.

Endlich aber ging er doch, und sie war drin und schlug

die Tür zu, als die Aufzugstür aufklickte. Sie hängte die Kette vor, als Guy seinen Schlüssel ins Schloß steckte. Sie drehte den Riegel um, und der Schlüssel drehte ihn sofort wieder zurück. Die Tür ging auf und stieß an die Kette.

»Mach auf, Ro«, sagte Guy.

»Geh zum Teufel«, sagte sie.

»Ich will dir doch nichts tun, Liebling.«

»Du hast ihnen das Baby versprochen. Mach, daß du fort kommst.«

»Ich habe ihnen gar nichts versprochen«, sagte er. »Wo von sprichst du nur? Wem versprochen?«

»Rosemarie«, sagte Dr. Sapirstein.

»Sie auch. Gehen Sie weg!«

»Sie scheinen zu glauben, es gebe irgendeine Verschwörung gegen Sie.«

»Gehen Sie weg«, sagte sie und stieß die Tür zu und schob den Riegel vor.

Sie blieb zu.

Sie ging rückwärts, immer ein Auge darauf geheftet, und dann ins Schlafzimmer.

Es war halb zehn.

Sie wußte Brians Telefonnummer nicht genau, und ihr Adreßbuch lag in der Vorhalle oder war in Guys Tasche. So mußte die Vermittlung die Auskunft in Omaha anrufen. Als die Verbindung endlich zustande kam, beantwortete dort niemand den Anruf. »Soll ich's in zwanzig Minuten noch einmal versuchen?« fragte die Vermittlung.

»Ja, bitte, in *fünf* Minuten«, sagte Rosemarie.

»Ich kann nicht in fünf Minuten«, sagte die Vermittlung, »aber wenn Sie es wünschen, werde ich es in zwanzig

Minuten noch einmal versuchen.«

»Ja, bitte«, sagte Rosemarie und legte auf.

Sie rief Joan an. Joan war auch nicht da.

Elise und Hughs Nummer war – sie erinnerte sich nicht.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis die Auskunft sich meldete, die dann aber schnell die Nummer heraussuchte. Sie wählte, ein Auftragsdienst meldete sich. Sie waren über das Wochenende weggefahren. »Sind sie irgendwo, wo ich sie erreichen kann? Es ist ein Notfall.«

»Sind Sie die Sekretärin von Mr. Dunstan?«

»Nein, ich bin sehr befreundet mit ihnen. Es ist sehr wichtig, daß ich sie sofort spreche.«

»Sie sind auf der Feuerinsel«, sagte die Frau. »Soll ich Ihnen die Nummer geben?«

»Ja, bitte.«

Sie lernte sie auswendig, legte auf und wollte erneut wählen, als sie ein Flüstern vor der Tür hörte und Schritte auf dem Vinyl-Belag. Sie stand auf.

Guy und Mr. Fountain kamen herein. »Liebling, wir wollen dir *nichts* tun«, sagte Guy – und hinter ihnen kam Dr. Sapirstein mit einer gefüllten Subkutanspritze, die Nadel nach oben und tropfend, den Daumen auf dem Kolben. Und hinter ihm Dr. Shand und Mrs. Fountain und Mrs. Gilmore.

»Wir sind Ihre Freunde«, sagte Mrs. Gilmore, und Mrs. Fountain sagte: »Sie dürfen sich nicht fürchten, Rosemarie, wirklich und wahrhaftig nicht.«

»Das ist nur ein leichtes Beruhigungsmittel«, sagte Dr. Sapirstein, »damit Sie sich beruhigen und eine gute Nacht haben.«

Sie stand zwischen Bett und Wand und war zu starken Leibes, um über das Bett zu klettern und ihnen zu entkommen.

Sie kamen auf sie zu. – »Du weißt doch, Ro, ich würde keinem erlauben, dir etwas anzutun«, sagte Guy; sie nahm das Telefon auf und schlug Guy den Hörer auf den Kopf. Er packte ihr Handgelenk, und Mr. Fountain packte ihren anderen Arm, und das Telefon fiel auf die Erde, als er sie mit aller Kraft herumzog. »Hilfe! Hil...«, schrie sie. Ein Taschentuch oder sonst etwas wurde in ihren Mund gestopft und von einer starken Hand dort festgehalten.

Man zog sie vom Bett fort, so daß Dr. Sapirstein mit der Spritze und einem Wattebausch vor ihr stand, und eine Wehe, viel heftiger als alle die bisherigen, durchschnitt ihren Leib und preßte ihr die Augen zusammen. Sie hielt den Atem an und saugte dann die Luft durch die Nüstern ein, in kleinen raschen Zügen. Eine Hand legte sich auf ihren Leib, geschickte Finger tasteten sie flink ab, und Dr. Sapirstein sagte: »Warten Sie einen Augenblick. Die Geburtswehen haben eingesetzt.«

Schweigen. Draußen vor der Tür flüsterte jemand: »Die Geburtswehen haben eingesetzt.«

Sie öffnete die Augen, starre Dr. Sapirstein an und zog die Luft durch die Nüstern. Ihr Leib entspannte sich. Er nickte ihr zu, und plötzlich nahm er ihren Arm, den Mr. Fountain hielt, berührte ihn mit Watte und stach die Spritzenadel hinein.

Sie nahm die Injektion hin, ohne sich zu rühren, zu erschrocken, zu verblüfft.

Er zog die Nadel heraus, rieb erst mit seinem Daumen

und dann mit Watte über die Einstichstelle.

Sie sah die Frauen das Bett abdecken.

*Hier?*

*Hier?*

*Es sollte doch im Doctors Hospital sein! Im Doctors Hospital, mit seiner Ausstattung und seinen Schwestern, und alles sauber und steril!*

Sie hielten sie fest, als sie sich wehrte. Guy flüsterte ihr ins Ohr: »Es wird alles gut, Liebling, ich schwöre es dir bei Gott. Ich schwöre dir bei Gott, daß alles in Ordnung geht. Du mußt dich nicht so wehren, Ro, bitte nicht! Ich gebe dir mein großes Ehrenwort, daß alles in Ordnung geht.«

Und da kam eine neue Wehe.

Und dann lag sie auf dem Bett, und Dr. Sapirstein gab ihr noch eine Spritze.

Und Mrs. Gilmore trocknete ihr die Stirn.

Und das Telefon schellte.

Und Guy sagte: »Nein, streichen Sie das Gespräch, Fräulein.«

Und da kam eine neue Wehe, kraftlos und losgelöst von ihrem Kopf aus Eierschalen, in dem alles schwamm.

Alle Übungen waren umsonst gewesen. Alles unnütz vertane Kraft. Das war überhaupt keine natürliche Geburt. Sie half nicht mit. Sie sah nichts.

*Oh, Andy, Andy-oder-Jenny, es tut mir so leid, mein kleiner Liebling. Verzeih mir!*

## Dritter Teil

### 1

Licht.

Die Decke.

Der Schmerz zwischen ihren Beinen.

Guy. Er saß neben ihrem Bett und beobachtete sie mit einem unsicheren, ängstlichen Lächeln. »He!« sagte er.

»He!« antwortete sie.

Der Schmerz war schrecklich.

Und dann kam ihr die Erinnerung. Es war vorbei. Das Baby war geboren.

»Ist es ganz gesund?« fragte sie.

»Ja, völlig«, sagte er.

»Was ist es?«

»Ein Junge.«

»Wirklich? Ein Junge?«

Er nickte.

»Und er ist ganz gesund?«

»Ja.«

Die Augen fielen ihr zu. Dann gelang es ihr, sie wieder zu öffnen.

»Hast du bei Tiffany angerufen?« fragte sie.

»Ja«, sagte er.

Die Augen fielen ihr zu. Sie schlief.

Später erinnerte sie sich an mehr. Laura-Louise saß neben ihrem Bett und studierte ›Reader's Digest‹ mit einer Lese-

lupe.

»Wo ist er?« fragte sie.

Laura-Louise fuhr in die Höhe. »Mein Gott«, sagte sie, und das Vergrößerungsglas auf ihrem Busen zeigte rote ineinander verwobene Streifen, »haben Sie mich aber erschreckt. So plötzlich aufzuwachen!« Sie schloß die Augen und atmete tief.

»Wo ist mein Baby?« fragte sie.

»Warten Sie einen Augenblick«, sagte Laura-Louise und steckte einen Finger zwischen die Seiten des ›Digest‹. »Ich rufe Guy und Dr. Abe. Sie sind in der Küche.«

»Wo ist mein Baby?« fragte sie, aber Laura-Louise ging zur Tür hinaus, ohne zu antworten.

Sie versuchte, sich aufzurichten, fiel aber zurück; ihre Arme waren völlig kraftlos. Und der Schmerz zwischen ihren Beinen schnitt wie ein Bündel von Messerspitzen. Sie lag und wartete und besann sich und besann sich.

Es war Nacht. Fünf nach neun zeigte die Uhr.

Guy und Dr. Sapirstein kamen herein, ernst und entschlossen.

»Wo ist mein Baby?« fragte sie.

Guy kam um das Bett herum an ihre Seite, kauerte sich nieder und nahm ihre Hand. »Liebling«, sagte er.

»Wo ist es?«

»Liebling ...« – er versuchte mehr zu sagen und konnte es nicht. Er suchte mit den Augen über das Bett hinüber nach Hilfe.

Dr. Sapirstein stand da und schaute auf sie herunter. Ein Stückchen Kokosnuß hatte sich in seinem Schnurrbart verfangen. »Sie hatten Komplikationen, Rosemarie«, sagte

er, »aber nichts, was spätere Geburten hindern wird.«

»Es ist ...«

Sie starrte ihn an.

»Tot«, sagte er.

Sie drehte sich zu Guy um.

Er nickte.

»Es lag falsch«, erklärte Dr. Sapirstein. »Im Krankenhaus hätte ich etwas tun können, aber es war einfach keine Zeit mehr, Sie hinzubringen. Hier irgendwelche Versuche anzustellen wäre zu – zu gefährlich für Sie gewesen.«

Guy sagte: »Wir können andere Kinder haben, Liebling, und wir werden welche haben, sobald es dir besser geht. Das verspreche ich dir.«

Dr. Sapirstein fügte hinzu: »Absolut. Sie können es in ein paar Monaten wieder versuchen, und die Wahrscheinlichkeit, daß so etwas noch einmal passiert, ist eins zu tausend. Es war ein tragisches Mißgeschick, das unter zehntausend Fällen einmal vorkommt. Das Baby selbst war vollkommen gesund und normal.«

Guy drückte ihr die Hand und lächelte ihr aufmunternd zu. »Sobald du dich erholt hast«, sagte er.

Sie sah sie beide an, Guy und Dr. Sapirstein mit dem Stückchen Kokosnuß an seinem Schnurrbart. »Ihr lügt«, sagte sie. »Ich glaube euch nicht. Ihr lügt alle beide.«

»Liebling«, sagte Guy.

»Es ist nicht tot«, sagte sie, »Ihr habt es mir weggenommen! Ihr lügt! Ihr Hexen! Ihr lügt! Ihr lügt! Ihr lügt! Ihr lügt! Ihr lügt! Ihr lügt! Ihr lügt!«

Guy drückte ihre Schultern auf das Bett zurück, und Dr. Sapirstein gab ihr eine Spritze.

Sie aß Suppe und dreieckige Weißbrotschnitten mit Butter. Guy saß neben ihr am Bett und knabberte an einem der Dreiecke herum. »Du warst völlig verwirrt«, sagte er, »aber das kommt manchmal vor in den letzten Wochen. Sagt Abe. Er weiß auch einen Namen dafür. Prepartum-ich-weiß-nicht-was, eine Art von Hysterie. Das hattest du, Liebling, und zwar kräftig.«

Sie sagte nichts und aß einen Löffel Suppe.

»Höre«, sagte er, »ich weiß, wieso du auf den Gedanken gekommen bist, daß Minnie und Roman Hexen wären. Aber wie bist du nur darauf gekommen, daß Abe und ich auch dazu gehörten?«

Sie sagte nichts.

»Aber vielleicht ist es dumm von mir«, fuhr er fort. »Ich glaube, für dieses Prepartum-sowieso *braucht* es keine Gründe.« Er nahm ein anderes Schnittchen und biß zuerst die eine Ecke ab und dann die zweite.

Sie sagte: »Warum hast du mit Donald Baumgart die Krawatte getauscht?«

»Warum ich – aber was hat denn das damit zu tun?«

»Du hast etwas aus seinem persönlichen Besitz gebraucht«, sagte sie, »damit du ihn verhexen und blind machen konntest.«

Er starrte sie an. »Liebling«, sagte er, »um Gottes willen, von was *sprichst* du denn?«

»Das weißt du.«

»Himmel, Herrgott noch einmal«, sagte er, »ich habe die Krawatte mit ihm getauscht, weil mir seine gefiel und meine nicht, und ihm gefiel meine und seine nicht. Ich habe dir nichts davon gesagt, weil es mir hinterher ziem-

lich blöde vorkam und ich mich ein wenig genierte.«

»Wo hast du die Karten für ›The Fantasticks‹ herbekommen?«

»Was?«

»Du sagtest, du hättest sie von Dominick bekommen«, sagte sie, »und das stimmt nicht«

»Junge, Junge«, sagte er. »Und das macht mich zum Hexenmeister? Ich hatte sie von einem Mädchen, Norma Sowieso, das ich auf der Probe traf und mit dem ich ein paar Gläser trank. Und was hat Abe getan? Hat er seine Schnürsenkel falsch herum gebunden?«

»Er benutzt Tannis-Wurzel«, sagte sie. »Das ist ein Zauberkraut. Er riecht manchmal danach.«

»Kann sein, daß Minnie ihm ein Amulett geschenkt hat, wie dir auch. Meinst du, nur Hexen benutzen es? Das klingt doch sehr unwahrscheinlich.«

Rosemarie schwieg.

»Laß uns den Tatsachen ins Gesicht sehen, Liebling«, sagte Guy. »Duhattest den Prepartum-Wahn, und jetzt erholst du dich und überwindest das.« Er lehnte sich näher an sie und nahm ihre Hand. »Ich weiß, das ist das Schlimmste, das dir je widerfahren ist«, sagte er, »aber von jetzt an wird alles wunderschön. Die Warners sind fast genau da, wo wir sie haben wollen, und nun zeigt plötzlich auch die Universal Interesse an mir. Ich werde noch ein paar gute Revuen bekommen, und dann drehen wir dieser Stadt den Rücken und leben im schönen Beverly Hills, mit Schwimmbad und Gewürzgärtchen und der ganzen Sipschaft. Und den Kindern, Ro. Pfadfinder-Ehrenwort! Du hast gehört, was Abe gesagt hat.« Er küßte ihr die Hand.

»So, und jetzt muß ich mich auf die Socken machen und berühmt werden!«

Er stand auf und ging zur Tür.

»Laß mich deine Schulter sehen«, sagte sie.

Er hielt an und drehte sich um.

»Machst du Witze?«

»Nein«, sagte sie, »laß mich deine Schulter sehen, deine linke Schulter.«

Er machte den Kragen von seinem Hemd auf, einem blauen kurzärmeligen Hemd, zog es aus der Hose und über den Kopf. Darunter hatte er ein weißes Unterhemd. »Im allgemeinen tu' ich das lieber mit Musik«, sagte er und zog auch das Unterhemd über den Kopf. Dann ging er nahe ans Bett heran, beugte sich vor und zeigte Rosemarie seine linke Schulter. Sie trug kein Zeichen, nur die kleine Narbe von einem Furunkel oder einem Pickel. Er zeigte ihr auch seine andere Schulter, seine Brust und seinen Rücken.

»So weit gehe ich ohne blaues Licht«, sagte er.

»Gut«, sagte sie.

Er grinste. »Jetzt ist nur die Frage«, sagte er, »ziehe ich mein Hemd hier wieder an, oder gehe ich so hinaus und gönne Laura-Louise den Anblick ihres Lebens!«

Milch schoß in ihre Brüste ein, und um sie zu erleichtern, zeigte ihr Dr. Sapirstein, wie man eine Milchpumpe benutzt, eine Art gläserne Autohupe, und mehrmals am Tag brachten ihr Laura-Louise – oder Helen Wees oder wer gerade da war – die Pumpe zusammen mit einem Meßbecher. Sie pumpte aus jeder Brust dreißig oder sechzig Gramm einer dünnen grünlichen Flüssigkeit ab, die

ganz leicht nach Tannis-Wurzel roch – ein Prozeß, der ihr endgültig und unwiderleglich bewies, daß das Baby nicht da war. Jedesmal, wenn Becher und Pumpe weggetragen wurden, legte sie sich gebrochen in ihre Kissen zurück und so einsam, daß sie nicht einmal weinen konnte.

Joan, Elise und Tiger besuchten sie, und sie sprach zwanzig Minuten lang mit Brian am Telefon. Blumen – Rosen und Nelken und eine gelbe Azalee – kamen von Allan und Mike und Pedro, von Lou und Claudia. Guy kaufte einen neuen Fernsehapparat mit Fernsteuerung und stellte ihn an das Fußende ihres Bettes. Sie schaute und aß und nahm Pillen, die man ihr gab.

Aus Dubrovnik kam ein teilnehmender Brief von Minnie und Roman. Von jedem eine Seite.

Allmählich hörten die Stiche auf zu schmerzen.

Eines Morgens, nach zwei oder drei Wochen, glaubte sie, ein Baby schreien zu hören. Sie schaltete das Fernsehen ab und horchte. Weit weg hörte man ein Kind schreien. Oder war es hier? Sie schlüpfte aus dem Bett und drehte die Belüftungsanlage ab.

Florence Gilmore kam mit der Pumpe und dem Meßbecher herein.

»Hören Sie ein Baby schreien?« fragte sie Rosemarie.

Beide horchten.

Ja, da war es. Ein Baby schrie.

»Nein, meine Liebe, ich höre nichts«, sagte Florence. »Gehen Sie schön wieder ins Bett. Sie wissen, Sie sollen nicht herumlaufen. Haben Sie die Klimaanlage abgestellt? Das müssen Sie nicht tun. Es ist schrecklich heiß heute.

Die Menschen kommen um vor Hitze.«

Am Nachmittag hörte sie das Kind wieder schreien, und rätselhafterweise begannen ihre Brüste Milch abzusondern ...

»Im achten Stock sind neue Mieter eingezogen«, sagte Guy am Abend in ihre Gedanken hinein.

»Und sie haben ein Baby«, sagte sie.

»Ja. Woher weißt du das?«

Sie sah ihn einen Augenblick an. »Ich hörte es schreien«, sagte sie.

Sie hörte es am nächsten Tag und am Tag danach.

Sie schaute auch den Fernsehschirm nicht mehr an, sondern hielt sich ein Buch vor, als ob sie läse, aber sie horchte, horchte, horchte ...

Das war nicht im achten Stock. Das war genau im siebenten Stock.

Und immer öfter kamen Pumpe und Meßbecher ein paar Minuten, nachdem das Schreien begonnen hatte. Und ein paar Minuten, nachdem man ihre Milch herausgebracht hatte, hörte es auf.

»Was tun Sie damit?« fragte sie eines Morgens Laura-Louise, als sie ihr die Pumpe, den Meßbecher und hundertachtzig Gramm Milch zurückgab.

»Wegschütten, natürlich«, sagte Laura-Louise und ging hinaus.

Am Nachmittag, als sie Laura-Louise den Becher gab, sagte sie: »Warten Sie eine Minute«, und wollte einen gebrauchten Kaffeelöffel hineintunken.

Laura-Louise riß den Becher zurück. »Lassen Sie das«, sagte sie und nahm ihr den Löffel mit einem Finger der

Hand ab, in der sie die Pumpe hielt.

»Was macht das aus?« fragte Rosemarie.

»Es ist einfach unappetitlich«, sagte Laura-Louise.

## 2

Es lebte.

Es war in Minnies und Romans Wohnung.

Sie hielten es dort versteckt und fütterten es mit ihrer Milch und sorgten – Gott sei Dank – gut für es, weil, wie sie sich aus Hutchs Buch erinnerte, der erste August einer ihrer Hauptfeiertage war, Lammas oder Leamas, mit besonders wahnsinnigen Ritualen. Oder vielleicht hielten sie es dort versteckt, bis Minnie und Roman aus Europa zurückkämen. Als deren Anteil.

Aber es lebte noch.

Sie hörte auf, die Pillen zu nehmen, die man ihr gab. Sie steckte sie in die Falte zwischen Daumen und Handfläche und tat, als ob sie sie schluckte, und später stopfte sie die Pillen, so tief sie konnte, zwischen Matratze und die Kastenmatratze darunter.

Sie fühlte sich kräftiger und wacher.

*Halt durch, Andy! Ich komme!*

Sie hatte ihre Lektion bei Dr. Hill gelernt. Diesmal würde sie sich an niemanden wenden, von keinem erwarten, daß er ihr glaube und ihr Retter sei. Nicht die Polizei, nicht Joan oder die Dunstans, nicht Grace Cardiff und nicht einmal Brian. Guy war ein viel zu guter Schauspieler und Dr. Sapirstein ein viel zu berühmter Arzt. Ihnen würde

sogar Brian glauben, daß sie nach dem Verlust des Babys irgendwie wahnsinnig geworden war. Diesmal würde sie allein handeln und es selbst herausholen, mit ihrem längsten und schärfsten Küchenmesser, um diese Wahnsinnigen abzuwehren.

Eins hatte sie ihnen voraus. Sie wußte – und die anderen wußten nicht, daß sie es wußte –, daß ein geheimer Weg von einer Wohnung in die andere führte. Die Wohnungstür hatte sie in jener Nacht mit der Kette versperrt – das wußte sie, wie sie wußte, daß die Hand, auf die sie schaute, eine Hand war, kein Vogel und kein Kriegsschiff –, und doch waren sie alle hereingekommen. Also mußte es noch einen anderen Weg geben. Und der konnte nur durch die Wäschekammer führen. Die tote Mrs. Gardenia, die sicherlich durch denselben Zauber gestorben war wie der arme Hutch, hatte sie verrammelt. Die Kammer war entstanden, als man die Wohnung in zwei kleinere teilte. Und als Mrs. Gardenia sich der Hexenversammlung anschloß – sie hatte Minnie ihre Kräuter gegeben, hatte Terry das nicht gesagt? –, was war da logischer, als die Rückseite der Kammer zu öffnen, hin und her zu gehen und sich viele Schritte zu ersparen, ohne daß die Bruhns und die Dubin- und -De Vore von dem heimlichen Verkehr wußten.

*Es war die Wäschekammer.*

In einem Traum war sie vor langer Zeit hindurchgetragen worden. Es war kein Traum gewesen; es war ein Zeichen des Himmels, eine himmlische Botschaft, die sie bewahren und an die sie sich nun erinnern sollte, um Mut zu fassen in einer Zeit der Heimsuchung.

*Oh, Vater im Himmel, vergib mir meine Zweifel! Ver-*

*gib mir, gnadenreicher Vater, daß ich mich von Dir abgewandt habe, und hilf mir in der Stunde der Not! Oh, Jesus, lieber Jesus, hilf mir, mein unschuldiges Kind zu retten!*

Die Pillen, natürlich, sie waren die Antwort. Sie bohrte ihren Arm unter die Matratze und holte sie heraus, Stück um Stück. Acht waren es, alle gleich, kleine weiße Tabletten mit einem Ritz in der Mitte, damit man sie zerbrechen konnte. Was immer sie waren, drei am Tag hatten genügt, um sie lahm und gefügig zu halten. Acht auf einmal würden Laura-Louise oder Helen Wees ganz gewiß in tiefen Schlaf versetzen. Sie rieb die Pillen ab, packte sie in ein Stück Papier und versteckte sie tief unten auf dem Grund ihrer Kleenex-Schachtel.

Sie tat, als sei sie noch immer gefügig, ab ihre Mahlzeiten, blätterte in Illustrierten und pumpte ihre Milch ab. Leah Fountain war bei ihr, als alles so weit war. Sie kam herein, nachdem Helen Wees mit der Milch herausgegangen war, und sagte: »Also Rosemarie, ich habe den anderen Mädchen den Vortritt gelassen, Sie zu besuchen, aber nun bin ich an der Reihe. Sie liegen ja hier wie in einem Filmtheater. Gibt es heute nacht etwas Gutes im Fernsehen?«

Sonst war niemand in der Wohnung. Guy war zu Allan gegangen, um sich einige Kontrakte von ihm erläutern zu lassen.

Sie sahen sich einen Film mit Fred Astaire und Ginger Rogers an. Während einer Pause ging Leah in die Küche und kam mit zwei Tassen Kaffee zurück. »Ich habe ein bißchen Hunger«, sagte Rosemarie, als Leah die Tassen auf

den Nachttisch gestellt hatte. »Würde es Ihnen viel Mühe machen, mir ein Käsebrot zu richten?«

»Aber natürlich, gern, meine Liebe«, sagte Leah. »Wie wollen Sie es haben, mit Kopfsalat oder mit Mayonnaise?«

Sie ging wieder aus dem Zimmer, und Rosemarie holte das Papier mit den Pillen aus ihrer Kleenex-Schachtel. Es waren jetzt elf Pillen darin. Sie ließ sie alle in Leahs Tasse gleiten und rührte mit ihrem eigenen Löffel um, den sie dann an einer Papierserviette abwischte. Sie nahm ihre eigene Tasse auf, aber die Hand zitterte ihr so, daß sie sie wieder hinstellen mußte.

Sie saß und trank jedoch ruhig, als Leah mit dem Brot hereinkam. »Danke, Leah«, sagte sie. »Das sieht wundervoll aus! Der Kaffee ist ein bißchen bitter. Vielleicht war er zu lange überbrüht.«

»Soll ich frischen machen?« fragte Leah.

»Nein, so schlecht ist er nun auch wieder nicht«, sagte Rosemarie.

Leah setzte sich neben sie, nahm ihre Tasse, rührte um und probierte. »Mhm«, sagte sie, zog die Nase hoch und nickte Rosemarie zustimmend zu.

»Aber er ist trinkbar«, sagte Rosemarie.

Sie schauten sich den Film an, und nach zwei weiteren Pausen fiel Leas Kopf auf ihre Brust und ruckte wieder hoch. Sie stellte Tasse und Untertasse hin; die Tasse war zu zwei Dritteln leer. Rosemarie aß den Rest ihres Käsebrotes und sah zu, wie Fred Astaire und zwei andere Leute in einem unwirklichen, prächtigen Haus auf Drehtischen tanzten.

Während des nächsten Teils des Films fiel Leah in tiefen

Schlaf.

»Leah?« fragte Rosemarie.

Die ältliche Frau saß da und schnarchte, das Kinn auf der Brust, die Hände mit den Handflächen nach oben im Schoß. Ihr lavendelfarbenes Haar, eine Perücke, war nach vorn gerutscht; dünne weiße Strähnen hingen ihr darunter hinten auf den Hals.

Rosemarie stand aus dem Bett auf, schlüpfte mit den Füßen in ihre Pantoffeln und zog den blau-weißen Morgenrock an, den sie sich für das Krankenhaus gekauft hatte. Leise verließ sie das Schlafzimmer, lehnte die Tür fest an, ging zur Wohnungstür, legte die Kette vor und schloß ab.

Dann ging sie in die Küche und nahm aus ihrem Messergestell das längste und schärfste Messer heraus – ein fast neues Tranchiermesser mit einer gebogenen und spitzen Stahlklinge in einem schweren Beingriff mit Messingknauf. Sie hielt es mit der Spitze nach unten, ging aus der Küche und durch den Flur zur Tür der Wäschekammer.

Sobald sie sie öffnete, wußte sie, daß sie recht hatte. Die Borde sahen sauber und ordentlich genug aus, aber man hatte auf zweien die Wäsche ausgewechselt. Die Badetücher und die Handtücher lagen, wo die Winterdecken gelegen hatten und umgekehrt.

Sie legte das Messer auf die Schwelle des Badezimmers und nahm alles aus der Kammer heraus, außer den Sachen, die auf dem fest eingegipsten Bord lagen. Badetücher und Handtücher legte sie auf den Boden, desgleichen große und kleine Schachteln, dann hob sie die vier Borde, die sie vor tausend und abertausend Jahren mit Folie

bezogen hatte, von den Leisten herunter.

Die Rückseite der Kammer, unter dem obersten Bord, war eine einzige große, weiß getünchte Füllung, umrahmt von einer schmalen weißen Kehlung. Als sie ganz nahe stand und sich zur Seite bog, um besseres Licht zu haben, sah Rosemarie, daß, wo sich Füllung und Kehlung trafen, die Farbe in einer durchgehenden Linie geplatzt war. Sie drückte erst auf die eine Seite der Füllung und dann auf die andere, drückte stärker – und die Füllung schwang auf knarrenden Angeln zurück. Innen war es dunkel. Eine andere Kammer, mit einem Kleiderbügel aus Draht, der auf dem Boden glitzerte, und einem hellen Lichtfleck, dem Schlüsselloch. Rosemarie stieß die Türfüllung ganz zurück, trat in die zweite Kammer und duckte sich nieder. Durch das Schlüsselloch sah sie, auf eine Entfernung von sechs bis sieben Meter, ein kleines Raritätenschränkchen, das auf einem Untersatz im Flur von Minnies und Romans Wohnung stand.

Sie versuchte, ob sich die Tür öffnen ließ. Sie ging auf.

Sie schloß sie wieder, ging durch ihre eigene Kammer zurück, holte sich das Messer, ging wieder hinein und hindurch, schaute wieder durch das Schlüsselloch und öffnete die Tür zu einem ganz kleinen Spalt.

Dann stieß sie sie weit auf und hielt das Messer in Schulterhöhe, mit der Spitze nach vorn.

Der Flur war leer, aber aus dem Wohnraum hörte sie Stimmen. Das Bad war rechts, die Tür offen, dunkel. Minnies und Romans Schlafzimmer war links, eine Nachttischlampe brannte darin. Keine Wiege, kein Baby.

Vorsichtig schlich sie den Flur entlang. Eine Tür rechts

war verschlossen, eine andere, links, führte in eine Wäschekammer. Über dem Raritätenschränkchen hing ein kleines, aber sehr realistisches Ölgemälde, eine Kirche in Flammen. Früher war nichts dort gewesen, nur ein Bildenhaken, jetzt hing da dies aufreibende Bild. Es sah aus wie die St.-Patricks-Kathedrale, aus deren Fenstern und deren steilem Dach gelbe und orangefarbene Flammen schlügen.

Wo hatte sie das schon gesehen? Eine brennende Kirche ...

In einem Traum. In einem Traum, in dem man sie durch die Wäschekammer getragen hatte. Guy und ein anderer Mann. »Sie haben sie zu hoch gepackt.« In einem Ballsaal, in dem eine Kirche brannte. Wo *diese* Kirche brannte.

Aber wie konnte das sein?

Hatte man sie *wirklich* durch die Kammer getragen? Hatte sie das Bild wirklich gesehen, als man sie daran vorbeitrug?

Du mußt Andy finden, du mußt Andy finden, du mußt Andy finden.

Mit hoherhobenem Messer ging sie weiter den Flur entlang. Andere Türen waren abgeschlossen. Ein anderes Bild hing da. Nackte Männer und Frauen tanzten im Kreis. Vor ihr lagen die Diele und die Eingangstür, rechts die Bogentür zum Wohnzimmer. Die Stimmen wurden lauter. »Nicht, wenn er noch auf ein Flugzeug wartet, was er nicht tut«, sagte Mr. Fountain. Lautes Gelächter folgte seinen Worten und wurde beschwichtigt.

In dem Ballsaal ihres Traums hatte Jackie Kennedy freundlich zu ihr gesprochen und war dann weggegangen;

und dann waren *sie* alle dagewesen, die ganze Hexenversammlung, nackt, und hatten sie mit Gesang umtanzt. War das die Wirklichkeit gewesen, war das wirklich geschehen? Roman in schwarzer Robe, der ihren Körper mit Zeichen bemalte? Dr. Sapirstein, der ihm eine Schale mit roter Farbe hinhieß? Roter Farbe? Blut?

»Zum Teufel, Hayato«, sagte Minnie. »Sie machen sich einfach über mich lustig. Sie halten mich zum Narren, wie man hier bei uns sagt.«

Minnie? Zurück aus Europa? Und Roman auch? Aber erst gestern hatte sie doch die Karte aus Dubrovnik bekommen, daß sie noch länger dort blieben!

Waren sie überhaupt jemals fortgewesen?

Jetzt stand sie an der Bogentür, konnte die Büchergestelle und die Aktenschränke sehen und die Bridgetische, auf denen Zeitungen und Haufen von Briefumschlägen lagen. Die Hexengesellschaft saß am anderen Ende, lachte und schwatzte leise. Eiswürfel klickten.

Sie faßte ihr Messer fester und tat einen Schritt vorwärts, blieb stehen, starnte.

An der anderen Seite des Raumes, in dem einen großen Erkerfenster, stand ein schwarzer Korbkinderwagen. Schwarz war er, nur schwarz. Außen mit schwarzem Taftumhang garniert, darüber ein Himmel aus schwarzem Organza mit schwarzer Rüsche. Ein silbernes Ornament hing an einem schwarzen Band davon herunter.

*Tot?* Aber nein! Noch als sie es fürchtete, bewegte sich der steife Organza, zitterte das silberne Ornament.

Er lag darin. In diesem ungeheuerlichen, pervertierten Hexenkinderwagen.

Das silberne Ornament war ein Kruzifix, das mit dem Kopf nach unten hing. Das schwarze Band war um die Fußknöchel Jesu geschlungen.

Der Gedanke, daß ihr Kind hilflos zwischen Gotteslästerung und Schrecken lag, trieb Rosemarie die Tränen in die Augen, und plötzlich überkam sie der Wunsch, einfach zusammenzubrechen und zu weinen, völlig aufzugeben angesichts des ungeheuerlichen und unaussprechlichen Bösen. Aber sie widerstand. Sie schloß die Augen fest, um den Tränen zu wehren, sagte ein schnelles Ave-Maria, nahm all ihren Mut und all ihren Haß zusammen, Haß auf Minnie und Roman, auf Guy und Dr. Sapirstein – auf sie alle, die sich verschworen hatten, ihr Andy wegzunehmen und ihn für ihre verfluchten Zwecke zu mißbrauchen. Sie wischte ihre Hände an ihrem Morgenrock ab, packte das Messer von neuem an seinem dicken Griff und tat einen Schritt vorwärts, so daß alle sie sehen und wissen konnten, daß sie da war.

Unsinnigerweise taten sie das nicht. Sie sprachen weiter, hörten sich weiter zu, tranken und freuten sich ihrer Party, als wäre sie ein Geist oder träumte drüben in ihrem Bett. Minnie und Roman, Guy (die Kontrakte!), Mr. Fountain, die Weeses, Laura-Louise und ein lernbegierig aussehender junger Japaner mit Brille – alle saßen sie vor dem Kamin unter dem Bildnis von Adrian Marcato. Er allein sah sie. Da stand er und blitzte sie an, bewegungslos, machtvoll; aber machtlos, ein Gemälde.

Dann sah auch Roman sie. Er stellte sein Glas hin und berührte Minnies Arm. Schweigen sprang auf, und diejenigen, die mit dem Rücken zu ihr saßen, drehten sich

fragend um. Laura-Louise schlug die Hände vor den Mund und begann zu kreischen.

Helen Wees sagte: »Gehen Sie wieder in Ihr Bett, Rosemarie. Sie wissen, Sie sollen nicht aufstehen und herumlaufen.« Entweder war sie verrückt, oder sie versuchte es mit Psychologie.

»Ist das die Mama?« fragte der Japaner, und als Roman nickte, pfiff er leise durch die Zähne und schaute Rosemarie interessiert an.

»Sie hat Leah umgebracht«, sagte Mr. Fountain und stand auf. »Sie hat meine Leah umgebracht! Nicht wahr? Wo ist sie? Haben Sie meine Leah umgebracht?«

Rosemarie starrte sie an, starrte Guy an. Er blickte zu Boden, wurde rot.

Sie packte das Messer fester. »Ja«, sagte sie. »Ich habe sie umgebracht. Ich habe sie erstochen. Und ich habe mein Messer abgewischt und werde euch totstechen, jeden, der mir zu nahe kommt. Sag ihnen, wie scharf es ist, Guy.«

Er sagte nichts. Mr. Fountain setzte sich und preßte eine Hand auf sein Herz. Laura-Louise kreischte.

Ohne die Augen von ihnen zu wenden, ging sie durch den Raum auf den Kinderwagen zu.

»Rosemarie«, sagte Roman.

»Halt den Mund«, sagte sie.

»Bevor du nach dem ...«

»Halt den Mund«, sagte sie. »Du bist in Dubrovnik, ich höre dich nicht.«

»Laß sie«, sagte Minnie.

Sie beobachtete sie, bis sie neben dem Kinderwagen stand, der in Richtung der Gruppe gedreht war. Mit ihrer

freien Hand packte sie den schwarz umwickelten Griff an seinem Fußende und drehte ihn langsam und sanft um, so daß sie hineinsehen konnte. Taft raschelte, die Hinterräder quietschten.

Schlafend und süß, klein und rosig lag Andy da, behaglich eingepackt in eine schwarze Decke, mit kleinen schwarzen Fausthandschuhen an seinen Händen. Er hatte orangerotes Haar in überraschender Fülle, seidenweich und säuberlich gebürstet. *Andy! Oh, Andy!* Sie streckte die Hand nach ihm aus und wandte das Messer ab. Er spitzte die Lippen, öffnete die Augen und schaute sie an. Seine Augen waren goldgelb, ganz goldgelb, ohne Weiß noch Iris. Ganz goldgelb mit einem senkrechten Pupillenschlitz.

Sie sah ihn an.

Er sah sie an, mit goldgelben Augen, und dann hinauf zu dem baumelnden, umgekehrten Kruzifix.

Sie sah die anderen an, die sie beobachteten, und schrie sie mit dem Messer in der Hand an: »Was *habt ihr mit seinen Augen gemacht?*«

Sie fuhren auf und blickten nach Roman.

»Er hat seines Vaters Augen«, sagte er.

Sie blickte ihn an, blickte Guy an – der seine Augen hinter den Händen verbarg – und wieder Roman. »Von was sprichst du?« sagte sie. »Guy hat *braune* Augen, sie sind *normal*. Was habt ihr ihm *angetan*, ihr Wahnsinnigen?«

Sie trat von dem Kinderwagen weg, bereit, auf sie loszustechen.

»Satan ist sein Vater, nicht Guy«, sagte Roman. »*Satan* ist sein Vater, er kam aus der Hölle und zeugte einen Sohn

mit einer sterblichen Frau. Um Frevel zu rächen, mit denen die Verehrer Gottes seine gläubigen Jünger heimsuchen!«

»Ave Satan!« sagte Mr. Wees.

»*Satan* ist sein Vater, und sein Name ist Adrian!« schrie Roman, und seine Stimme wurde immer lauter und stolzer, sein Gehabe strenger und machtvoller. »Er soll die Mächtigen besiegen und ihre Tempel zerstören. Er soll die Verachteten retten und Rache üben im Namen der Verbrannten und Gefolterten!«

»Ave Adrian«, fielen sie ein. »Ave Adrian! Ave Adrian!« und »Ave Satan! Ave Satan! Ave Adrian! Ave Satan!«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie.

Minnie sagte: »Er hat dich erwählt, Rosemarie, aus allen Frauen der Welt. Er hat dich erwählt. Er führte dich und Guy in diese Wohnung. Er machte, daß diese närrische – wie war doch ihr Name – Terry sich fürchtete und overschnappte, so daß wir unsere Pläne ändern mußten. Er ordnete alles, was zu ordnen war, denn er wollte, daß *du* die Mutter seines einzigen lebendigen Sohnes, würdest!«

»Seine Macht ist stärker als stark«, sagte Roman.

»Ave Satan!« sagte Helen Wees.

»Seine Macht wird dauern, länger als lang!«

»Ave Satan!« sagte der Japaner.

Laura-Louise nahm die Hände vom Mund. Guy schaute unter seinen Händen nach Rosemarie.

»Nein«, sagte sie. »Nein«, und die Hand mit dem Messer hing ihr herunter. »Nein. Das kann nicht sein. Nein.«

»Geh, und sieh seine Hände an«, sagte Minnie, »und seine Füße.«

»Und seinen Schwanz«, sagte Laura-Louise.

»Und die Knospen seiner Hörner«, sagte Minnie.

»O Gott«, stöhnte Rosemarie.

»Gott ist tot«, sagte Roman.

Sie wandte sich dem Kinderwagen zu, ließ ihr Messer fallen und wandte sich zurück zu der Versammlung, die sie beobachtete. »Oh, Gott!« stöhnte sie und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Dann hob sie die geballten Fäuste zur Decke und schrie: »O Gott! O Gott! O Gott! O Gott! O Gott!«

»*Gott ist tot*«, donnerte Roman. »*Gott ist tot, und Satan lebt! Es ist das Jahr eins, das erste Jahr unseres Herrn! Es ist das Jahr eins, und Gott ist tot! Es ist das Jahr eins! Adrians Jahr hat begonnen!*«

»Ave Satan!« schrien alle. »Ave Adrian! Ave Adrian! Ave Satan!«

Sie wich zurück – »nein, nein« –, wich weiter und weiter zurück, bis sie zwischen zwei Bridgetischen stand. Hinter ihr war ein Stuhl; sie setzte sich und starrte sie an. »Nein!«

Mr. Fountain stürzte hinaus auf den Flur hinunter. Guy und Mr. Wees liefen hinter ihm her.

Minnie stand auf, ging durch das Zimmer, bückte sich brummend nach dem Messer, hob es auf und ging damit in die Küche.

Laura-Louise ging zum Kinderwagen und begann ihn hin- und herzuschieben, als gehöre das Kind ihr. Der schwarze Taft raschelte, die Räder quietschten.

Sie saß und starrte. »Nein«, sagte sie.

Der Traum. Der Traum. Er war Wirklichkeit gewesen. Die gelben Augen, in die sie geschaut hatte. »O Gott«,

sagte sie.

Roman trat zu ihr. »Claire tut nur so«, sagte er, »wenn er sich wegen Leah ans Herz greift. Das macht ihm keinen Kummer. Niemand mochte sie wirklich; sie geizte mit ihren Gefühlen und mit ihrem Geld. Warum hilfst du uns nicht, Rosemarie? Sei Adrian eine echte Mutter, und wir werden es einrichten, daß du nicht bestraft wirst, weil du sie umgebracht hast. So, daß niemand es jemals herausfinden wird. Du mußt nicht zu uns *gehören*, wenn du nicht willst. Sei nur einfach die Mutter deines Kindes.« Er beugte sich über sie und flüsterte: »Minnie und Laura-Louise sind zu alt. Die taugen nicht.« Sie sah ihn an.

Er stand wieder aufrecht. »Denke darüber nach, Rosemarie«, sagte er.

»Ich habe sie nicht umgebracht«, sagte sie.

»Oh?«

»Ich habe ihr nur Pillen gegeben«, sagte sie, »sie schläft.«

»Oh«, sagte er.

Die Türglocke ging. »Entschuldige«, sagte er und ging hinaus. »Aber denk auf alle Fälle darüber nach«, fügte er über die Schulter hinzu.

»O Gott!« sagte sie.

»Halt den Mund mit deinem ›o Gott‹«, sagte Laura-Louise, »oder wir bringen dich um.« Sie schaukelte die Wiege. »Milch oder keine Milch.«

»Du hältst den Mund«, sagte Helen Wees und drückte Rosemarie ein feuchtes Taschentuch in die Hand. »Rosemarie ist seine Mutter, einerlei, wie sie sich verhält. Denk daran und behandle sie mit Respekt.«

Laura-Louise murmelte etwas mit halber Stimme.

Rosemarie wischte sich mit dem kühlen Taschentuch über Stirn und Wangen. Der Japaner, der an der anderen Wand des Raumes auf einem Fußkissen saß, faßte sie ins Auge, grinste und senkte den Kopf. Er hielt eine geöffnete Kamera in den Händen, in die er einen Film einlegte. Er bewegte sie vor und zurück, in Richtung auf den Kinderwagen, grinste und nickte. Sie schaute zu Boden und begann zu weinen. Sie wischte sich die Augen.

Roman kam herein und führte einen robusten, gut aussehenden dunkelhäutigen Mann am Arm, der einen weißen Anzug und weiße Schuhe trug. Er hatte eine große Schachtel unter dem Arm, die in hellblaues Papier eingepackt war, auf dem Teddybären und Zuckerstangen aufgedruckt waren. Musiktöne kamen daraus. Alle strömten zusammen, um ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu schütteln. »Besorgt«, sagten sie und »erfreut« und »Flughafen« und »Stavropoulos« und »Gelegenheit«. Laura-Louise trug die Schachtel zum Kinderwagen. Sie hielt sie hoch, damit das Baby sie sehen sollte, schüttelte sie, damit es sie hörte, und stellte sie auf das Fenstersims, zu vielen anderen Schachteln, die ähnlich verpackt waren, und einigen, die mit einem schwarzen Band umwunden waren.

»Gerade nach Mitternacht am fünfundzwanzigsten Juni«, sagte Roman. »Genau nach Ablauf des halben Jahres von Du weißt. Ist das nicht vollkommen?«

»Aber warum wundert dich das?« fragte der neu Hinzugekommene und streckte seine Hände aus. »Hat nicht Edmond Lautreamont den fünfundzwanzigsten Juni vor dreihundert Jahren vorausgesagt?«

»Das hat er, in der Tat«, lächelte Roman, »aber es über-

rascht trotzdem, daß eine seiner Voraussagen genau eintrifft.« Alle lachten. »Komm, mein Freund«, sagte Roman und zog den Ankömmling mit sich nach vorn. »Komm, sieh ihn, komm, sieh das Kind!«

Sie gingen zu dem Kinderwagen, wo Laura-Louise sie mit dem Lächeln einer Verkäuferin erwartete, und schauten schweigend hinein. Nach ein paar Augenblicken ließ sich der Ankömmling auf die Knie nieder.

Guy und Mr. Wees kamen herein.

Sie blieben unter der Tür stehen, bis sich der Ankömmling erhoben hatte. Dann ging Guy zu Rosemarie herüber. »Abe ist drin bei ihr«, sagte er. Er stand neben ihr, blickte auf sie herunter und rieb seine Hände an seiner Jacke. »Sie haben mir versprochen, daß dir nichts geschieht«, sagte er. »Und du bist es nicht gewesen, wirklich. Ich meine, nimm an, du hättest ein Baby gehabt und es verloren, wäre es nicht das gleiche? Und wir bekommen so viel dafür, Ro.«

Sie legte ihr Taschentuch auf den Tisch, schaute ihn an und spuckte ihn dann mit aller Kraft an.

Er wurde rot, wandte sich ab und wischte die Vorderseite seines Jacketts ab. Roman sah ihn und stellte ihn dem Ankömmling, Argyron Stavropoulos, vor.

»Wie stolz müssen Sie sein«, sagte Stavropoulos und umschloß Guys Hand mit seinen beiden. »Aber das da drüben ist doch gewiß nicht die Mutter? Warum, im Namen des ...« Roman zog ihn fort und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Hier«, sagte Minnie und bot Rosemarie eine Tasse dampfenden Tee an. »Trink das, dann wirst du dich wohler fühlen.«

Rosemarie sah die Tasse an und zu Minnie auf. »Was ist darin?« fragte sie. »Tannis-Wurzel?«

»*Nichts* ist darin«, sagte Minnie, »nur Zucker und Zitrone, Es ist ganz gewöhnlicher Lipton-Tee. Trink.«

Sie stellte die Tasse neben das Taschentuch.

Und nun mußte sie es töten. Es gab keine andere Möglichkeit. Warten, bis sie alle am anderen Ende des Raumes saßen, dann hinüberlaufen, Laura-Louise fortstoßen, es packen und aus dem Fenster werfen. Und dann hinterherspringen. *Mutter tötet Baby und begeht Selbstmord im Bramford.*

Die Welt vor Gott-weiß-was retten. Vor Satan-weiß-was.

Ein Schwanz! Die Knospen seiner Hörner.

Sie wollte schreien, sterben.

Das würde sie tun, es hinauswerfen und hinterherspringen.

Jetzt standen alle herum. Eine fröhliche Cocktailparty. Der Japaner machte Aufnahmen von Guy, von Stavropoulos, von Laura-Louise mit dem Kind auf dem Arm.

Sie drehte sich weg. Sie wollte nichts sehen.

Diese Augen! Wie die eines Tieres, eines Tigers, nicht wie die eines menschlichen Wesens.

Er war kein menschliches Wesen, natürlich nicht. Er war – eine Art Mischling.

Und wie lieb und süß hatte er ausgesehen, bevor er diese gelben Augen aufschlug! Das kleine Kinn, ein klein wenig wie das von Brian, der süße Mund, das entzückende orangefarbene Haar ... sie würde ihn gern noch einmal ansehen, wenn er nur nicht diese gelben Tieraugen hätte.

Sie probierte den Tee. Es war Tee.

Nein, sie *konnte* ihn nicht aus dem Fenster werfen. Er war ihr Kind, einerlei, wer der Vater war. Sie mußte zu jemandem gehen, der das verstehen würde. Zu einem Priester. Ja, das war die Lösung, ein Priester. Das war ein Problem, das die Kirche lösen mußte. Der Papst und alle Kardinäle, nicht sie, die dumme Rosemarie Reilly aus Omaha.

Töten war unrecht, ganz gleich, was man tötete.

Er begann leise zu weinen, weil Laura-Louise den Wagen zu rasch hin- und herschob, und jetzt begann diese Närrin ihn noch schneller zu schaukeln.

Sie hielt es aus, solange sie konnte. Dann stand, sie auf und ging hinüber.

»Geh weg!« sagte Laura-Louise. »Komm ihm nicht nah! Roman!«

»Du schaukelst ihn zu schnell«, sagte sie.

»Setz dich hin«, sagte Laura-Louise, und zu Roman gewandt: »Schick sie fort! Bring sie wieder dahin, wo sie hingehört.«

Rosemarie sagte: »Sie schaukelt ihn zu schnell, deshalb weint er.«

»Kümmere dich um deine Sachen!« sagte Laura-Louise.

»Laß Rosemarie ihn schaukeln«, sagte Roman.

Laura-Louise starzte ihn an.

»Geh«, sagte er. Er stand hinter dem Kopfende des Wagens. »Setz dich zu den anderen. Laß Rosemarie ihn schaukeln.«

»Aber sie könnte –«

»Setz dich zu den anderen, Laura-Louise.« Gekränkt

ging sie fort.

»Schaukele du ihn«, sagte Roman lächelnd zu Rosemarie. Er schob den Wagen vor und zurück, auf sie zu, indem er ihn beim Betthimmel faßte.

Sie stand still und sah ihn an. »Du versuchst – mich dazu zu bringen, seine Mutter zu sein«, sagte sie.

»*Bist* du nicht seine Mutter?« sagte Roman. »Komm, schaukele ihn, bis er aufhört zu weinen.«

Sie ließ den schwarzen Griff des Wagens in ihre Hand gleiten und schloß die Finger darum. Ein paar Augenblicke schoben sie den Wagen zwischen sich hin und her, dann ließ Roman los, und sie schaukelte ihn allein, hübsch langsam. Sie schaute nach dem Baby, sah seine gelben Augen und schaute nach dem Fenster.

»Ihr solltet die Räder ölen«, sagte sie. »Vielleicht ärgert ihn das.«

»Ich werde sie ölen«, sagte Roman. »Siehst du, er hat aufgehört zu weinen. Er weiß, wer du bist.«

»Lächerlich«, sagte Rosemarie und schaute wieder auf das Baby. Es betrachtete sie. Seine Augen waren eigentlich gar nicht so schlimm, jetzt, da sie darauf vorbereitet war. Es war die Überraschung, die sie so verwirrt hatte. Sie waren eigentlich hübsch. »Wie sind seine Hände?« fragte sie und schob den Wagen hin und her.

»Sie sind sehr hübsch«, sagte Roman. »Er hat Klauen, aber sie sind ganz klein, wie Perlen. Die Handschuhchen hat er nur an, damit er sich nicht kratzt – nicht, weil seine Hände häßlich wären.«

»Er sieht aus, als hätte er Sorgen«, sagte sie.

Dr. Sapirstein kam zu ihr herüber. »Eine Nacht der

Überraschungen«, sagte er.

»Gehen Sie!« sagte sie, »sonst spucke ich Sie an!«

»Geh, Abe«, sagte Roman, und Dr. Sapirstein nickte und ging.

»Nicht du«, sagte Rosemarie zu dem Baby. »Du bist nicht schuld, ich bin wütend auf *sie*, weil sie mich betrogen und belogen haben. Mach nicht so ein Kummerge-  
sicht. Ich tu' dir nichts.«

»Das weiß er«, sagte Roman.

»Warum sieht er dann so traurig aus?« fragte Rosemarie,  
»Der arme kleine Kerl. Sieh ihn an.«

»Gleich«, sagte Roman. »Ich muß mich um meine Gäste kümmern. Ich bin gleich wieder da.« Er ging und ließ sie allein.

»Ehrenwort, ich tu' dir nichts«, sagte sie zu dem Baby. Sie beugte sich über es und knotete sein schwarzes Hemdchen hinten am Hals auf. »Nicht wahr, das hat Laura-Louise zu fest gebunden? Ich mache es dir ein bißchen loser, dann hast du es bequemer. Du hast ein süßes, kleines Kinn, weißt du das? Du hast seltsame gelbe Augen, aber ein ganz süßes kleines Kinn.«

Sie band das Hemdchen wieder zu, etwas loser.

Armer kleiner Kerl.

Er konnte nicht *ganz* böse sein. Das war einfach nicht möglich. Selbst wenn er halb Satan war. War er nicht auch halb *sie* selbst, halb ein richtiges gewöhnliches, fühlendes menschliches Wesen? Wenn *sie gegen die* anderen arbeite-  
te, ihren guten Einfluß ausühte, um dem Bösen zu begeg-  
nen ...

»Du hast dein eigenes Zimmer, weißt du das?« sagte sie

und wickelte ihn aus seiner Decke, die auch zu eng war. »Es hat eine weiß-gelbe Tapete und ein weißes Bettchen mit gelben Stoßstangen, und im ganzen Zimmer ist kein Fleckchen von diesem dummen, düsteren Schwarz. Wir werden es dir zeigen, wenn wir dich das nächste Mal füttern. Falls du neugierig bist, ich bin die Dame, von der all die Milch kommt, die du getrunken hast. Ich wette, du dachtest, sie käme in Flaschen vom Milchmann, nicht wahr? Aber das tut sie nicht. Sie kommt von *Müttern*, und ich bin deine Mutter. So ist das, Herr Sorgenvoll. Du scheinst mir aber nicht sehr begeistert von dem Gedanken.«

Schweigen ließ sie aufschauen. Alle hatten sich um sie herum versammelt und sahen ihr zu, jedoch aus achtungsvoller Entfernung.

Sie fühlte, wie sie errötete, drehte sich wieder dem Kind zu und steckte die Decke fest um es herum. »Laß sie gucken«, sagte sie, »was geht uns das an? Wir wollen es nur behaglich und gemütlich haben, so, nicht wahr? Ist es jetzt besser.«

»Ave Rosemarie!« sagte Helen Wees.

Die anderen griffen den Gruß auf. »Ave Rosemarie!«

»Ave Rosemarie!« Minnie und Stavropoulus und Dr. Sapirstein.

»Ave Rosemarie!« Auch Guy sagte es.

»Ave Rosemarie!« Laura-Louise bewegte ihre Lippen, ohne daß ein Laut darüber kam.

»Ave Rosemarie, Mutter Adrians!« sagte Roman.

Sie blickte von dem Kinderwagen auf. »Er heißt Andrew«, sagte sie, »Andrew John Woodhouse.«

»Adrian Steven«, sagte Roman.

Guy sagte: »Roman, höre«, und Stavropoulos, der an Romans anderer Seite stand, berührte ihn am Arm und sagte: »Ist der Name von solcher Bedeutung?«

»Er ist es. Ja. Er ist es«, sagte Roman. »Sein Name ist Adrian Steven.«

Rosemarie sagte: »Ich weiß, warum ihr ihn so nennen wollt, aber es tut mir leid, das geht nicht. Er heißt Andrew John. Er ist mein Kind, nicht eures, und das ist ein Punkt, über den ich mich auf keine Verhandlungen einlasse. Der Name und die Sachen. Er kann nicht immerzu Schwarz tragen.«

Roman wollte etwas entgegnen, aber Minnie sagte mit lauter Stimme: »Ave Andrew!« und sah ihm starr in die Augen.

Alle anderen sagten »Ave Andrew!« und »Ave Rosemarie!« und »Ave Satan!«

Rosemarie kitzelte das Baby am Bauch. »Nein, ›Adrian‹ gefiel dir auch nicht?« fragte sie es. »Ich glaube es nicht. ›Adrian Steven!‹ Bitte, hör jetzt auf, so traurig auszusehen!« Sie stupste seine kleine Nasenspitze. »Kannst du schon lächeln, Andy? Kannst du? Komm, mein kleiner Andy mit den komischen Augen, kannst lachen? Kannst du für deine Mama lachen?« Sie stieß das silberne Ornament an und ließ es baumeln. »Komm, Andy«, sagte sie. »Lach einmal! Komm, Andy-Candy.«

Der Japaner glitt mit seiner Kamera nach vorn und machte in rascher Folge ein paar Aufnahmen.